

Margit Auer
Fährenweg 10/1
72070 Tübingen

Interessenorientierte Jugendarbeit

**Orientierung an den Interessen Jugendlicher: Zwischen theoretischem und normativem Anspruch und der Wirklichkeit im sozialpädagogischen Alltag.
Am Praxisbeispiel der kommunalen Jugendförderung Ludwigsburg**

Dissertation

**zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Sozialwissenschaften
in der Fakultät
für Sozial- und Verhaltenswissenschaften
der Eberhardt-Karls-Universität Tübingen**

2010

Danksagung

Prof. Dr. Dr. h.c. em. Hans Thiersch danke ich für die geduldige Betreuung dieser Arbeit, die inspirierenden Dispute nicht nur über die Jugendarbeit und für die Unermüdlichkeit, mich darauf aufmerksam zu machen, dass ich keinen Großpark zu bestellen sondern nur ein kleines Stiefmütterchenbeet zu bearbeiten habe.

Rosa und Balthasar Auer sowie Rosemarie Hieronimie gilt mein herzlicher Dank für die emotionale und existentielle Unterstützung dieses Dissertationsprojektes. Bei Larissa von Schwanenflügel, Claudia Zinser, Sonja Strohmenger, Peter Thomas und Isabel Hoever bedanke ich mich für die inspirierenden fachlichen Diskussionen, bei Maggie Eckner, Prof. Dr. Franz Schmid, Christa Stengelin, Fabiola Brähler und Petra Nonnenmacher für die hartnäckigen Ermutigungen in den Höhen und Tiefen eines solchen Projektes sowie bei Maria und Helmut Nonnenmacher für die humorvollen Hilfen jeglicher Art, wenn der profane Alltag am Horizont der Wissenschaft zu entschwinden drohte. Den Ludwigsburger Kolleginnen und Kollegen gilt mein Dank für ihre Offenheit, ihre Zeit und Geduld inmitten ihres sowieso schon dichten beruflichen Alltags. Nicht zuletzt geht ein herzlicher Dank an Ivan Crnkovic, den ehemaligen „spiritus movens“ der Jugendförderung in Ludwigsburg sowie Mrnjo Brundo, Janja Zora, Zdravi Gor und Ljubo Lik für die bärenstarken Inspirationen.

Gewidmet

den Mädchen und Jungen zwischen „Pickel und Führerschein“, denen ich in Ludwigsburg, Backnang und Bad Tölz begegnen durfte: Sie erinnerten mich immer wieder in liebenswürdiger oder kratzbürstiger Manier eigensinnig und hartnäckig an den roten Faden meines beruflichen Tuns und Lassens.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Teil I: Jugend, Interessen Jugendlicher und die Orientierung der Jugendarbeit an den Interessen von Mädchen und Jungen	14
1 Jugend.....	15
1.1 Jugend in der modernisierten Gesellschaft	16
1.1.1 Jugend: Produkt und Projekt der Moderne	16
1.1.2 Jugendphase heute: entstrukturiert, enttraditionalisiert, entgrenzt	19
1.1.3 Gesellschaftlicher Funktionswandel der Jugend.....	22
1.2 Ausgewählte Lebenslagen Jugendlicher	24
1.2.1 Lebenslage Geschlecht.....	25
1.2.2 Lebenslage Armut.....	29
1.2.3 Lebenslage Migration	32
1.3 Bedürfnisse Jugendlicher	37
1.3.1 Das Bedürfnis nach Geborgenheit.....	38
1.3.2 Das Bedürfnis nach Kreativität	39
1.3.3 Das Bedürfnis nach Identität	40
1.3.4 Das Bedürfnis nach Orientierung	42
1.3.5 Im Querschnitt: Das Bedürfnis nach Anerkennung	43
1.4 Die Konkretisierung der Bedürfnisse in den Entwicklungsaufgaben	44
1.4.1 Geborgenheit: Soziale Beziehungen neu gestalten, Frau werden – Mann werden.....	45
1.4.2 Kreativität: Perspektiven entwickeln, Frau werden – Mann werden	49
1.4.3 Identität: sich (in der Welt zurecht) finden.....	54
1.4.4 Orientierung: Perspektiven entwickeln, Frau werden – Mann werden	58

1.5	Interessen als Befriedigung der Bedürfnisse	63
1.5.1	Interesse: Gleichaltrigengeselligkeit	65
1.5.2	Interesse: Räume	68
1.5.3	Interesse: Jugendkulturen	71
1.5.4	Interesse: Partizipation	74
1.6	Resümee: Die Situation von Jugend und ihre Bedeutung für die Jugendarbeit	77
2	Jugendarbeit: Die Orientierung an den Interessen Jugendlicher in der Theoriegeschichte der Jugendarbeit.....	80
2.1	Erste theoretische Überlegungen: Die „vier Versuche“ (1964).....	81
2.1.1	C. Wolfgang Müller (Versuch 1):.....	83
2.1.2	Helmut Kentler (Versuch 2):	85
2.1.3	Hermann Giesecke (Versuch 4):	86
2.1.4	Klaus Mollenhauer (Versuch 3):	88
2.2	Jugendarbeit zwischen Geselligkeit und politischen Interessen (1970er Jahre)	91
2.2.1	Emanzipatorische Jugendarbeit (Hermann Giesecke).....	92
2.2.2	Antikapitalistische Jugendarbeit (Manfred Liebel).....	95
2.2.3	Bedürfnisorientierte Jugendarbeit (Diethelm Damm)	97
2.3	Entideologisierung der Jugendarbeit (seit Mitte der 1980er Jahre).....	99
2.3.1	Sozialräumlich orientierte Jugendarbeit.....	100
2.3.2	Subjektorientierte Jugendarbeit (Albert Scherr)	103
2.3.3	Lebensweltorientierte Jugendarbeit (Hans Thiersch).....	105
3	Skizze einer interessenorientierten Jugendarbeit	108
3.1	Interessen Jugendlicher im Kontext der Lebensweltorientierung	109
3.1.1	Das Konzept der Lebensweltorientierung genauer betrachtet	110
3.1.2	Interessen Jugendlicher in den lebensweltlichen Strukturmaximen	113

3.2	Konzept einer interessenorientierten Jugendarbeit	117
3.2.1	Die Zielgruppe: Gesamtjugend.....	118
3.2.2	Der Inhalt: Interessen Jugendlicher	119
3.2.3	Das Arbeitsprinzip: Partizipation und jugendpolitische Einmischung	121
3.2.4	Das Ziel: Kooperation und Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen	123
3.3	Realisierungsprobleme einer interessenorientierten Jugendarbeit	124
3.3.1	Externe Praxisprobleme	124
3.3.2	Interne Praxisprobleme	127
Teil II:	Jugendförderung der Stadt Ludwigsburg	130
1	Warum (nur) Ludwigsburg?	130
2	Ludwigsburg und seine BewohnerInnen	132
3	Die krisenorientierte Konzeptentwicklung der Jugendförderung	139
3.1	„Alte“ Praxis zwischen sozialpolitischer Inpflichtnahme und unproduktivem Alltag.....	139
3.2	„Alte neue“ Fragen der Fachkräfte nach dem Auftrag und der Zielgruppe ...	141
3.3	„Neuer“ Blick auf die Jugend und die Jugendarbeit	142
3.4	„Neue“ Orientierungen: Vernetzung, Gesamtjugend, Partizipation	144
3.5	„Neues“ Terrain: Lebenswelten sichten und Kontakte knüpfen.....	145
3.6	Denkmodelle im Experimentierfeld: das „Versuchskaninchen“ Grünbühl.....	146
3.7	Perspektivenwechsel: Von der Jugendarbeit zur Jugendförderung	146
4	Die strukturelle Praxis der Jugendförderung	148
4.1	Die Einrichtungen der Jugendförderung	148
4.1.1	Stadtteilübergreifende Einrichtungen.....	149
4.1.2	Einrichtungen in den Stadtteilen.....	151
4.2	Personelle und finanzielle Ressourcen	156
4.3	Verortung in der Verwaltung.....	157

Teil III: Interessenorientierte Jugendarbeit am Beispiel der Ludwigsburger Praxis.....	158
1 Das Forschungsdesign	159
1.1 Entscheidungen	159
1.1.1 Qualitative empirische Sozialforschung	159
1.1.2 Einzelfallstudie	160
1.1.3 MitarbeiterInnenperspektive	161
1.1.4 ExpertInneninterviews	162
1.2 Das Material.....	163
1.3 Auswertung.....	164
2 Im Längsschnitt: Yasemines und Gökans Erfahrungen in der Ludwigsburger Jugendförderung.....	165
2.1 „... da ist man halt aufgewachsen“ – Stadtteiljugendcafé.....	166
2.2 „Wir Jugendräte waren ja alle miteinander befreundet ...“ – Engagement in Gleichaltrigengeselligkeit.....	170
2.3 „Ich fahre auch keine Inline-Skater und ich bin drei Jahre hinter der Inline- Skater-Bahn hergewesen“ – Selbstverständnisse als Jugendrat/Jugendrätin.....	171
2.4 „... dann kann man was erreichen, dann ist man stolz auf sich“ – Erfahrungen der Selbstwirksamkeit	174
2.5 „Das haben sie dann auch in der Türkei meinen Verwandten erzählt ...“ - Erfahrungen der Anerkennung	176
2.6 „... wie eine Lehrerin fürs Leben“ – die Mitarbeiterin Susanne.....	178
2.7 Resümee: Bedürfnisse, Interessen und ihre Kompatibilität mit den Angeboten der Jugendförderung.....	180

3	Im Querschnitt: Dimensionen einer interessenorientierten Jugendarbeit im Alltag der Fachkräfte	182
3.1	Die Zielgruppe: Gesamtjugend.....	185
3.1.1	Vielfalt der Jugend: Strukturelle Vielfalt der Praxis	186
3.1.2	Der Fördergedanke	188
3.1.3	Offenheit für die Gesamtjugend: notwendige Grenzziehungen.....	190
3.2	Der Inhalt: Interessen Jugendlicher.....	192
3.2.1	Auf Spurensuche nach den Interessen Jugendlicher.....	192
3.2.1.1	Projekte aktivierender Befragung und Erkundung.....	193
3.2.1.2	Präsenz im Stadtteil und aufmerksame Beobachtung.....	196
3.2.1.3	Ausschnitte: Interessen der Ludwigsburger Mädchen und Jungen	198
3.2.2	Alltag im Zeichen der Orientierung an den Interessen Jugendlicher	199
3.2.2.1	Die Stadtteiljugendcafés: Räume für Gleichaltrigengeselligkeit	200
3.2.2.2	Selbstorganisation unterstützen: respektvolle Begleitung	202
3.2.2.3	Selbstorganisation qualifizieren: Bedarfe aufgreifen und Netzwerke fördern.....	203
3.2.2.4	Service: Gerätepool und Räume	205
3.2.3	Zwischen Anspruch und Alltag: Stolpersteine.....	206
3.2.3.1	Die „Einrichtungsfalle“	206
3.2.3.2	Die „Angebotsfalle“	207
3.3	Das Arbeitsprinzip: Partizipation und jugendpolitische Einmischung	208
3.3.1	Jugendliche für das Engagement „in eigener Sache“ gewinnen	209
3.3.1.1	Vielfalt der Formen	209
3.3.1.2	Mädchen und Jungen sensibilisieren und aktivieren.....	211
3.3.1.3	Grenzen der Aktivierung und Sensibilisierung	213

3.3.2	Partizipation begleiten	215
3.3.2.1	Gleichaltrigengeselligkeit als Basis von Partizipationsprozessen ...	215
3.3.2.2	Partizipation begleiten: Nötiges absichern und Mögliches zumuten.....	217
3.3.2.3	Erfolge ermöglichen.....	218
3.3.3	Jugendpolitische Einmischung: Lobbyarbeit	219
3.4	Das Ziel: Kooperation und Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen	221
3.4.1	Vernetzung der Information	222
3.4.2	Kooperation der Träger	225
3.4.3	Über die „Lücken“ im Netzwerk	229
	Teil IV: Schlussbetrachtung	231
	Literatur	239

Einleitung

Der Titel „Interessenorientierte Jugendarbeit“ könnte ähnlich dem „weißen Schimmel“ als Tautologie enttarnt werden, da sich die Frage aufdrängt, ob Jugendarbeit nicht per se aufgrund ihres zentralen Inhaltes, nämlich der Jugend, immer auch eine an den Interessen Jugendlicher orientierte sozialpädagogische Tätigkeit ist. Dieser Anspruch der Interessenorientierung findet sich dementsprechend als Ziel- oder Aufgabenformulierung in Praxiskonzepten, ist den Strukturcharakteristika der Jugendarbeit wie Partizipation, Offenheit oder Alltagsorientierung (vgl. Thole 2000: 260f.) immanent, wird in den aktuellen Theoriekonzepten und -ansätzen einer lebensweltorientierten¹, subjektorientierten² oder sozialräumlichen³ Jugendarbeit grundgelegt und nicht zuletzt im SGB VIII (KJHG), § 11, Abs. 1 als normativer Auftrag der Jugendarbeit formuliert. Obwohl dieser Anspruch selbstverständlich zu sein scheint, bleibt die Frage nach seiner Konkretisierung in der Theorie und Praxis der Jugendarbeit weitgehend offen.

In der *Theoriediskussion* der Jugendarbeit fehlt bisher eine Präzisierung dieses zentralen normativen Anspruches der Orientierung an den Interessen Jugendlicher. Die Theorieansätze der Jugendarbeit seit den frühen 1960er Jahren⁴ sind diesbezüglich ungenau bis widersprüchlich, aber auch in den aktuellen Theoriekonzepten seit Anfang der 1990er Jahre⁵ wird die Orientierung an den Interessen Jugendlicher wenig konkretisiert. Dies liegt im Wesentlichen darin begründet, dass der Begriff der „Interessen“ nicht definiert wird respektive in der sozialpädagogischen Theoriediskussion ungeklärt ist und weitgehend synonym mit dem Begriff der „Bedürfnisse“ verwendet wird. Hier ist eine Klärung dringlich, die den Unterschied zwischen Bedürfnissen und Interessen deutlich macht: Bedürfnisse sind eine notwendige aber nicht hinreichende Bedingung für Interessen. Interessen verweisen auf die zusätzlichen Dimensionen der gesellschaftlichen Verhältnisse der Pluralisierung und Individualisierung samt den daraus

¹ Vgl. Thiersch 1992.

² Vgl. Scherr 1997.

³ Vgl. exemplarisch Böhnisch/Münchmeier 1987 und 1990 sowie Deinet 2005.

⁴ Vgl. Müller/Kentler/Mollenhauer/Giesecke 1964; Liebel 1971; Damm 1977; Giesecke 1980.

⁵ Vgl. Böhnisch/Münchmeier 1987; Thiersch 1992; Scherr 1997.

resultierenden vielfältigen Lebenslagen sowie der individuellen entwicklungspsychologischen Befindlichkeit, in denen Mädchen und Jungen ihre Bedürfnisse konkretisieren.

Eine theoretische Präzisierung des Begriffes „Interessen“ erlaubt in Folge die Beschreibung der Charakteristika einer interessenorientierten Jugendarbeit, ihrer spezifischen Aufgaben und ihrer möglichen Potenziale für die gelingende Begleitung von Mädchen und Jungen ins Erwachsenenalter. Sie kann so vor dem Hintergrund der komplexen gesellschaftlichen Zusammenhänge und der Situation von Jugend in diesen Verhältnissen zur Profilschärfung von Jugendarbeit als öffentlich inszenierte und verantwortete Begleitung der jungen Generation beitragen. Dies erscheint mir angesichts des demografischen Wandels und der zunehmend komplexen gesellschaftlichen Verhältnisse dringlich, um die Interessen Jugendlicher in der Gemengelage von gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und generationenspezifischen Interessen zielsicherer verorten zu können und in Konsequenz die Mädchen und Jungen in ihren Interessen offensiv zu unterstützen, da ihnen selbst die politische Vertretung ihrer Interessen nicht zuerkannt wird.

Vor diesem Hintergrund leistet diese Arbeit einen grundsätzlichen Beitrag zur allgemeinen Theoriedebatte in der Jugendarbeit, indem sie im ersten Teil die Interessen Jugendlicher als Befriedigung der Bedürfnisse von Mädchen und Jungen in ihren gesellschaftlichen und entwicklungspolitischen Zusammenhängen ausführlich bestimmt, bisherige Theoriensätze der Jugendarbeit auf ihre Orientierung an diesen Interessen untersucht und daraus die Theoriebausteine einer interessenorientierten Jugendarbeit entwickelt.

Sie leistet zudem im zweiten Teil einen Beitrag zu der bisher sehr vernachlässigten *Jugendarbeitsforschung* (vgl. Münchmeier 2003: 181ff.): Aus meinen eigenen langjährigen professionellen Erfahrungen im Arbeitsfeld Jugendarbeit kann ich beschreiben, dass sich dieser selbstverständliche Anspruch in der Konfrontation mit der *Praxis* als eine hochdiffizile Herausforderung erweist. Dies liegt zum einen in der Jugendarbeit selbst begründet, nämlich in dem ihr inhärenten Paradox der Anleitung zur Selbstbestimmung (vgl. Sturzenhecker 2005: 237) oder wie Thiersch im Rahmen eines unserer Gespräche über die Jugendarbeit im Allgemeinen und ihr Verhältnis zur Jugend im Besonderen prägnant beschrieb: „Jugendarbeit arbeitet sich, anders als die sozialpädagogischen Hilfen, immer an dieser Dialektik ab, dass Jugend sich eigentlich selbst bestimmen soll und dass man dafür einen Raum braucht und dass man glaubt, ihr da pädagogisch behilflich sein zu müssen, was die Jugendlichen dann so eben oft nicht

mögen. Sie sind da etwas kratzbürstig, weil sie sagen, wenn ihr uns schon helft, dann wollen wir aber auch bestimmen, wie ihr uns helft.“⁶ Dies liegt zum zweiten begründet in den kontinuierlichen Versuchen der sozialpolitischen Vereinnahmungen der Jugendarbeit für gesellschaftlich verursachte Probleme (wie z. B. Gewalt, Integration, Jugendarbeitslosigkeit) und der bildungspolitischen Verpflichtungen, welche den professionellen Blick auf die Interessen Jugendlicher permanent trüben. Und dies liegt zum dritten in der Jugend selbst begründet, die i. d. R. ihre Interessen selten klar und deutlich formuliert, sondern diese vielmehr im Kontext der gesellschaftlichen Verhältnisse, ihrer Bedürfnisse und Entwicklungsaufgaben in unterschiedlichen Verhaltensweisen im weiten Feld zwischen Anpassung und Protest zum Ausdruck bringt. Diese Arbeit verdeutlicht am Praxisbeispiel der Jugendförderung Ludwigsburg die Dimensionen des Anspruches der Orientierung an den Interessen Jugendlicher, illustriert ihre vielfältigen Facetten sowie „Stolpersteine“ in den Ritzen des Alltags und operationalisiert die Formel „Orientierung an den Interessen Jugendlicher“ für den Alltag der Jugendarbeit.

Sie reiht sich damit ein in die neueren empirisch fundierten Praxisforschungsarbeiten zur Jugendarbeit wie z.B. Thole/Küster-Schapfl 1997 (Forschungsperspektive: MitarbeiterInnen in der Jugendarbeit), Küster 2003 (Forschungsperspektive: Anerkennung und Fremdheit im Jugendhausalltag), Müller/Schmidt/Schulz 2005 (Forschungsperspektive: Informelle Bildung in der Jugendarbeit), Cloos/Köngeter/Müller/Thole 2007 (Forschungsperspektive: Alltag in Jugendeinrichtungen als gemeinsame Konstruktion Professioneller und AdressatInnen) oder Lindner 2008 (Forschungsperspektive: Wirkungen in der Kinder- und Jugendarbeit). In Unterscheidung zu diesen Arbeiten, deren Forschungsinteresse auf das Verstehen des Alltags respektive des Alltagshandelns von AdressatInnen bzw. Fachkräften in Einrichtungen der Jugendarbeit gerichtet ist, um „das Fremde“ über ethnografische Zugänge beschreib- und erlebbar zu machen, wählt diese Arbeit auf Grund ihrer normativen Fragestellung keinen ethnographischen Zugang zum Praxisfeld, sondern die empirische Methode des ExpertInneninterviews⁷ mit dem Ziel, Entwicklungslinien deutlich zu machen und Kenntnisse über das Erfahrungswissen der Fachkräfte zu gewinnen.

⁶ Gespräch der Verfasserin mit Hans Thiersch am 7.3.2007.

⁷ vgl. Meuser/Nagel 1997.

Klärungen

Da sich in dieser Arbeit der Fokus auf Jugendliche richtet, werden die Kinder nicht berücksichtigt und wird im Folgenden nicht der Begriff der Kinder- und Jugendarbeit, sondern alterseinschränkend der Begriff der Jugendarbeit verwendet. In dieser Eingrenzung bleibt Jugendarbeit immer noch ein weites Feld in unterschiedlicher Trägerschaft von Vereinen, Verbänden und Kommunen sowie unterschiedlichen Arbeitsformen zwischen den Polen von offenen und gruppenbezogenen Angeboten. Vor dem Hintergrund meines Erkenntnisinteresses nehme ich eine weitere Begrenzung vor: Der Begriff Jugendarbeit meint in dieser Arbeit die kommunal oder von freien Trägern verantwortete Offene Jugendarbeit.

Um den Mädchen und Jungen respektive den Frauen und Männern gerecht zu werden, verwende ich in der Schreibweise das große „I“. Fehlt dieses, so meine ich explizit Mädchen und Frauen bzw. Jungen und Männer.

Alle Personen sind anonymisiert. Die Ortsnamen bzw. die Stadtteilnamen wurden dagegen bewusst in Absprache mit den Fachkräften beibehalten.

Im Überblick

Der *erste Teil* ist als eine theoretische Annäherung an die Frage der Orientierung an den Interessen Jugendlicher in der Jugendarbeit zu lesen, in welchem die Interessen genauer bestimmt werden und deren Verhältnis zu den Bedürfnissen sowie den gesellschaftlichen und entwicklungspsychologischen Kontexten geklärt wird. Hierzu richtet sich der Blick einleitend auf Jugend in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Individualisierung und Pluralisierung samt den darin immanenten Prozessen der Entstrukturierung, Enttraditionalisierung und Entgrenzung sowie dem gesellschaftlichen Funktionswandel. Diese gesellschaftlichen Verhältnisse konkretisieren sich in den vielfältigen Lebenslagen von Mädchen und Jungen, aus denen ich insbesondere die Lebenslagen Geschlecht, Armut und Migration herausgreife. Im Weiteren wende ich mich den Interessen Jugendlicher zu: Sie werden in Ermangelung einer sozialpädagogischen Interessentheorie zunächst näher bestimmt in ihren Zusammenhängen mit den Bedürfnissen sowie ihren gesellschaftlichen und entwicklungspsychologischen Bedingtheiten. Im Folgenden werden sie aus anthropologischer Sicht⁸ verstanden als die Befriedigung

⁸ Vgl. Massing 1977.

der von Erich Fromm⁹ formulierten Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung sowie im Querschnitt des Bedürfnisses nach Anerkennung, die sich in den Entwicklungsaufgaben der Neugestaltung sozialer Beziehungen, des Frau- bzw. Mannwerdens, der Entwicklung von Perspektiven sowie des sich (in der Welt) Zurechtfindens¹⁰ konkretisieren. Diese Interessen scheinen auf den ersten Blick unspektakulär: Gleichaltrigengeselligkeit, Räume, Jugendkultur und Partizipation. Sie erweisen sich jedoch bei genauer Betrachtung als vielfältig ineinander verwoben, sind zentral im Jugendalter und damit zentraler Inhalt der Jugendarbeit.

In Folge gehe ich der Frage des Verhältnisses der Jugendarbeit zu diesen Interessen nach, wozu ich zunächst einen Blick auf den Anspruch der Orientierung an den Interessen in der Theoriegeschichte der Jugendarbeit seit 1960 werfe: Die 1964 unter der Frage „Was ist Jugendarbeit?“ veröffentlichten Theorieversuche von C. W. Müller, Kentler, Mollenhauer und Giesecke¹¹ sind insofern ergiebig, als „Geselligkeit“¹² als unverzichtbarer Rahmen von Jugendarbeit und „Spaß“¹³ als wesentliche Kategorie beschrieben werden. Die in den 1970er Jahren entworfenen emanzipatorischen¹⁴, antikapitalistischen¹⁵ und bedürfnisorientierten¹⁶ Theorieansätze der Jugendarbeit scheinen dagegen offen oder verdeckt wieder politischen Interessen verhaftet zu bleiben. Im Zuge der weiteren Institutionalisierung, Ausdifferenzierung und Professionalisierung der Jugendarbeit findet seit den 1980er Jahren mit den sozialräumlichen¹⁷, subjektorientierten¹⁸ und lebensweltlichen¹⁹ Theorieansätzen sozusagen eine Entideologisierung

⁹ Vgl. Fromm 1980: 24ff.

¹⁰ Vgl. Fend 2005: 205ff.

¹¹ Vgl. Müller u. a. 1970.

¹² Vgl. Mollenhauer 1970: 105.

¹³ Vgl. Müller, C.W. 1970: 19ff.

¹⁴ Vgl. Giesecke 1980.

¹⁵ Vgl. Liebel 1971.

¹⁶ Vgl. Damm 1977.

¹⁷ Vgl. exemplarisch Böhnisch/Münchmeier 1987.

¹⁸ Vgl. Scherr 1997.

¹⁹ Vgl. Thiersch 1992.

der Jugendarbeit statt, im Zuge derer die Interessen der Mädchen und Jungen wieder ins Zentrum der Jugendarbeit rücken.

Nach dieser „Spurensuche“ skizziere ich das Konzept einer interessenorientierten Jugendarbeit vor dem Hintergrund der Lebensweltorientierung: Sie erscheint mir für mein Erkenntnisinteresse am tauglichsten, da sie die subjekt- und sozialräumlichen Dimensionen umfassend integriert und sich in ihren Strukturmaximen die Interessen von Mädchen und Jungen am deutlichsten wieder finden, was im ersten Kapitel ausführlich beleuchtet wird. Im Anschluss daran werden die Konzeptbausteine einer interessenorientierten Jugendarbeit beschrieben, nämlich die Gesamtjugend als Zielgruppe, die Interessen Jugendlicher als zentraler Inhalt, Partizipation und jugendpolitische Einmischung als umfassendes Arbeitsprinzip sowie die Kooperation und Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen als übergeordnetes Ziel. Abschließend wird auf die Schwierigkeiten dieses Konzeptes in der Praxis eingegangen, die im Wesentlichen in den externen Ansprüchen an das Arbeitsfeld, aber auch in der Jugendarbeit selbst zu verorten sind.

Im Rahmen meines Erkenntnisinteresses entschied ich mich für eine Einzelfallstudie über die Jugendförderung der Stadt Ludwigsburg, die im *zweiten Teil* beschrieben wird. Sie schien mir geeignet ob ihrer krisenhaften Konzeptentwicklung, in der sich die Konzeptbausteine einer interessenorientierten Jugendarbeit in den Grundzügen andeuten, ob des Perspektivenwechsels von der Jugendarbeit zur Jugendförderung, dem die Orientierung an den Interessen Jugendlicher, der Blick auf die Gesamtjugend, Partizipation und jugendpolitischen Einmischung sowie die Vernetzung und Kooperation für jugendfreundliche Gemeinwesen immanent ist und nicht zuletzt aufgrund der Kontinuität des Konzeptes bis heute. Nach einem kurzen Portrait der Stadt sowie seiner erwachsenen und jugendlichen BewohnerInnen gehe ich ausführlich auf die Konzeptentwicklung in den 1990er Jahren ein, da mir diese zum weiteren Verständnis der heutigen Praxis wesentlich erscheint. Abschließend wird die strukturelle Praxis mit ihren Einrichtungen und Ressourcen sowie die Verortung in den kommunalen Verwaltungsstrukturen skizziert.

Im *dritten Teil* richtet sich der Fokus auf die Praxis vor Ort entlang den Erzählungen der Fachkräfte zu den Konkretisierungen der Konzeptbausteine einer interessenorientierten Jugendarbeit in den Ritzen des Alltags. Nach der Beschreibung des Forschungsdesigns kommen einleitend Yasemine und Gökan, zwei ehemalige Jugendliche in der Ludwigsburger Jugendförderung, zu Wort: Sie geben sozusagen im Längsschnitt ihrer

erinnerten Erfahrungen Einblicke in die vielfältige Praxis und deren individuelle Bedeutungen und Wirkungen. Im Weiteren illustrieren die Fachkräfte im „Querschnitt“ ausführlich die Facetten einer interessenorientierten Jugendarbeit in ihren unterschiedlichen Ausgestaltungen

Im abschließenden *vierten Teil* spanne ich den zusammenfassenden Bogen von der Begründung einer interessenorientierten Jugendarbeit über deren zentrale Konzeptbausteine hin zu den Konkretisierungen am Beispiel der Praxis der Jugendförderung in Ludwigsburg und erlaube mir zwei kurze Anmerkungen zur Professionalität einer interessenorientierten Jugendarbeit.

Den Leserinnen und Lesern wünsche ich eine inspirierende Lektüre.

Teil I: Jugend, Interessen Jugendlicher und die Orientierung der Jugendarbeit an den Interessen von Mädchen und Jungen

Dieser erste Teil ist eine theoretische Annäherung an die Frage, warum es sinnstiftend sein könnte, sich in der Jugendarbeit auf die traditionsreiche und viel beanspruchte Handlungsmaxime der Orientierung an den Interessen Jugendlicher rückzubesinnen.

Dieses Unternehmen verlangt zunächst einen differenzierten Blick auf die HauptakteurInnen der Jugendarbeit, nämlich die Mädchen und Jungen in den von Individualisierung und Pluralisierung geprägten gesellschaftlichen Verhältnissen samt den damit verbunden Chancen und Risiken, mit ihren Bedürfnissen, die sich in den vielfältigen Entwicklungsaufgaben konkretisieren und den daraus resultierenden Interessen, verstanden als die Befriedigung der jugendlichen Grundbedürfnisse vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Verhältnisse.

In Folge richtet sich der Blick auf die Jugendarbeit als gesellschaftlich inszenierte Begleitung dieser Jugend aufgrund ihrer spezifischen gesellschaftlichen und entwicklungspsychologischen Situation. Im Fokus steht dabei die Frage nach der Orientierung an den Interessen Jugendlicher in der Theoriegeschichte der Jugendarbeit von ihren „Vier Versuchen“ in den 1960ern über emanzipatorische, antikapitalistische und bedürfnisorientierte Ansätze in den 1970ern bis hin zu den aktuellen sozialraum-, subjekt- und lebensweltorientierten Theorien. Es wird deutlich werden, dass viele Ansätze und Theorien diesem Anspruch nur bedingt genügen und die Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen in einer lebensweltlich konzipierten Jugendarbeit am umfassendsten verortet ist.

Im letzten Kapitel entwerfe ich die Skizze einer interessenorientierten Jugendarbeit, wozu ich zunächst das Konzept der Lebensweltorientierung ausführlicher beleuchte, um dann Interessen Jugendlicher in den Strukturmaximen zu verorten und die daraus resultierenden Konzeptbausteine einer solchen Jugendarbeit vorzustellen: die Gesamtjugend als Zielgruppe, die Interessen Jugendlicher als zentralen Inhalt, Partizipation und jugendpolitische Einmischung als kontinuierliches Arbeitsprinzip sowie Vernetzung

und Kooperation für jugendfreundliche Gemeinwesen als übergeordnetes Ziel. Abschließend werden Realisierungsprobleme einer interessenorientierten Jugendarbeit in der Konfrontation mit der Praxis beschrieben, die sowohl in externen Ansprüchen an dieses Arbeitsfeld als auch in der Jugendarbeit selbst begründet liegen.

1 Jugend

„Die Jugend“ gibt es nicht, wie der Soziologe Erwin Scheuch bereits 1975 konstatierte. Dementsprechend sind die Bemühungen, Jugend zu beschreiben ein waghalsiges Unternehmen mit theatralischem Charakter: Die Szenen des Theaterstückes „Jugend“ präsentieren sich uns als Ergebnis des Zusammenspiels vielfältig ineinander verwobener Lebenslagen und daraus resultierenden individueller Lebensentwürfe. Sie spielen vor den jeweiligen „Deutungskulissen“ pädagogischer, soziologischer oder psychologischer Couleur auf der Bühne heutiger gesellschaftlicher Verhältnisse im digitalen Kapitalismus. Oder anders gesagt: Jugendliche sind Kids, Teens, Twens, Jugend ist männliche und weibliche Jugend, deutsche und nicht-deutsche Jugend, Schul- und Bildungsjugend, Gleichaltrigenjugend, ökonomisch besser oder schlechter gestellte Jugend, Medienjugend, Landjugend oder Stadtjugend, individualisierte Jugend, arbeitsferne Jugend, jugendpolitisch vergessene Jugend (vgl. Ferchhoff 1999: 242) oder politik- und partei-verdrossene Jugend (vgl. Hurrelmann 2002: 43). Und sie ist dies in einer modernisierten, von Individualisierung und Pluralisierung gekennzeichneten Gesellschaft, in der Traditionen brüchig und Verlässlichkeiten rar geworden sind, in der die Lebensalter sich zunehmend entgrenzen und Jugend scheinbar vom Hoffnungsträger zum Problemfall mutiert ist.

Dennoch ist der differenzierte Blick auf „Jugend“ bei jeder theoretischen und praktischen Beschäftigung mit derselben unerlässlich: zur Vergewisserung, mit wem man es zu tun hat, zur Vorbeugung verkürzter Deutungen und Erklärungen jugendlichen Handelns und nicht zuletzt zum Verstehen der Komplexität der Dramen, Komödien und Tragödien, welche die jugendlichen AkteurInnen durchleben.

Im Folgenden werde ich die Situation und Funktion von Jugend in den individualisierten und pluralisierten gesellschaftlichen Verhältnissen skizzieren, um anschließend ausgewählte Lebenslagen junger Frauen und Männer näher zu beleuchten. Dabei beziehe ich mich bei den im Weiteren mehrfach erwähnten gesellschaftlichen Veränderungs- und Modernisierungsprozessen auf die Zeit seit ca. 1970.

Im Anschluss beleuchte ich die Bedürfnisse Jugendlicher, ihre zu bewältigenden Entwicklungsaufgaben und die daraus resultierenden Interessen, die ich als Konkretisierung der Bedürfnisse im Kontext des komplexen gesellschaftlichen Hintergrunds, der individuellen Ressourcen und der Entwicklungsaufgaben verstehe. Abschließend werde ich der Frage nachgehen, welche Konsequenzen sich aus der gesellschaftlichen Situation von Jugend sowie ihren Interessen für die Jugendarbeit ergeben.

1.1 Jugend in der modernisierten Gesellschaft

Will man Jugend in der modernisierten Gesellschaft beschreiben, so gilt es zunächst, daran zu erinnern, dass Jugend selbst ein Produkt der Moderne ist und gleichzeitig ihr Projekt, da Jugend im Kontext der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse samt ihren immanenten Chancen, Risiken und Bewältigungsaufgaben immer wieder neu entworfen werden muss. Der aktuelle „Entwurf“ von Jugend ist dabei gekennzeichnet von einer tief greifenden Veränderung der Jugendphase insgesamt, nämlich ihrer Enttraditionalisierung, Entstandardisierung, und Entgrenzung, die den Entwurf von Jugend als Moratorium obsolet werden lässt. Und er ist im Zuge der Ökonomisierung und Globalisierung der Gesellschaft gekennzeichnet von einem folgenreichen Funktionswandel von Jugend: Jugend scheint vom Hoffnungsträger zum Problemfall zu mutieren. Diesen Entwicklungen wird im Folgenden genauer nachgespürt.

1.1.1 Jugend: Produkt und Projekt der Moderne

„Jugend, wie wir sie heute kennen, als eigene Lebensphase zwischen Kindheit und Erwachsensein, mit eigenen Ordnungen und Aufgaben, ist ein Produkt und Projekt der europäischen Moderne seit dem Beginn des Industrialisierungsprozesses im 19. Jahrhundert.“ (Münchmeier 2001: 816). Die Konstruktion der Lebensphase Jugend wurde notwendig, da die industriegesellschaftliche Entwicklung, die gekennzeichnet war von der Trennung von Produktion und Reproduktion, von Familie und Arbeit, zunehmend Qualifikationen für die neue Erwerbsarbeit erforderte. Schulbildung und Ausbildung, bisher Privileg junger Männer aus begüterten Familien, wurde plötzlich für breite

Schichten der jungen Bevölkerung²⁰ dringlich. Hierzu war es notwendig, junge Menschen zu Bildungszwecken aus der Erwachsenenwelt auszugliedern, um sie für das spätere Leben in der neuen industrialisierten Arbeitswelt vorzubereiten: Der Sozialstatus der Jugend, zunächst definiert durch die Freistellung vom Zwang der Lohnarbeit und gerahmt von der allgemeinen Schulpflicht und organisierten Formen der Ausbildung begann, sich zu etablieren.

Die Ausdifferenzierung des Modernisierungsprojektes seit 1970 bedeutet für Jugend sowohl einen Zuwachs an Freiheiten und individuellen Gestaltungsmöglichkeiten, als auch neue Anforderungen, da neben der Vorbereitung auf die Arbeitswelt die Vorbereitung auf das soziale Leben in dieser Arbeitsgesellschaft zunehmend an Bedeutung gewinnt: Entlassen aus den traditionellen Familien- und Verwandtschaftsstrukturen, aus der traditionellen Einheit von Leben und Arbeit samt den damit verbundenen Zwängen und vorgezeichneten Lebensentwürfen können und müssen die neuen Möglichkeiten und Freiheiten in Familie, Schule und Freizeit entsprechend den gesellschaftlichen Anforderungen und den zur Verfügung stehenden individuellen Ressourcen immer wieder neu entworfen und gestaltet werden. Jugend ist somit im etymologischen Sinne des Wortes²¹ zum Projekt geworden.

Ohne ausführlicher auf die Sozialgeschichte der Jugend eingehen zu können, erscheint mir die regelmäßige Vergegenwärtigung, dass Jugend ein gesellschaftliches Produkt ist, an das entsprechend den gesellschaftlichen Verhältnissen wechselnde Anforderungen gestellt und Erwartungen gerichtet werden, den Freiheiten zugestanden, Gestaltungsspielräume ermöglicht werden, bedeutend: Jugend ist nicht per se so, wie sie ist, sondern sie ist so, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse so sind. Oder: Sie ist nicht ihrer Komplexität wegen so schwer zu beschreiben, sondern deshalb, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse so komplex geworden sind, was im Folgenden kurz skizziert werden soll.

Die Modernisierungsverläufe in unserer Gesellschaft sind gekennzeichnet von Prozessen der Individualisierung und Pluralisierung, von Enttraditionalisierung und Entstandardisierung, von Freisetzung und Entgrenzung und infolge von zunehmenden individuellen Freiheiten aber auch zunehmenden Unsicherheiten und Belastungen für ihre

²⁰ Von dieser Entwicklung profitierten bis in das 20. Jahrhundert fast ausschließlich männliche Jugendliche, insbesondere aus bürgerlichen Verhältnissen, da diesen aufgrund der besseren ökonomischen Verhältnisse längere Vorbereitungszeiten auf das Berufsleben möglich war.

²¹ Frz. projeter - entwerfen (wörtlich nach vorne werfen; vgl. Kluge 1989:564).

Mitglieder. Pluralisierung und Individualisierung sind die beiden Seiten der Medaille der industriekapitalistischen Modernisierung, in deren Zuge sich Lebens- und Arbeitswelt entfremden, Traditionen brüchig werden, Sicherheiten erodieren und dem so freigesetzten Individuum zunehmend Strategien der Lebensgestaltung und -bewältigung abverlangt werden.²²

Pluralisierung meint die Unterschiedlichkeit von Lebensstrukturen, die aus Verschiedenheiten des Geschlechts, der Ethnie, der Bildung, der ökonomischen Verhältnisse, der Familienkonstellation oder des Wohnortes (Stadt/Land oder Ost/West) resultieren. *Individualisierung* steht für die zunehmenden Möglichkeiten aber auch Notwendigkeiten neuer und offener Formen der Lebensführung, was Partnerschaften, Familie, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die berufliche Karriereplanung oder die Gestaltung der Wohn-, Verwandtschaft- und Nachbarschaftsverhältnisse betrifft (vgl. Thiersch 1992: 20).

Für Mädchen und Jungen beinhalten diese Modernisierungsprozesse neben neuen Möglichkeiten und Optionen auch viele Widersprüchlichkeiten: Als Produkt und Projekt der Moderne werden z. B. hohe Erwartungen an ihre persönliche, soziale und berufliche Bildung gerichtet. Den vielfältigen Bildungsmöglichkeiten, die ihnen eröffnet werden und welche sie auch nutzen, steht jedoch ein nachweislich ineffizientes und ineffektives Bildungssystem (wie durch Untersuchungen wie die PISA-Studie 2000 und die IGLU-Studie 2004 deutlich wird) gegenüber samt der Ungewissheit, trotz aller Bildungsbemühungen keinen Arbeitsplatz zu bekommen. Zusätzlich sind die Bildungschancen immer noch eklatant von der sozialen Herkunft abhängig.

Weiterhin sollen sie ihren Platz in der Gesellschaft finden, wofür ihnen vielfältige Frei- und Experimentierräume, jugendkulturelle Inszenierungsmöglichkeiten und öffentlich finanzierte Unterstützung und Begleitung zugestanden werden. Demgegenüber steht eine Politik, die sich weder sozial, finanziell noch ökologisch an den Zukunftschancen der jungen Generation orientiert und somit die Gesellschaft, in die Mädchen und Jungen sich integrieren sollen, für diese insgesamt fraglich macht.

Ähnlich widersprüchlich gestaltet sich die faktisch frühe Selbstständigkeit der Mädchen und Jungen. Auf der einen Seite gestalten sie ihre Schulkarriere, ihre Freizeit, ihren

²² Das Individualisierungstheorem gelangte mit der Beck'schen Risikogesellschaft (1986) in das (fach)öffentliche Bewusstsein und ist spätestens seit dem Achten Jugendbericht (BMJFFG 1990) auch für die Soziale Arbeit die Folie, auf deren Hintergrund Lebensverhältnisse der AdressatInnen beschrieben und entsprechend lebensweltorientierte Handlungskonzepte entwickelt werden.

Platz in der Familie, ihre Freundschaften, ihre sexuellen Beziehungen, erweitern ihre Bewegungsräume kontinuierlich und sind ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor mit zunehmender Kaufkraft, auf der anderen Seite werden sie ökonomisch erst spät selbstständig und haben als Jugendliche wenig gesellschaftliche und politische Mitsprachemöglichkeiten, was sich am plakativsten am Wahlalter ablesen lässt.

Die Widersprüchlichkeiten der Moderne sind kein Privileg der Jugend sondern betreffen alle Mitglieder der Gesellschaft in ihren je spezifischen Lebensphasen und Lebenslagen. Vermutlich haben Jugendliche aber aufgrund ihrer Situation als Heranwachsende mehr Schwierigkeiten damit als Erwachsene: Neben den notwendigen persönlichen Gestaltungs- und Bewältigungsleistungen sind sie als Heranwachsende zusätzlich vor vielfältige Entwicklungsaufgaben gestellt und haben de facto kein verbrieftes politisches Mitspracherecht.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Jugend als Produkt und Projekt der Moderne zum einen zwar über mehr Freiheiten, Optionen und Gestaltungsspielräume verfügt, zum anderen aber aufgrund ihrer Situation als Heranwachsende insgesamt benachteiligt ist, aus welcher Position heraus einzelne junge Frauen und Männer entsprechend ihrer komplexen Lebenslagen zusätzliche Bewältigungsaufgaben leisten müssen, was ihnen mehr oder weniger gut gelingt.

1.1.2 Jugendphase heute: entstrukturiert, enttraditionalisiert, entgrenzt

Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Entwicklungen lässt sich in den letzten Jahrzehnten ein tief greifender Wandel der Jugendphase beobachten. Verstand man seit Schelsky (1957) „Jugend“ als Übergangsphase vom Kindsein in die Erwachsenenrolle, sind die Grenzziehungen zwischen Kindheit und Jugend bzw. Jugend und Erwachsenenalter undeutlich geworden. Man kann nicht mehr von einer geordneten Statuspassage „Jugend“ ausgehen, die sich über das Alter, die entsprechenden Entwicklungsaufgaben und die zeitliche Synchronität des Erwerbs der soziokulturellen und ökonomischen Selbstständigkeit definiert. Im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse erleben Jugendliche heute große inhaltliche und zeitliche Verschiebungen: Die Suche nach den eigenen Identitäten, die Selbstinszenierung in Jugendkulturen oder die sexuelle Reife verschieben sich in die Kindheit; bildungspolitische und Arbeitsmarktprobleme, deren Bewältigung bisher den jungen Erwachsenen zugemutet wurde, sind heute bereits für die Mädchen und Jungen in der Adoleszenz real und

dringlich, wogegen die ökonomische Selbstständigkeit meist erst im jungen Erwachsenenalter erreicht wird (vgl. Münchmeier 1998: 7f.).

Dieser Wandel der Jugendphase darf allerdings nicht nur unter dem Fokus zusätzlicher Belastungen gesehen werden, sondern muss vielmehr als ein Wechselspiel zwischen neuen Anforderungen, neuen Freiheiten und zusätzlichen Offenheiten für die individuelle Lebensgestaltung verstanden werden. Im Folgenden werden die Chancen und Risiken der Entstrukturierung, Enttraditionalisierung und Entgrenzung von Jugend kurz skizziert.

Die *Entstrukturierung* der Lebensphase Jugend zeichnet sich durch eine Vielzahl von Übergangsphasen innerhalb der Jugendphase, quantitativ zunehmenden und qualitativ sich verändernden individuellen und divergierenden Verhaltensanforderungen aus. Im biografischen Ablauf des Lebens „franst“ die Übergangsphase Jugend zwischen Kindsein und Erwachsenenstatus sozusagen aus (vgl. Olk 1985: 297). Das Modell *einer* Lebensphase Jugend ist obsolet geworden, da junge Frauen und Männer sich aufgrund der Unterschiedlichkeit ihrer zeitlichen und inhaltlichen Biografieverläufe, ihrer differenzierten Lebenslagen und infolge ihrer vielfältigen Lebensbewältigungsstrategien nicht mehr in *einem* Modell Jugend zusammenfassen lassen (vgl. Münchmeier 1998: 12f.).

Diese Entstrukturierung bedeutet für die Mädchen und Jungen zum einen zusätzliche Frei- und Experimentierräume, was Freundschaften oder sexuelle Beziehungen, die Teilhabe am Konsum, die Gestaltung ihrer Bildungsbiografie oder die Inszenierung in Jugendkulturen betrifft. Auf der anderen Seite erfordert sie aber auch zusätzliche Anstrengungen, im Spannungsfeld von Abhängigkeiten und Selbständigkeiten die eigene Biografie mit den zur Verfügung stehenden persönlichen, sozialen oder ökonomischen Ressourcen gelingend zu gestalten.

Der Entstrukturierungsprozess verläuft parallel zum Prozess der *Enttraditionalisierung* der Muster der Lebensführung. Traditionelle Muster und Leitbilder, die aus Zugehörigkeiten zu kollektiven Identitäts- und Sinnquellen wie Ethnie, Religion, Klasse oder Familie resultierten, haben ihre verbindende und orientierende Funktion verloren. Lebensplanung und Lebensführung lassen sich nicht mehr primär aus der Herkunft ableiten, sondern können und müssen entsprechend der individuellen Ressourcen (ökonomische, soziale, bildungsspezifische) in der komplex gewordenen modernen Gesellschaft neu entworfen werden. Auch dieser Prozess muss als Wechselspiel betrachtet werden, in diesem Falle zwischen Orientierungsverlust und Offenheitsgewinn: Jenseits

traditioneller Bindungen und der damit verbundenen Verhaltensmuster eröffnen sich neue Lebensformen und -entwürfe, vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten von Beziehungen in der Familie, in der Partnerschaft und im Freundeskreis und neue soziale, jugendkulturelle, räumliche oder sexuelle „Bewegungsfreiheiten“. Gleichzeitig erhöht sich durch diese Freisetzung der individuelle Leistungsdruck für die jungen Frauen und Männer, da sie sich nicht mehr an bisher selbstverständlichen tradierten Verlässlichkeiten orientieren können und damit sowohl das Gelingen als auch das Scheitern ihrer Lebensgestaltung zu einer individuellen Frage wird (vgl. Münchmeier 1998: 12).

Während die These der Entstrukturierung die Pluralisierungen und zeitlichen Verschiebungen innerhalb der Lebensphase Jugend beschreiben und die These der Enttraditionalisierung die inhaltlichen Unsicherheiten beleuchtet, erweitert die These der *Entgrenzung* von Jugend den Blick auf die strukturellen äußeren Rahmenbedingungen der Jugendphase, nämlich auf die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen im Übergang von der einfachen zur reflexiven Moderne und deren Auswirkungen für die junge Generation.

Der rasante Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts als Ergebnis der ökonomischen und technologischen Entwicklung, geht einher mit einer fiskalischen und politischen Krise des Sozialstaats und seiner wohlfahrtsstaatlichen Organisationen. Böhnisch, Schröder und Thiersch beschreiben diesen Umbruchprozess als „Entgrenzung“, worunter sie die „teilweise Erosion oder gänzliche Auflösung bestehender regulativer Begrenzungen (und eben auch Zuständigkeiten) des Sozialen und Politischen, aber auch von Strukturen des Alltags“ verstehen (vgl. 2005: 96). Arbeit (implizit der Einstieg in die Arbeitswelt, Arbeitslosigkeit, Lebensarbeitszeit, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, beruflicher Mobilität und Flexibilität) durchdringt als zentrale Dimension und als Motor der Modernisierung inzwischen alle Lebensbereiche und Lebensalter.

Für Jugend bedeutet diese Entgrenzung eine Herauslösung aus dem bisher zugestandenem Entwicklungsraum (vgl. Böhnisch/Schröder/Thiersch 2005: 114ff.), der sowohl als Vorbereitung für das Erwerbsleben als auch als Freiraum zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit konzipiert war. Als Indikatoren für diese Entgrenzung können u. a. das Diktat der Verwertbarkeit von Bildung für den Arbeitsmarkt (versus Persönlichkeitsentwicklung) in der aktuellen Bildungsdebatte gewertet werden, die zunehmende Sorge junger Frauen und Männer um einen Ausbildungsplatz bzw. ob der Entwicklung der Arbeitslosigkeit (vgl. Münchmeier 1997: 15ff) oder die zunehmende Zahl junger Frauen

und Männer, welche die Unterstützungssysteme und Warteschleifen im Übergang von Schule zu Beruf nutzen (müssen). Die Tatsache, dass sich für viele Jugendliche die Bildungs- und Ausbildungszeit samt dem Eintritt ins Erwerbsleben ins späte „junge Erwachsenenalter“ verlagert, ist eine andere Form der Entgrenzung.

Angesichts dieser Entwicklungen verwundert es, warum der Strukturwandel des Arbeitsmarktes immer noch von der Jugendphase abgeschottet wird, obwohl Arbeit die Jugendphase durchdringt und der zentrale Integrationsfaktor von Jugend ist (vgl. Schöer 2004: 22ff.): Das Thema Jugend und Arbeit ist in der gesellschaftlichen Praxis auf den unübersichtlichen Bereich der Jugendberufshilfe mit dem Fokus auf gesellschaftliche Randgruppen reduziert, Bildungspolitik basiert immer noch auf der Annahme, dass gute Bildung auch einen Arbeitsplatz garantiert und Jugendforschung geht in ihren Sozialisationstheorien immer noch vom „Moratorium“ der Jugend aus, anstatt die neuen Verhältnisse von Lernen/Freizeit/Arbeit samt ihren ineinander verwobenen Übergängen zu thematisieren.

Dennoch zeigt sich auch in diesem Entgrenzungsprozess die Janusköpfigkeit der Moderne: Ungeachtet dessen, dass junge Frauen und Männer in diesem Prozess der Freisetzung aus dem Moratorium auf sich selbst gestellt sind und neben den sozialen, psychischen und physischen Entwicklungsaufgaben der Pubertät zusätzlich die neuen arbeitsgesellschaftlichen Anforderungen zu bewältigen haben, ist festzustellen, dass sich die Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten in den letzten Jahrzehnten vielseitig ausdifferenziert haben und Jugendliche auf vielfältige Unterstützungen bis hin zur Hochbegabtenförderung Zugriff haben.

1.1.3 Gesellschaftlicher Funktionswandel der Jugend

Jugend galt seit ihrer Erfindung im Zeitalter der Industrialisierung als Innovationskapital, als Hoffnungsträger, als Zukunft der Gesellschaft: „Sie galt als Garant der Zukunft: Wer für sich in Anspruch nehmen konnte, für die Jugend zu sprechen, hatte die Zukunft erkannt. Die Jugend war [...] das lebende Zukunftsszenario.“ (Schröer 2004: 27).

Verfolgt man die öffentlichen Debatten über Jugend heute, so scheint Jugend vom Hoffnungsträger zum Problemfall geworden zu sein. Wenn das Thema „Jugend“ in unserer Gesellschaft Konjunktur hat, dann sind die Diskussionen i. d. R. bestimmt von der Sorge um die internationale wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit der Bundesrepublik (s. aktuelle Bildungs- und Gesundheitsdebatte), von der Sorge um die innere Si-

cherheit (s. Debatte über Jugend und Gewalt²³, zur Verschärfung des Jugendstrafrechts, zur geschlossenen Heimunterbringung) oder von der Sorge über die Zukunft der älteren Generation (s. Debatte zur Renten- und Pflegeversicherung).

Die ganzheitliche körperliche, seelische und geistige Entwicklung junger Frauen als Voraussetzung für die Bewältigung der oben beschriebenen Anforderungen, ihre Überlebens- und Erlebenschancen oder die Sicherung ihrer zukünftigen wirtschaftlichen Chancen scheint immer weniger Gegenstand gesellschaftlicher und politischer Diskussion zu sein.

Diese Verschiebungen in der öffentlichen Diskussion über Jugend sind Ausdruck eines bedeutungsschweren gesellschaftlichen Funktionswandels von Jugend. Im Zuge der Modernisierung und ihrer Krise ist die Innovationsfunktion von Jugend zu Ausgang des 20. Jahrhunderts obsolet geworden: „In einer Arbeitsgesellschaft wie der heutigen, die nicht mehr auf die massenhafte Qualifikation und Arbeit aller Jugendlichen angewiesen ist, wird die Fortschritts- und Erneuerungssymbolik nicht mehr aus der Jugend, sondern aus der ökonomisch-technologischen Eigendynamik der Gesellschaft gezogen.“ (Böhnisch 2003: 304). Jugend erfährt damit eine doppelte Entwertung: Sie büßt nicht nur die ihr bisher zugeschriebene Erneuerungskraft ein, sondern verliert generell als bisher notwendiges Humankapital an Bedeutung in dieser Gesellschaft.

Diesem Funktionswandel steht eine traditionelle Praxis der Sozialisation gegenüber, die weiterhin auf der Grundthese „Integration durch Separation“ (vgl. Böhnisch 2005: 143) basiert: Jugendliche werden von der Arbeitswelt freigestellt, um in Schon- und Experimentierräumen mittels Bildung für die spätere Integration in die Erwachsenenwelt vorbereitet zu werden. Dieser Mechanismus wird heute dysfunktional, da die Separation junger Frauen und Männer aus Gesellschaft und Politik einhergeht mit den oben beschriebenen Entgrenzungen von Arbeit und Jugendleben samt den „realen“ individuell gewordenen Bewältigungsanforderungen. Die These „Separation durch Integration“ scheint sich in den Auswirkungen in ihr Gegenteil zu verkehren, nämlich in „Separation statt Integration“: Den jungen Frauen und Männern wird trotz früherer Anforderungen der Arbeitsgesellschaft der Zugang zur Gesellschaft und die Teilhabe verwehrt. Wie sehr sie sich auch bilden und bemühen, machen sie dennoch die Erfahrung, nicht gebraucht zu werden und bei der Bewältigung der Anforderungen individuell

²³ Ein eindrückliches Beispiel hierfür bieten die Jugendunruhen in Frankreich Ende 2005: Umgehend wurde auch in Deutschland Jugend unter dem Fokus der möglichen Gewaltpotenziale wieder zum Thema.

auf sich selbst verwiesen zu sein, was die Mädchen und Jungen entsprechend ihrer persönlichen, sozialen und ökonomischen Ressourcen unterschiedlich gelingend meistern.

Neben diesen Erfahrungen der Entwertung verschärft sich der Druck auf die Jugend zusätzlich durch den demografischen Wandel in der BRD. Laut einschlägigen Bevölkerungsvorausrechnungen, wird im Jahr 2050 jeder dritte in Deutschland 60 Jahre oder älter sein (vgl. Statistisches Bundesamt 2000: 17 f.) Jugend wird dann noch mehr in die Pflicht genommen werden und das in einem von zunehmend kinderlosen SeniorInnen geprägten politischen und gesellschaftlichen Klima.

1.2 Ausgewählte Lebenslagen Jugendlicher

Die oben beschriebenen Verhältnisse legen es nahe, Jugend im Folgenden auf dem Hintergrund der Theorie der Lebenslage zu beschreiben. Im Bemühen die Lebensverhältnisse junger Frauen und Männer vielfältig zu erfassen, wird diese Theoriefolie den Befindlichkeiten Jugendlicher im Spannungsfeld zwischen sozialem Wandel, strukturellen Ungleichheiten und individueller Gestaltbarkeit am ehesten gerecht, da sowohl objektive Faktoren (sozialer Wandel, Ungleichheiten), subjektive Faktoren (individuelle Gestaltungsmöglichkeiten, individuelle materielle, persönliche, soziale Ressourcen) und vermittelnde Faktoren (traditionelle und moderne Milieus, Kultur, Lebenswelt) berücksichtigt werden (vgl. BMFSFJ 2002: 105ff.).

Im Rahmen meines Themas beschränke ich mich auf die ausgewählten Lebenslagen Geschlecht, Armut und Migration, da mir diese für das Gelingen von Lebensentwürfen und den damit verbundenen gesellschaftlichen Zugangschancen den größten Einfluss zu haben scheinen. Für eine umfassende Beschreibung aller Lebenslagen Jugendlicher sei auf die einschlägigen Jugendberichte der Bundesregierung²⁴ und entsprechende Jugendstudien²⁵ verwiesen.

²⁴ Vgl. BMJFFG (1990): Achter Jugendbericht, BMFSFJ (2002): Elfter Kinder- und Jugendbericht.

²⁵ Vgl. Münchmeier u. a. 2000.

1.2.1 Lebenslage Geschlecht

Im Zuge der Individualisierungs- und Modernisierungsprozesse, der Frauenbewegung in den 1960er und 1970er Jahren des vorigen Jahrhunderts und der Bildungsoffensive in den 1970ern, hat sich die Lebenslage Geschlecht für Mädchen und Jungen deutlich verändert: Die traditionellen Vorstellungen über Frauen- und Männerrollen haben sich gelockert, Erotik und Sexualität erfuhren eine Enttabuisierung, die Alltagskultur von Mädchen und Jungen scheint sich angeglichen zu haben und die Bildungschancen haben sich weitgehend nivelliert. Die Shell Jugendstudie 2000 kommt dementsprechend zu dem Ergebnis, dass Mädchen und Jungen sich bezüglich Werten, Lebenskonzepten, Zukunftsvorstellungen und biografischer Planung angeglichen haben: „Typisch „weibliche“ im Unterschied zu typisch „männlichen“ Lebensmustern scheint es bei den deutschen Jugendlichen nicht grundsätzlich zu geben.“ (Münchmeier u. al 2000: 345).

Es ist offensichtlich, dass die Mädchen und Jungen mit der veränderten Sexualmoral viele Freiheiten im Umgang mit dem eigenen und dem anderen Geschlecht gewonnen haben und ihnen diese auch selbstverständlich und relativ unverkrampft von den Erwachsenen zugebilligt werden – genießen die erwachsenen Frauen und Männer doch (mehr oder weniger) selbst die neuen Freiheiten und leben sie selbst in vielseitigen Lebensformen, die von der traditionellen Familie über eheähnliche Gemeinschaften bis hin zu gleichgeschlechtlichen Partnerschaften reichen. Auch im Bildungsbereich haben die Mädchen seit den 1970ern deutlich aufgeholt und die Jungen z. T. überholt, so dass inzwischen angesichts der besseren schulischen Leistungen von Mädchen und der „riskanten“ Verhaltensweisen von Jungen davon die Rede ist, dass Jungen „aufholen“ müssen (vgl. BMFSFJ 2006: 84).

Insgesamt ist festzustellen, dass Geschlecht eine von vielen Lebenslagen junger Menschen ist, die in ihrer Verwobenheit mit Lebenslagen wie Migration, Armut oder Bildung betrachtet werden muss:²⁶ Die Unterschiede innerhalb eines Geschlechts scheinen heute weit größer zu sein als die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, was die Rede von „den“ Mädchen oder „den“ Jungen nicht mehr erlaubt (vgl. Bitzan/Daigler 2001: 20).

²⁶ Der Elfte Jugendbericht spricht in diesem Zusammenhang von einer „Entdramatisierung“ des Geschlechts, derzufolge weitere Lebenslagen in den Blick rücken, um der Pluralität von Geschlechertypen Rechnung zu tragen (vgl. BMFSFJ 2002: 108f.).

Trotz aller Relativierungen, gewonnener Freiheiten und Handlungsoptionen gestalten sich weibliche und männliche Lebenslagen bei genauerem Blick dennoch als sehr widersprüchliche Erfahrungswelten, deren Ursache zum einen in der Diskrepanz zwischen den Modernisierungsprozessen und der traditionellen gesellschaftlichen Arbeitsteilung und zum anderen in der Differenz der sozialen Geschlechter und deren gesellschaftlicher Bewertung zu suchen ist, was im Folgenden genauer beleuchtet wird.

Zur Diskrepanz zwischen Modernisierung und traditioneller Arbeitsteilung

Die oben erwähnte Studie, die den Mädchen und Jungen eine „Angleichung“ bescheinigt, kommt u. a. auch zu dem Ergebnis, dass Mädchen und Jungen zwar eine ähnliche biografische Planung haben mit der Maxime der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, sich diese Planung bei jungen Frauen bei der konkreten Kinderfrage von der Berufsorientierung hin zur Familienorientierung verschiebt, bei den jungen Männern dagegen gleich bleibt (vgl. Hurrelmann u. a. 2000: 343).

Dieser „kleine“ Unterschied zwischen weiblicher und männlicher Lebensplanung belegt die gravierende Diskrepanz zwischen Modernität und Tradition. Er macht deutlich, dass sich trotz aller scheinbaren Gleichheit die gesellschaftlich-strukturellen Bedingungen, unter denen Mädchen und Jungen ihre Lebensentwürfe gestalten, nicht grundlegend geändert haben: Weder die traditionelle gesellschaftliche Arbeitsteilung noch die männliche Lebensführung wurden bisher ernsthaft aufgebrochen (vgl. Bitzan 2001: 21). Damit wird erklärbar, warum sich die gute Bildung der Mädchen bis heute nicht positiv auf Ausbildung, Beruf und Karriereplanung auswirkt, warum Frauen im Durchschnitt immer noch ca. zwei Drittel des Lohnes von Männern erhalten, warum Frauen nur mit ca. 10% in Führungspositionen vertreten sind, warum der Frauenanteil in Teilzeitarbeit überdurchschnittlich hoch ist, warum die Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Frage der Frauenförderung diskutiert wird (vgl. FUMA 2006) oder warum nur 4,9% der Väter allein, im Wechsel oder gleichzeitig mit der Mutter die Elternzeit wahrnehmen (vgl. BMFSFJ 2004). Für Mädchen kann diese Widersprüchlichkeit eine doppelte Enttäuschung bergen, da sie unvermittelt die Erfahrung machen, dass sie weder ihren eigenen Erwartungen, Lebensplänen und Lebensentwürfen gerecht werden können, noch die gesellschaftlichen Erwartungen erfüllen können, die an sie über Bildungschancen und Emanzipationserfahrungen herangetragen werden.

Die Jungen scheinen auf den ersten Blick die Gewinner dieser Diskrepanz zu sein, da sie sich ihrer beruflichen Karriere widmen können, finanziell abgesichert sind und ge-

sellschaftliche Anerkennung erfahren. Der Preis hierfür ist die Akzeptanz des ökonomischen Diktats, jederzeit und überall als Arbeitskraft verfügbar zu sein (vgl. Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005: 168ff.), die Akzeptanz ihrer traditionellen Rolle als Ernährer der Familie samt den damit verbundenen Männlichkeitsidealen von Leistungsfähigkeit, Durchsetzungskraft, Willensstärke oder Zielstrebigkeit. Und sie erleben die Widersprüchlichkeit, dass sie als „industriell zugerichtete und verfügbare Männer“ (Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005: 169) für die emanzipierten jungen Frauen zunehmend unattraktiv werden, da junge Frauen immer weniger ein Oberhaupt oder einen Ernährer für ihre Familie suchen, sondern gleichberechtigte Partner in Familie und Beruf. Die Bewältigung dieser Diskrepanz zwischen Modernität und Tradition wird in den privaten Raum von jungen Frauen und Männern verlagert. Trotz vielfältiger kreativer und auch gelingender Gestaltungsmöglichkeiten ist diese Diskrepanz dennoch Ursache vielschichtiger Beziehungs- und Familienkrisen, auf deren Auswirkungen hier aber nicht weiter eingegangen werden kann.

Zur Differenz der sozialen Geschlechter unter der Hegemonie des Männlichen

Geschlecht ist eine biologische Unterscheidung, vor allem aber eine soziale Konstruktion²⁷, die unter der Hegemonie des Männlichen weit reichende Auswirkungen auf die Biografien von Mädchen und Jungen hat. Die Konstruktion des sozialen Geschlechtes beginnt bereits in der Schwangerschaft (z. B. geschlechtsspezifische Deutung der Bewegungen des Embryos im Mutterbauch), setzt sich in der Kindheit fort (z. B. Aufmerksamkeit der Väter für die Söhne, unterschiedlich zugestanderener Bewegungsradius der Mädchen und Jungen, geschlechtsspezifisches Spielzeug) und verfestigt sich weiter in der Schule (z. B. unterschiedliche Aufmerksamkeiten der LehrerInnen für Mädchen und Jungen, Geschlechtsstereotype in Schulbüchern).²⁸ Die Medien (z. B. Darstellung von Frauen und Männern in der Werbung, Frauen- und Männerzeitschriften) verstärken zusätzlich die stereotypen Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit.

Die Ergebnisse dieser sozialen Geschlechterkonstruktion werden in den gängigen Jugendstudien zu Einstellungen und Orientierungen von Mädchen und Jungen regelmäßig dokumentiert: Technik, Politik, Computerspiele/Internet, Sport und das Vereinsle-

²⁷ Die moderne Geschlechterforschung unterscheidet seit den 1980ern zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, also der natürlichen Kategorie und der sozialen Kategorie (vgl. Gildemeister 2001: 685).

²⁸ Vgl. Möller 1997: 23-61; Hagemann-White 1984.

ben sind nach wie vor männliche Domänen wogegen soziale Aktivitäten, Einkaufsbummel oder Umweltschutz eher weibliche sind (vgl. Hurrelmann u. a. 2000: 21). Mädchen sind normorientierter und sicherheitsbedachter als Jungen, Macht und Einfluss ist Jungen und jungen Männern überdimensional wichtiger als Mädchen und jungen Frauen (vgl. Hurrelmann/Albert 2002: 148ff.), Mädchen haben ihre „beste“ Freundin, Jungen ihre Clique, etc.

Diese gesellschaftlich konstruierte Differenz zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlecht könnte als bereichernde Vielfalt gewertet werden, wenn sie nicht unter der Hegemonie des Männlichen stehen würde, die ihren Ausdruck in der systematischen Abwertung „weiblicher“ Eigenschaften und Verhaltensweisen und in der strukturellen Benachteiligung von Mädchen und Frauen findet.²⁹ Trotzdem im Zuge des modernen Kapitalismus die mit „weiblichen“ Eigenschaften assoziierten Qualifikationen wie Teamgeist (statt Hierarchien), Netzwerkarbeit (statt Seilschaften) oder emotionale Intelligenz zunehmend Anerkennung finden, bleibt die strukturelle Ungleichheit, die sich aus der oben beschriebenen Diskrepanz zwischen Modernität und traditioneller Arbeitsteilung resultiert, bestehen.

Die Benachteiligung von Mädchen ist dabei nicht automatisch gleichzusetzen mit der Bevorteilung von Jungen, da Jungen inzwischen mit der Hegemonie des Männlichen ebenfalls ihre Schwierigkeiten haben. Sie entdecken bisher abgewertete „weibliche“ Eigenschaften als positive Strategien der Lebensbewältigung oder erfahren, wie obsolet dominante „männliche“ Eigenschaften in Partner- und Familienbeziehungen sind. Jungen *und* Mädchen als Individuen in einer modernen Gesellschaft mit vielseitigen Gestaltungsmöglichkeiten sind der „männlichen Hegemonie als historisch gewachsenem Prinzip unterworfen“ (Hollstein 1988: 49) – auch wenn sie anders wollten.

Für junge Frauen und Männer mit Migrationshintergrund potenzieren sich die mit der Lebenslage Geschlecht verbundenen Bewältigungsanforderungen. Für sie ist die Diskrepanz zwischen Modernität und traditioneller Arbeitsteilung eine doppelte, da sie nicht nur die Widersprüchlichkeiten der Gesellschaft, in der sie leben, auszuhalten haben, sondern zusätzlich die Widersprüchlichkeiten dieser Gesellschaft mit ihrer meist

²⁹ Das prägnanteste Beispiel für die Abwertung weiblicher „Domänen“ ist die gesellschaftlich verantwortungsvolle Erziehungs-, Familien- und Hausarbeit, die weder öffentliche noch finanzielle Anerkennung erfährt, sondern sich sozusagen entschuldigend rechtfertigen muss.

traditionell geprägten Herkunftsgesellschaft, in der die Vorherrschaft des Männlichen noch ausgeprägter und die Weiblichkeits- und Männlichkeitsideale noch konturierter sind, vereinbaren müssen. Sie müssen ihre Erfahrungen, die sie in Schule, Freizeit oder Gleichaltrigengruppen in der modernen Gesellschaft machen täglich mit den Erfahrungen in ihren traditionellen familiären, verwandtschaftlichen und innerethnischen Bezügen in Einklang bringen.

1.2.2 Lebenslage Armut

Noch nie hatten Kinder und Jugendliche so viel Geld zur Verfügung wie heute. Die Kids-Verbraucheranalyse³⁰ von 2003 belegt, dass die Kaufkraft von Kindern und Jugendlichen 2003 einen neuen Spitzenwert erreichte: Die rund 11,28 Millionen Mädchen und Jungen im Alter von 6 bis 19 Jahren hatten 2003 insgesamt rund 20,43 Milliarden Euro zur Verfügung, was im Vergleich zu 2001 eine Kaufkraftsteigerung von 24% bedeutet. Auch Jugendstudien³¹ stellen fest, dass ein großer Teil der Kinder und Jugendlichen relativ viel Geld für Konsumgüter zur Verfügung zu hat inklusive diejenigen, die eigentlich kein Geld haben (vgl. Ferchhoff 1999).

Demgegenüber stehen die Ergebnisse des Armuts- und Reichtumsberichtes der Bundesregierung von 2005, demzufolge das Armutsrisiko seit den 1980er Jahren des vorigen Jahrhunderts kontinuierlich zunimmt, obwohl Deutschland eines der reichsten Länder Europas und der Welt ist. Im Einzelnen wird festgestellt: Die Armutsrisikoquote³² stieg 2003 auf 13%³³, 8,1% der privaten Haushalte waren 2002 überschuldet³⁴, 3,4% der Gesamtbevölkerung waren 2003 auf Sozialhilfe angewiesen³⁵, 11,7% der

³⁰ Vgl. Verlage Ehapa Egmont/ Axel Springer/ Bauer, Hamburg 2003.

³¹ Vgl. BMFSFJ 2002: 144f.; Ferchhoff 1999: 205ff.

³² Entsprechend einer zwischen den EU-Mitgliedstaaten vereinbarten Definition bezeichnet die Armutsrisikoquote den „Anteil der Personen in Haushalten, deren Nettoäquivalenzeinkommen weniger als 60 % des Mittelwerts (Median) aller Personen beträgt“ (Bundesregierung 2005: 6). In Deutschland beträgt 2003 die so errechnete Armutsrisikogrenze 938 Euro.

³³ Vgl. ebd.: 31.

³⁴ Vgl. ebd.: 56.

³⁵ Vgl. ebd.: 70.

erwerbsfähigen Frauen und Männer waren 2004 arbeitslos³⁶ (vgl. Bundesregierung 2005). Die AutorInnen stellen weiterhin fest, dass die Einkommens- und Vermögensschere zunehmend auseinander klafft (knapp die Hälfte des Bruttovermögens ist im Besitz von nur 10% der Gesamtbevölkerung³⁷) und bestimmte Personengruppen vom Risiko der Armut überdurchschnittlich betroffen sind: Kinder und deren Familien, alleinerziehende Frauen, MigrantInnen und Menschen mit niedrigem Bildungsniveau und ohne Ausbildung. Nach wie vor ist Arbeitslosigkeit mit Abstand die häufigste Ursache für Armut.

Die AutorInnen gehen dabei von einem Armutsbegriff aus, der Armut nicht mehr nur über das zur Verfügung stehende Einkommen definiert, sondern um Faktoren wie Wohnsituation, schulische und berufliche Bildung, soziale Kontakte, Gesundheit oder subjektives Wohlbefinden erweitert (vgl. ebd.: 9ff.)³⁸. Im Rahmen dieser Arbeit kann hier nicht weiter auf die differenzierte Interpretation der nackten Zahlen und auf die Auswirkungen von Armut auf die Teilhabe- und Verwirklichungschancen der Betroffenen eingegangen werden, sondern wird der Fokus insbesondere auf die Belastungen gerichtet, die sich für Jugendliche aus ökonomisch schwierigen Verhältnissen ergeben und auf die Teilhabe am Konsum, die sie dennoch zu verwirklichen scheinen.

Aufwachsen in ökonomisch belasteten Verhältnissen

In Konsequenz des Armutsrisikos kinderreicher Familien, Ein-Elternfamilien, von Müttern und Vätern mit niedrigem Bildungsniveau und entsprechend schlechteren Chancen auf dem Arbeitsmarkt oder von Familien mit Migrationshintergrund sind Kinder und Jugendliche im Vergleich zur Gesamtbevölkerung von Armut überdimensional betroffen: Kinder unter 18 Jahren bilden mit Abstand die größte Gruppe (7,2%) der SozialhilfeempfängerInnen (3,4%)³⁹, was weitreichende Auswirkungen auf ihr Leben hat.

Ökonomisch belastete Familien verfügen über weniger Wohnraum mit schlechterer Bausubstanz in schlechteren Wohnlagen mit weniger sozialer Infrastruktur und mehr Umweltbelastungen. Für Migrantenfamilien und Alleinerziehende verschärft sich diese

³⁶ Vgl. ebd.: 118.

³⁷ Vgl. ebd.: 48.

³⁸ Vgl. ebd.: 9ff. Dieser Lebenslagenansatz findet sich wieder im Elften Kinder- und Jugendbericht (vgl. BMFSFJ 2002: 137ff.).

³⁹ Vgl. ebd.: 70.

Situation zusätzlich, da sie insgesamt auf dem Wohnungsmarkt erhebliche Schwierigkeiten haben (vgl. BMFSFJ 2002: 143). Dies führt für Jugendliche dazu, dass sie in ihrer Freizeit auf den öffentlichen Raum angewiesen sind samt den damit verbundenen physischen und sozialen Gefährdungen. Ohne die „Straße“ mit Verwahrlosung oder Kriminalität gleichzusetzen zu wollen, birgt sie in sozial belasteten Stadtteilen mit wenig gewachsener sozialer Infrastruktur samt mangelnder sozialer Kontrolle und mangelnden „geschützten“ Freizeitmöglichkeiten ein reales Gefährdungspotenzial für Mädchen und Jungen. Erschwerend kommen die mit dem Wohnort verbundenen Erfahrungen der Stigmatisierung und Ausgrenzung hinzu, mit denen Jugendliche in einer Lebensphase, in der Freundschaften, Anerkennung und Zugehörigkeit zentrale Bedürfnisse sind, mehr Schwierigkeiten haben als Erwachsene.

Eng mit der ökonomischen Lebenslage verknüpft sind die Bildungschancen Jugendlicher und damit ihre Zugangschancen in die Arbeitsgesellschaft: Jugendliche aus belasteten Verhältnissen versagen öfter in der Schule oder verweigern sie ganz, beenden die Schule früher und sind geringer qualifiziert (vgl. ebd.: 147). In keinem anderen Land entscheidet die soziale Herkunft (und ergo die Einkommensverhältnisse) so eklatant über die Bildungschancen von Jungen und Mädchen. Damit setzt sich Armut in der Folge der Generationen fort: Der „Bildungsarmut“ der Eltern folgt deren Einkommensarmut, die wiederum Ursache für die „Bildungsarmut“ ihrer Kinder ist. Der Kreis schließt sich.

„In“ sein in der jugendlichen Konsumgesellschaft

Die Teilhabe an der Konsumgesellschaft wirkt sich heute zunehmend auf die personale und soziale Identitätsentwicklung von Mädchen und Jungen und deren Positionierung innerhalb der Peergroup aus: „Der Konsum wird als eine Form des Selbstaudrucks, als eine Stärkung der Individualität im Prozess des Lebensstildesigns und zugleich auch als Demonstration zur sozialen Anerkennung und zur Statusaufwertung in Gleichaltrigengruppen genutzt.“ (Ferchhoff 1999: 206). Die Symbole der Zugehörigkeit zu den Peergroups und den damit verbundenen Jugendkulturen sind rasant wechselnde „In-Marken“ auf dem Mode-, Sport- und Medienmarkt, die den Mädchen und Jungen über ausdifferenzierte zielgruppengenaue Werbemaßnahmen kontinuierlich präsentiert werden. „In“ sein und „Dazugehören“ definieren sich auch über die Teilhabe an den vielseitigen Möglichkeiten des kommerziellen Freizeitmarktes vom „Hip-Drink“ bis zum „Top-Event“.

Wie eingangs erwähnt, scheint ein großer Teil der Kinder und Jugendlichen trotz „Armut“ rege am Konsummarkt teilzuhaben. Laut der Kids-Verbraucherstudie⁴⁰ bestreiten die Mädchen und Jungen über Taschengeld, Geldgeschenke und Einnahmen aus ersten Jobs ihre Ausgaben für Kleidung, Sportschuhe, Computer, Handys und Essen. Dabei ist der Trend zu Markenartikeln bei den Kindern und Jugendlichen ungebrochen, sei es, dass sie ihre Eltern beeinflussen, das gewünschte Produkt zu kaufen oder selbst zur „richtigen“ Marke greifen, von der sie sich Anerkennung durch ihre Gleichaltrigen versprechen und mit der sie die Zugehörigkeit zu ihren jugendkulturellen Szenen demonstrieren.

Die Bedeutung der „richtigen“ Marke als Option für Anerkennung und Symbol der Zugehörigkeit kann infolge Orte, an denen Jugendliche sich treffen (Schule, Freizeitorte, öffentliche Räume) zu „Markentribunalen“ (vgl. Ferchhoff 1999: 207) machen mit unsicherem Ausgang für ökonomisch benachteiligte Jugendliche, die sich im Spannungsfeld zwischen Zugehörigkeit und Ausgrenzung intensiv bemühen, doch irgendwie mitzuhalten. Dies schaffen sie bestenfalls durch regelmäßige Einkommen aus Jobs neben Schule und Ausbildung, im schlechtesten Falle durch die illegale Beschaffung der begehrten Konsumgüter oder durch Überschuldung. Die Kehrseite dieser Bewältigungsstrategien sind Beeinträchtigung ihrer Schul- oder Arbeitsleistungen und im Falle von Kriminalität erschwerte Zugangschancen in Gesellschaft und Arbeit. Manche Mädchen und Jungen begeben sich erst gar nicht in den Wettbewerb, sondern ziehen sich von ihren Peers zurück, bevor sie ausgeschlossen werden.

1.2.3 Lebenslage Migration⁴¹

In dem Bericht des Statistisches Bundesamtes „Leben in Deutschland – Ergebnisse des Mikrozensus 2005“ (2006) wurde erstmals versucht, der vielfältigen Migrationslandschaft in Deutschland Rechnung getragen. Beschränkten sich bisherige Zahlen zur Migration auf die allgemeinen Ausländerstatistiken, beleuchtet dieser Bericht erstmals die Gesamtgruppe der Personen mit Migrationshintergrund, also sowohl AusländerInnen ohne deutschen Pass als auch Deutsche mit Migrationshintergrund, wie z. B. Spä-

⁴⁰ Vgl. URL: <http://www.welt.de/data/2003/07/10/131401.html> [Stand: 20.05.2006].

⁴¹ Im Folgenden verwende ich die Bezeichnung „AusländerInnen“ für die im staatsrechtlichen Sinne erfassten Personen ohne deutschen Pass und die Bezeichnung „MigrantInnen“ für alle Personen deutscher und nicht-deutscher Staatsbürgerschaft mit Migrationshintergrund.

taussiedlerInnen, eingebürgerte AusländerInnen, Kinder ausländischer Eltern, die bei Geburt zusätzlich die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten haben oder Kinder, bei denen ein Elternteil über Migrationserfahrung verfügt. Laut diesem Bericht lebten 2005 in Deutschland ca. 15,3 Mio. Frauen und Männer mit Migrationshintergrund, was knapp einem Fünftel der Gesamtbevölkerung entspricht (vgl. Statistisches Bundesamt 2006: 74). Damit ist die Zahl aller Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland mehr als doppelt so hoch wie die bislang bekannten Zahlen über AusländerInnen (ca. 7,3 Mio). Der prozentuale Anteil dieser Personengruppe beträgt knapp 19% der Gesamtbevölkerung (vgl. ebd.: 74). Kinder und Jugendliche nehmen dabei einen überdurchschnittlich hohen Anteil ein: Knapp ein Drittel der Mädchen und Jungen in Deutschland kommt aus Familien mit Migrationshintergrund⁴².

Die Lebenslage Migration ist dicht verwoben mit der oben beschriebenen Lebenslage Armut, deren spezifische Auswirkungen auf MigrantInnen bezüglich der Bildungschancen, der Zugänge zum Arbeitsmarkt, der Wohnverhältnisse und der gesellschaftlichen Teilhabe im Folgenden näher beleuchtet werden.⁴³

Migration und Bildungschancen

Bildung ist in der durch Individualisierung und Pluralisierung unübersichtlich gewordenen Gesellschaft mehr als Ausbildung und Qualifizierung für den späteren Eintritt in die Arbeitsgesellschaft. Je mehr der „Ernst des Lebens“ Einzug in das Jugendalter hält⁴⁴, umso dringlicher stellt sich für Jugendliche neben der Aufgabe der Vorbereitung auf das zukünftige Erwachsenenalter vor allem die Aufgabe der Bewältigung der Gegenwart. Bildung wird so zu einer grundlegenden Ressource der Alltagsbewältigung, deren Verfügbarkeit wesentlich über die aktuellen und zukünftigen gesellschaftlichen Zugangschancen entscheidet: Mädchen und Jungen mit guten Bildungsvoraussetzungen blicken optimistischer in die Zukunft, haben mehr Selbstvertrauen, sind weniger anfällig für extremistische Orientierungen, sind offener für andere und haben mehr soziale

⁴² Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration 2005: 38. Im Folgenden verwende ich hierfür die Bezeichnung „Migrationsbericht“.

⁴³ Die im Folgenden angeführten Statistiken beziehen sich i. d. R. auf den staatsrechtlich definierten Teil der AusländerInnen, also auf weniger als die Hälfte der Personen mit Migrationshintergrund, über welche bisher kaum amtliche Statistiken vorliegen.

⁴⁴ Vgl. Teil I, Kap. 1.1.2.

Kontakte und Netzwerke – um nur einige Befunde der Shell Jugendstudie 2000 zu nennen (vgl. Münchmeier u. a. 2000: 13ff.).

Ohne Bildung auf die formelle Bildung in der Schule reduzieren zu wollen, scheint mir der Zusammenhang von Migration und Bildung am Beispiel der Schule sehr deutlich zu werden: Obwohl die Mehrheit der ausländischen SchülerInnen⁴⁵ mit Migrationshintergrund in Deutschland geboren wurde, besuchen 43,8% der Mädchen und Jungen die Hauptschule im Vergleich zu 18% der deutschen Jugendlichen⁴⁶ (vgl. Migrationsbericht 2005: 51). Die Gymnasien werden im Gegensatz dazu von nur 13,9% der ausländischen Jugendlichen besucht im Vergleich zu 32,3% der deutschen Jungen und Mädchen. Vor allem türkische und italienische Jugendliche sind in den Hauptschulen überproportional vertreten. Ebenso überproportional vertreten sind ausländische SchülerInnen in den Sonder- und Förderschulen (vgl. ebd.: 51f.). Noch offensichtlicher wird der Zusammenhang von Migration und Bildung beim Blick auf die Schulabschlüsse: Im Schuljahr 2002/03 verließ ein Fünftel der ausländischen SchulabgängerInnen die Hauptschule ohne Abschluss, ca. 40% schafften den Hauptschulabschluss, knappe 30% den Realschulabschluss und nur 10% die allgemeine oder Fachhochschulreife (vgl. BMFSFJ 2006: 81).

Die Ungleichheit der Bildungschancen von Mädchen und Jungen mit Migrationshintergrund setzt sich fort in den Bereichen der außerschulischen nonformellen Bildung wie z. B. in den Jugendverbänden, Jugendmusikschulen oder Jugendkunstschulen, in denen Jugendliche mit Migrationshintergrund trotz vielfältiger Bemühungen weiterhin unterrepräsentiert sind (vgl. Migrationsbericht 2005: 161f.).

Migration und ökonomische Ressourcen

Die Arbeitslosenquote der AusländerInnen erreichte 2004 ihren historischen Höchststand und war mit 20,5% doppelt so hoch wie die der Deutschen. Ein Drittel davon waren türkische Staatsangehörige, gefolgt von italienischen (19,4%), griechischen (18,6%), serbischen und montenegrinischen (16,8%) Staatsangehörigen (vgl. Migrationsbericht 2005: 95). 72,5% aller ausländischen Arbeitslosen verfügten 2003 über kei-

⁴⁵ Da bisherige Schulstatistiken nur nach Staatsangehörigkeit unterscheiden, beziehen sich die folgenden Zahlen auf die nach rechtlichem Status definierten „ausländischen“ SchülerInnen, also auf weniger als die Hälfte der gesamten Zahl der SchülerInnen mit Migrationshintergrund.

⁴⁶ Es ist begründet zu vermuten, dass sich in diesen 18% ein Großteil der staatsrechtlich deutschen SchülerInnen mit Migrationshintergrund verbirgt.

ne abgeschlossene Berufsausbildung im Vergleich zu 28,9% der deutschen Arbeitslosen (vgl. ebd.: 105). Der Anteil der ausländischen Frauen lag im Gegensatz dazu mit 36% deutlich unter dem der deutschen Frauen, die fast die Hälfte der arbeitslosen Deutschen ausmachen (vgl. ebd.: 96). Mit 10,2% lag auch der Anteil ausländischer Jugendlicher unter 25 Jahren deutlich niedriger als der ihrer deutschen Altergenossen mit 12,6%. Ihnen scheint der Zugang zum Ausbildungs- und Arbeitsmarkt in den letzten Jahren besser gelungen zu sein als den deutschen Mädchen und Jungen (vgl. ebd.: 97).

Insgesamt gehören in Deutschland lebende AusländerInnen den unteren Einkommensgruppen an, was bedingt ist durch fehlende oder geringe Schul- und Berufsabschlüsse, Sprachbarrieren oder nicht anerkannte Qualifikationen, die sie in ihren Heimatländern erworben haben. Sie verfügen auch über weniger Geld als die deutschen Haushalte, obwohl sie i. d. R. mehr Haushaltsmitglieder zählen (vgl. ebd.: 102f.). Ebenso liegt ihr Armutsrisiko deutlich über dem der Gesamtbevölkerung, wovon AusiedlerInnen, türkische MigrantInnen, MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und insbesondere die Frauen besonders betroffen sind (vgl. ebd.: 104). Ursache hierfür ist neben der Arbeitslosigkeit und geringer oder fehlender beruflicher Qualifikation eine durchschnittlich höhere Kinderzahl, was infolge die Armut bei Kindern und Jugendlichen aus Migrantenfamilien erhöht (vgl. ebd.: 105).

Die knappen ökonomischen Ressourcen wirken sich ebenfalls auf Wohnqualität und Wohnlage aus. Die durchschnittliche Wohnfläche ausländischer Haushalte ist deutlich geringer als die von deutschen Haushalten und muss von mehreren Personen geteilt werden: In ausländischen Haushalten leben im Durchschnitt 2,7 Personen im Vergleich zu 2,1 Personen in deutschen Haushalten (vgl. ebd.: 113). In der Konsequenz sind Kinder und Jugendliche auf den öffentlichen Raum angewiesen, in dem sie einen Großteil des Tages verbringen und der sich je nach Wohnlage mehr oder weniger anregend für ihre Persönlichkeitsentwicklung gestaltet: Der Konzentration von kinderreichen und einkommensschwachen Familien – sei es mit oder ohne Migrationshintergrund – in bestimmten Stadtteilen wird zwar seit Jahrzehnten z. B. durch das Bundesländerprogramm „Soziale Stadt“ entgegengewirkt, dennoch sind diese Konzentrationen ein weltweites Phänomen, da sich der Wohnraum nach dem Markt organisiert und sich nach Einkommen und sozialem Status richtet (vgl. ebd.: 119).

Subjektive Sichtweisen

Trotz des faktischen Potenzials von Benachteiligungen, die aus der Lebenslage Migration resultieren, scheinen sich die jungen Frauen und Männer mit Migrationshintergrund von ihren AltersgenossInnen ohne Migrationshintergrund nicht wesentlich zu unterscheiden, wie die vom Institut für praxisorientierte Sozialforschung (ipos) durchgeführte Jugendstudie 2002 feststellt. Im Rahmen dieser Studie wurden u. a. 14- bis 17-jährige AusländerInnen und MigrantInnen zu ihrer Lebenssituation befragt: Ihre subjektiven Einschätzungen zur allgemeinen Lebenszufriedenheit, zu ihrer Wohnsituation, ihrer Wirtschaftslage und ihrer Arbeitsplatzzufriedenheit oder ihr Umgang mit Problemen weisen keine dramatischen Unterschiede aus zu den jungen Frauen und Männern ohne Migrationshintergrund (vgl. ipos 2002: 3-49). Unterschiede werden lediglich deutlich in ihren Aussagen zum Bildungsniveau, das erwartungsgemäß deutlich unter dem der Gesamtheit aller Befragten liegt (vgl. ebd.: 133), in ihren Aussagen zum beruflichen Status der Eltern, der überdurchschnittlich in der Gruppe der (Fach)Arbeiter angesiedelt ist (vgl. ebd.: 135) oder in ihren Aussagen zum Freizeitverhalten: Sie verfügen über weniger Freizeit als Jugendliche ohne Migrationshintergrund (vgl. ebd.: 137), sie gehören weniger einer Clique an (vgl. ebd.: 137), die Mitgliedschaft in Jugendorganisationen ist weniger attraktiv für sie (vgl. ebd.: 137) und Diskotheken, Bildungsstätten, PC-Angebote an den Schulen und Sportstätten rangieren im Vergleich zu Jugendlichen ohne Migrationshintergrund in den hinteren Rängen (vgl. ebd.: 136).

Die objektiven Faktoren der Lebenslage Migration scheinen sich durch die subjektiven Faktoren (individuelle Gestaltungsmöglichkeiten, individuelle materielle, persönliche, soziale Ressourcen) zu relativieren. M. E. relativiert sich damit auch insgesamt die Lebenslage Migration als eine unter vielen anderen, welche die Lebenslage Jugend bestimmen.

1.3 Bedürfnisse Jugendlicher

Nach der Verortung von Jugend in der Gesellschaft und der Skizzierung der wesentlichen jugendlichen Lebenslagen beleuchte ich im Folgenden die Bedürfnisse Jugendlicher vor dem Hintergrund der beschriebenen Verhältnisse. Ich beziehe mich dabei auf die von Erich Fromm formulierten Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität, Verwurzelung⁴⁷ und Orientierung (vgl. Fromm 1980: 24ff.), da mir diese in ihrer Einfachheit und Allgemeingültigkeit in den individualisierten und entstrukturierten gesellschaftlichen Verhältnissen am ehesten Orientierung zu bieten scheinen und entwicklungspsychologische Modelle⁴⁸ und Theorien von Bedürfnissen mit der impliziten zeitlich hierarchischen Stringenz den gesellschaftlichen Entgrenzungsprozessen nur noch bedingt entsprechen. Ergänzend zu den von Fromm formulierten menschlichen Grundbedürfnisse gehe ich zusätzlich auf das Bedürfnis der Anerkennung in Anlehnung an Honneth⁴⁹ ein, das sich sozusagen als roter Faden quer durch die Bedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung zieht.

Fromms Anthropologie ist begründet in der Annahme, dass sich der Mensch im Gegensatz zum Tier durch die ihm gegebene Vernunft und Vorstellungskraft seiner menschlichen Existenz und deren Endlichkeit bewusst ist und damit die Freiheit hat, sich für die im Menschen angelegten Möglichkeiten eines guten Lebens zu entscheiden und zu kämpfen. Das Leben des Einzelnen ist für Fromm „nichts anderes als der Prozess, sich selbst zu gebären“ (vgl. ebd.: 23) und zwar ein Leben lang. Das Gelingen oder Scheitern hängt dabei wesentlich von den historischen gesellschaftlichen Bedingungen ab bzw. von der Entsprechung der gesellschaftlichen Verhältnisse mit der menschlichen Natur.

Nach Fromm ist die menschliche Existenz unausweichlich von den Polen der Regression (Rückkehr in eine tierische Existenz) und Progression (Erreichen einer menschlichen Existenz) bestimmt, in deren Polarität auch die Grundbedürfnisse des Menschen verwurzelt sind: Nicht die körperlichen Bedürfnisse sind für Fromm die „intensivsten Leidenschaften“, sondern die, „welche in der Besonderheit seiner Existenz ihre Wurzeln haben.“ (Fromm 1980: 24).

⁴⁷ Das Grundbedürfnis nach Verwurzelung wird im Folgenden aufgrund seiner inhaltlichen Nähe zusammen mit dem Bedürfnis nach Identität verhandelt.

⁴⁸ Die Maslowsche Bedürfnistheorie ist ein „klassisches“ Beispiel (vgl. Oerter 1982: 578 ff.).

Fromms Bedürfnistheorie ist für meine Fragestellung deshalb interessant, weil sie die psychoanalytischen Aspekte von Bedürfnissen mit den anthropologischen und gesellschaftskritischen verbindet. Diese multiperspektivische Sichtweise scheint mir für die Beschreibung von Bedürfnissen Jugendlicher in den heutigen individualisierten gesellschaftlichen Verhältnissen passend: Das Bild des sich in unterschiedlichen Lebenslagen zu unterschiedlichen Zeiten mit jeweils individuellen Ressourcen ständig neu gebärenden Menschens beschreibt m. E. die Situation von Mädchen und Jungen heute treffend.

1.3.1 Das Bedürfnis nach Geborgenheit

„Dieses Bedürfnis steht hinter allen Erscheinungen, welche die gesamte Skala der intimen menschlichen Beziehungen ausmachen, hinter allen Leidenschaften, die man im weitesten Sinne als Liebe bezeichnet.“ (Fromm 1980: 26)

Dies trifft wohl für Menschen beiderlei Geschlechts und jeden Alters zu. Das urmenschliche Bedürfnis nach Geborgenheit, Liebe, sich aufgehoben fühlen, sich angenommen zu wissen mit allen Stärken und Schwächen und vertrauen können ist bei Kindern und Jugendlichen allerdings besonders zentral, ist doch die frühe gelingende Befriedigung dieses Bedürfnisses das „Kapital“ für ein gelingendes Menschenleben.

Für die Mädchen und Jungen justieren sich in der Pubertät die bisherigen Beziehungen durch die beginnende Ablösung vom Elternhaus und durch den Aufbau externer Beziehungen neu. Die Eltern bleiben aber nach wie vor die „wichtigsten Menschen auf der Welt“, allerdings dicht gefolgt von der „besten Freundin“ oder dem „besten Freund“ und übrigens auch der „Lieblingsoma“ oder dem „Lieblingsopa“ (vgl. Zinnecker/Behnken/Maschke 2002 : 25f.). Das Bedürfnis nach Liebe und Geborgenheit kommt in diesem Alter nuancenreich zum Ausdruck: Sowohl die manchmal konfliktreichen und schmerzlichen Ablösungsprozesse von den Eltern als auch die intensive Suche nach neuen Freundschaften und Partnerschaften sind Facetten ein und desselben Bedürfnisses. Harmonie, Freude, überschwängliche Liebesbeweise liegen dicht beieinander mit Enttäuschung, Trauer oder demonstrativem emotionalen Rückzug.

⁴⁹ Vgl. Honneth 1994.

Mit zunehmendem Alter suchen Mädchen und Jungen Liebe, Geborgenheit und Zugehörigkeit in neuen Beziehungen zu ihren Gleichaltrigen. Die Peers, die Clique, der Freundeskreis gewinnen immer mehr an Bedeutung, da sie auch die Orte sind, an denen erste sexuelle Beziehungen erprobt werden. Das Bedürfnis nach Liebe erweitert sich um die erotische und sexuelle Facette, die Jugendliche meist gleichsetzen mit der „großen Liebe ihres Lebens“, wodurch verständlich wird, warum die „erste große Liebe“ i. d. R. mit so vielen widersprüchlichen Gefühlen zwischen Herzensfreude, Anbetung, Hysterie und vermeintlichem Hass einhergeht.

In der gelingenden Gestaltung bisheriger und neuer Beziehungen liegt das Entwicklungspotenzial für starke Persönlichkeiten. Hierfür brauchen Mädchen und Jungen vor allem geschützte Räume und insbesondere vertrauensvolle und vertrauenswürdige Erwachsene. Gelingt dieser Prozess nicht, suchen Jugendliche die Befriedigung dieses zentralen Bedürfnisses nach Geborgenheit und Liebe woanders: in Süchten, Ideologien, Gewalttaten oder sie beenden einfach ihr junges Leben.

1.3.2 Das Bedürfnis nach Kreativität

Nach Fromm hat das Grundbedürfnis nach Kreativität seine Wurzel darin, dass der Mensch passiv als Geschöpf ohne seine Zustimmung in diese Welt kommt und sie irgendwann wieder verlässt. Da er aber mit Verstand und Vorstellungsvermögen ausgestattet ist, drängt es ihn, „die Rolle des Geschöpfes, die Zufälligkeit und Passivität der kreatürlichen Existenz dadurch zu überwinden, dass er selbst zum Schöpfer wird“ (Fromm 1980: 30). Das Bedürfnis, aus eigener Kraft und „eigensinnig“ etwas zu gestalten, ist dem Menschen sozusagen in die Wiege gelegt. Am deutlichsten zeigt sich dieses Bedürfnis wohl bei den Kindern, die sehr schöpferisch sind, wenn auch eher unbeabsichtigt und spielerisch planlos. Sie haben wundersame Einfälle, Geistesblitze oder Gemütsregungen – wenn man sie denn lässt.

Das Bedürfnis zu gestalten erstreckt sich auf alle Lebensbereiche wie Alltag, Familie, Beziehungen, Freizeit, Schule, Beruf, die eigene Erscheinung, also die Gestaltung des Lebens insgesamt – auch „Lebenskunst“ genannt. Je freier Mädchen und Jungen ihrer Kreativität im Denken, Verhalten und Handeln in unterschiedlichsten Lebensräumen ihren Lauf lassen können, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie auch schwierige Lebensphasen, Probleme und Anforderungen kreativ meistern: Sie können auf Grund ihrer positiven Erfahrung auf ihre Gestaltungskraft vertrauen, sind schöpfe-

risch im Entwickeln von Problemlösungsstrategien und finden auch für Tiefschläge des Lebens kreative Bewältigungsstrategien.

Aus eigener Kraft etwas zu gestalten ermöglicht also Erfahrungen von Selbstwirksamkeit⁵⁰, die eine zentrale Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung von Mädchen und Jungen haben: Indem Jugendliche das Vertrauen in sich selbst entwickeln können, auch schwierige Aufgaben, die Anstrengung und Durchhaltevermögen erfordern, aus eigener Kraft und Kompetenz bewältigen zu können, wächst ihr Selbstbewusstsein, ihre Motivation und ihre Lebenszufriedenheit (vgl. Schwarzer/Jerusalem 2002: 35f.).

Durch den Einfluss von Jugendmedien, Konsumangeboten oder kommerziell geschaffener Jugendstiltrends scheinen die Mädchen und Jungen heute auf den ersten Blick in einen klassischen Bedürfniskonflikt zu geraten, nämlich entweder dem Bedürfnis der Zugehörigkeit nachzugehen, das die vorgefertigten Angebote zu befriedigen versprechen oder dem Bedürfnis nach Gestaltung nachzugeben, das aber eventuell ob seines unkonformen Ergebnisses weniger Anerkennung bedeutet. Auf den zweiten Blick ist jedoch festzustellen, dass sie ihrem Bedürfnis nach Gestaltung auch im Rahmen vorgefertigter Denk-, Verhaltens- und Handlungsmuster durchaus nachgehen.

Der Kreativität Jugendlicher Raum zu geben und sie zu fördern ist in allen ihren Lebensbereichen von der Familie über Schule und Freizeit bis zum öffentlichen Raum eine wichtige Querschnittsaufgabe aller an Jugend beteiligten Institutionen und Personen, wenn sich Kreativität nicht in ihr Gegenteil nämlich in Destruktion verkehren soll: „Der Wille zu zerstören muss entstehen, wenn der Wille, etwas zu schaffen, nicht befriedigt werden kann. Die Befriedigung des Bedürfnisses, etwas zu schaffen, führt jedoch zum Glück: die Destruktivität führt zum Leiden, vor allem für den Zerstörer selbst.“ (ebd.: 31).

1.3.3 Das Bedürfnis nach Identität

„Da der Mensch aus der Natur herausgerissen ist, da er mit Vernunft und Vorstellungsvermögen begabt ist, muss er sich eine Vorstellung von sich selber bilden, muss er sagen und fühlen können: ‚Ich bin ich‘.“ (ebd.: 46). Dieses „Ich bin Ich“ ist das Ergebnis

⁵⁰ Das Konzept der Selbstwirksamkeit geht zurück auf die sozial-kognitive Theorie von Bandura Ende der 1970er Jahre (vgl. Schwarzer/Jerusalem 2002: 35). Banduras zentrale These ist, dass subjektive Überzeugungen das Denken, Handeln und Fühlen steuern und in Konsequenz positive Selbstwirksamkeitserwartungen zu einer gelingenden Lebensbewältigung beitragen (ebd.: 38).

eines Prozesses der Selbstverortung als Mann oder Frau mit eigener Geschichte, Kultur und Religion, der als Aushandlung zwischen den eigenen Erwartungen und den Erwartungen der Gesellschaft verstanden werden muss, sozusagen als „Kompromissbildung zwischen ‚Eigensinn‘ und Anpassung.“ (vgl. Keupp 2001: 807). Identität beschreibt das Gefühl, mit sich selber „eins“ zu sein, zu wissen, wohin man gehört oder was man tun soll trotz sich kontinuierlich verändernder privater oder gesellschaftlicher Verhältnisse.

Die Befriedigung dieses Bedürfnisses gestaltet sich auf dem Hintergrund der Differenzierung, Pluralisierung und Individualisierung von Lebensverhältnissen, Lebensstilen und Sinnorientierungen entsprechend komplex. Gingen klassische Identitätskonzepte wie z. B. das psychosoziale von Erikson in den 1980er Jahren noch von einem zeitlich und inhaltlich relativ stringenten Ablaufschema der Identitätsentwicklung im Jugendalter aus und wurde Identitätsentwicklung als spezifische Entwicklungsaufgabe des Jugendalters betrachtet, so ist in postmodernen Überlegungen von einer Patchworkidentität die Rede (vgl. Keupp/Ahbe/Gmür 2002). Identität wird dann als eine permanente Passungsarbeit von inneren und äußeren Prozessen verstanden, kontinuierlich entstehende Projektentwürfe des eigenen Lebens, die nicht mehr in einer bestimmten Reihenfolge, sondern auch gleichzeitig vorhanden sind, die unterschiedlich und z. T. auch widersprüchlich sind (vgl. Keupp 2001: 808).

Konnten Mädchen und Jungen also in früheren gesellschaftlichen Epochen auf vorgefertigte Identitätsangebote eingehen, so besteht ihre Identitätsleistung heute darin, sich selbst zu organisieren, selbst tätig zu werden, sich selbst zu positionieren im Wechselspiel zwischen innerer Authentizität und äußerer Anerkennung. Identitätsarbeit ist vor diesem Hintergrund mit Erreichen des Erwachsenenalters nicht abgeschlossen, sondern wird als lebenslanger Prozess verstanden – wenn er auch mit zunehmendem Alter undramatischer wird.

Das Bedürfnis nach Identität geht dicht einher mit dem Bedürfnis nach Verwurzelung, da dieser Prozess der Selbstverortung sich in der kontinuierlichen Positionierung zu sozialen, kulturellen, religiösen oder politischen Identitätsangeboten konkretisiert, die geprüft, erprobt, angenommen oder wieder verworfen werden. Die Befriedigung der Bedürfnisse, sich selbst zu finden und für sich einen „Platz in der Welt“ zu finden, sind für Mädchen und Jungen in einer Gesellschaft, in der sie aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen freigesetzt werden, ohne sich an traditionellen Sicherheiten orientieren zu können, in der sie immer mehr Optionen ihrer Lebensgestaltung und

Biografieplanung haben, in der mit den Freiheiten auch die Risiken zugenommen haben, eine wichtige Voraussetzung für ein gelingendes Leben.

1.3.4 Das Bedürfnis nach Orientierung

„Der Mensch findet sich von vielen rätselhaften Erscheinungen umgeben, und da er mit Vernunft begabt ist, muss er sie irgendwie einordnen, muss er sie in einen Zusammenhang bringen, den er begreifen kann und der es ihm ermöglicht, sich in seinen Gedanken damit zu befassen.“ (Fromm 1980: 48). Er hat also das Bedürfnis, sich geistig und emotional in der Welt zu orientieren und sich ein Bild von den ihm umgebenden Dingen zu machen, das für ihn einen Sinn hat.

Die Suche nach einem Wertesystem als Orientierung für das eigene Handeln ist auf dem Hintergrund individualisierter, differenzierter und pluralisierter gesellschaftlicher Verhältnisse für die Mädchen und Jungen diffizil geworden. Konnten Jugendliche früher auf durch Familie, Kultur oder Religion tradierte Werte und Normen zurückgreifen, bietet sich ihnen heute eine unübersichtliche Fülle von persönlichen, gesellschaftlichen, kulturellen oder weltanschaulichen Orientierungsmöglichkeiten, die sich entsprechend der sozialen, kulturellen und ökonomischen Lebensbedingungen unterschiedlich gestalten.

Sie haben es also nicht mit einem Werteverlust, sondern mit einer Wertevielfalt zu tun, in der sie ihre Meinungen, Überzeugungen und persönlichen Werte finden müssen. Diese Angebote sind nicht mehr dichotom nach gut und böse, rechts und links, falsch und richtig zu unterscheiden, sondern sie müssen in Beziehung zu den individuellen Lebensverhältnissen gesetzt werden, mit diesen sozusagen synchronisiert werden. Jeder Jugendliche muss sich so „sein eigenes biografisches und ethisches ‚Gesamtkunstwerk‘ schaffen und inszenieren, ein Kunstwerk, dessen Inhalt er selber ist.“ (Münchmeier u. a. 2000: 95). Die Studie stellt ebenfalls fest, dass die Erwachsenen die mit diesen Selbstentwürfen verbundenen Risiken weit höher bewerten als die Mädchen und Jungen selbst, die sich den Unsicherheiten und Unverbindlichkeiten angepasst zu haben scheinen (vgl. ebd.: 95).

Orientierung bei der Gestaltung ihres biografischen Selbstentwurfes erfahren die Mädchen und Jungen nach wie vor in den klassischen Instanzen der Wertevermittlung wie Familie, Schule, Kirchen und Jugendhilfe, die auf dem Hintergrund der beschriebenen Entwicklungen eher als Orte der Wertekommunikation denn als Orte der Wertevermitt-

lung betrachtet werden müssen. Eine exponierte – m. E. gefährlich starke – Position als „Meinungsmacher“ bei Mädchen und Jungen nehmen inzwischen die Medien ein: Sie vermitteln oftmals die Illusion der einfachen dichotomen „Wahrheiten“ wie gut und böse, die der komplexen Lebenswirklichkeit der Mädchen und Jungen nicht gerecht wird.

1.3.5 Im Querschnitt: Das Bedürfnis nach Anerkennung

Den bisher beschriebenen Grundbedürfnissen nach Fromm ist das übergeordnete Bedürfnis nach Anerkennung im Verständnis von Honneth (1994)⁵¹ immanent, nämlich der Anerkennung der Bedürfnisse nach Liebe, Geborgenheit, Zugehörigkeit, nach eigener Gestaltung aus eigenen Kräften, nach Verwurzelung, Selbstverortung und Orientierung in den Dimensionen der Liebe, des Rechts und der Solidarität (vgl. ebd.: 148 ff.). Im Folgenden sollen die Bedeutungen von Honneths Anerkennungsmustern für die beschriebenen Grundbedürfnisse kurz skizziert werden

Das Muster der Liebe⁵² bezieht sich auf die gegenseitige emotionale Zuwendung, wie sie in Primärbeziehungen (Partnerschaft, Freundschaft, Familie) zum Tragen kommt (vgl. ebd.: 153). Es impliziert in den Grundbedürfnissen den Wunsch nach deren Akzeptanz, nach Ermutigung, den Bedürfnissen nachzugehen, nach Wertschätzung des daraus resultierenden Denkens, Verhaltens und Handelns im beidseitigem Wissen der Subjekte, „dass sie in ihrer Bedürftigkeit von jeweils anderen abhängig sind“ (ebd.: 153).

Das Muster der rechtlichen Anerkennung zielt auf die Anerkennung jedes Menschen als gleichberechtigte Person ungeachtet ihrer Leistungen und ihres Charakters (vgl. ebd.: 181) im Wissen um die gegenseitigen normativen Verpflichtungen. Diese Anerkennungsform beinhaltet zum einen die Achtung der Personen in ihren Grundbedürfnissen nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft, zum anderen aber auch die Möglichkeit, „autonom aus vernünftiger Einsicht zu handeln (ebd.: 190), die nach Honneth ein Mindestmaß an kultureller Bildung und sozioökonomischer Sicherheit erfordert (vgl. ebd.: 190). Rechtli-

⁵¹ Im Rahmen meines Erkenntnisinteresses kann auf Honneths umfassende Theorie der Anerkennung nur marginal eingegangen werden.

⁵² Im Anerkennungsmuster der Liebe lässt sich die Anerkennung im Sinne von Geborgenheit bei Fromm (vgl. Teil I / Kap. 1.3.1) verorten.

che Anerkennung konkretisiert sich damit wesentlich in sozialer Gerechtigkeit, nämlich in den Zugängen zu den gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Ressourcen der Individuen.

Das Muster der Solidarität bezieht sich auf die soziale Wertschätzung, die in den Individuen das Vertrauen nährt, „Leistungen zu erbringen oder Fähigkeiten zu besitzen, die von den übrigen Gesellschaftsmitgliedern als wertvoll anerkannt werden“ (ebd.: 209). Dies beinhaltet sowohl die Anerkennung der aus den Grundbedürfnissen resultierenden Denk-, Verhaltens- und Handlungsweisen, als auch die Wertschätzung individueller Unterschiedlichkeiten in Gleichheit.

In der Summe bildet die Anerkennung der menschlichen Grundbedürfnisse in den drei beschriebenen Dimensionen die Basis der Entwicklung von Selbstvertrauen (Anerkennungsmuster Liebe), Selbstachtung (rechtliche Anerkennung) und Selbstschätzung (Anerkennungsmuster Solidarität) (vgl. ebd.: 211), die für ein gelingenderes Leben unabdingbar sind.

1.4 Die Konkretisierung der Bedürfnisse in den Entwicklungsaufgaben

Die oben beschriebenen Bedürfnisse⁵³ nach Geborgenheit, Kreativität, Identität, Orientierung und deren Anerkennung konkretisieren sich in den Entwicklungsaufgaben, die Mädchen und Jungen im Jugendalter zu meistern haben. Im Wesentlichen sind dies die Neugestaltung sozialer Beziehungen, das Frau- bzw. Mannwerden, die Entwicklung von Zukunftsperspektiven und das sich Finden und sich Zurechtfinden in der Welt.⁵⁴

Diese Entwicklungsaufgaben gestalten sich vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungen zunehmend komplexer. Zum einen sind Mädchen und Jungen im Zuge der Erosion von Traditionen, von familiären und verwandtschaftlichen Verhältnissen und von bisherigen gesellschaftlichen Verlässlichkeiten bereits früh auf ihre individuellen Gestaltungs- und Bewältigungspotenziale verwiesen. Außerdem spiegeln sich die Widersprüchlichkeiten einer individualisierten Gesellschaft auch in den gesellschaftlichen Erwartungen an die Jugend wider. Zum anderen hat die traditionelle zeitliche und

⁵³ Vgl. Teil I / Kap. 1.3.

⁵⁴ Vgl. Oerter/Dreher 1998: 328ff.

thematische Aufbau-logik der Entwicklungsaufgaben, die auf einem relativ einheitlichen Bild von Jugend basiert, mit der Ausdifferenzierung der Lebenslagen von Mädchen und Jungen ihre Stringenz verloren. Beide Entwicklungen bedeuten für die Jungen und Mädchen eine Zunahme an Freiheiten und Gestaltungsoptionen, aber auch an Risiken. Wie Mädchen und Jungen diese Entwicklungsaufgaben gestalten, ist abhängig von ihren jeweiligen Lebenslagen und ihren individuellen Ressourcen. Für welche Optionen sie sich entscheiden, ist dagegen wesentlich bestimmt von der Aussicht auf Befriedigung der oben beschriebenen Grundbedürfnisse.

Im Folgenden werden die Bedürfnisse vor dem Hintergrund der Entwicklungsaufgaben näher beleuchtet. Wohl wissend, dass bei allgemeiner Betrachtung jedes Bedürfnis in jeder Entwicklungsaufgabe eine mehr oder weniger große Wichtigkeit erfährt, werde ich versuchen, die zentrale Bedeutung der einzelnen Bedürfnisse in jeweils ausgewählten Entwicklungsaufgaben zu skizzieren. Die Zuordnung der Entwicklungsaufgaben zu den einzelnen Bedürfnissen erfolgt dabei nach der Einschätzung der Priorität des jeweiligen Bedürfnisses in den ausgewählten Entwicklungsaufgaben und ist in der Konsequenz daher nur schemenhaft.

1.4.1 Geborgenheit: Soziale Beziehungen neu gestalten, Frau werden – Mann werden

Das Bedürfnis nach Geborgenheit, Liebe und deren Anerkennung ist die treibende Kraft bei der notwendigen Neugestaltung der sozialen Beziehungen sowie der Gestaltung des Frau- bzw. Mannwerdens. Es bestimmt die Prozesse der emotionalen Distanzierung zu den Eltern bei gleichzeitiger emotionaler Neuorientierung zu den Gleichaltrigen und spielt eine zentrale Rolle im Umgang mit den aufregenden körperlichen Veränderungen und bei der Aufnahme erster sexueller Beziehungen.

Soziale Beziehungen neu gestalten

Mit Beginn der Pubertät gilt es für die Mädchen und Jungen, die intime „Nestwärme“ des Elternhauses zu verlassen und nach anderen emotionalen Sicherheiten und Vertrautheiten Ausschau zu halten. Dieser Prozess der emotionalen Ablösung vom Elternhaus lässt sich heute weniger mit dem Bild der wilden Jugend beschreiben, leidend unter der elterlichen Autorität, verbittert kämpfend mit ihren Vätern und Müttern um ihre Unabhängigkeit bei gleichzeitiger Sehnsucht nach ihrer Liebe, in letzter Konsequenz

bereit zum dramatischen Bruch mit der Familie. Er ist in der postmodernen Gesellschaft vielmehr geprägt von kommunikativen (durchaus konfliktreichen) Aushandlungsprozessen zwischen Eltern und Kindern und vom beidseitigen Bemühen um eine gelingende Gestaltung dieses Prozesses, der Eltern wie Kinder beeinflusst und verändert und beiden eine Neuverortung zwischen emotionaler Nähe und Distanz abverlangt. Diese Entdramatisierung des emotionalen Ablösungsprozesses der Jungen und Mädchen liegt begründet im gesellschaftlichen Wandel der Familie und der damit verbundenen veränderten Beziehungen zwischen Eltern und Kindern: Eltern entscheiden sich heute nicht mehr aus Gründen der Altersversorgung oder der Mithilfe bei der Arbeit für Kinder, sondern aus emotionalen Gründen. Dies spiegelt sich auch in Forschungsergebnissen wider, die der Mehrheit der Heranwachsenden gute Beziehungen zu den Eltern bescheinigen (vgl. Fend 2005: 292). Im Prozess der Reorganisation der Beziehungen von Mädchen und Jungen bleiben die Eltern nach wie vor emotionale Stützen, indem sie ihren Kindern ein emotionales „Nest“ bieten bei gleichzeitigem Loslassen und gleichzeitiger Akzeptanz der Lebensgestaltungsbemühungen ihrer Zöglinge. Sie bleiben ein wichtiger Ort, an dem das Bedürfnis der Mädchen und Jungen nach Geborgenheit und Liebe weiterhin eine Befriedigung findet, auch wenn dieser Ort sich zunehmend relativiert zu einem unter vielen neuen möglichen emotionalen Beheimatungen. Dass die emotionale Ablösung weniger ein abrupter denn vielmehr ein kontinuierlicher Prozess ist, liegt begründet in der weiter bestehenden wirtschaftlichen Abhängigkeit der Mädchen und Jungen von ihren Eltern und ihrem Verweilen im Elternhaus bis ins junge Erwachsenenalter. Der gemeinsame Alltag ermöglicht in der kontinuierlichen Auseinandersetzung der Eltern mit ihren Kindern und der Mädchen und Jungen mit ihren Eltern sozusagen ein Übungsfeld für die emotionale Neupositionierung zwischen möglicher Nähe und notwendiger Distanz, bis die Mädchen und Jungen die Beziehung zu den Eltern gefunden haben, in der sie selbstständig leben können und sich dennoch beheimatet fühlen.

Was hier idealtypisch skizziert ist, muss vor dem Hintergrund der Lebenslagen der Familien relativiert werden. Diese konfliktreichen Prozesse der emotionalen Neujustierung können für die Erwachsenen und Kinder sehr belastend sein und werden wesentlich beeinflusst von den familiären Bildungsressourcen, aufgrund derer argumentative differenzierte Aushandlungen mehr oder weniger möglich sind, von der zur Verfügung stehenden Zeit der Eltern für die Auseinandersetzung mit ihren Kindern und von den Erziehungshaltungen der Eltern, die in bildungsfernen Familien eher traditionell autoritär geprägt sind (vgl. Fend 2005: 294ff.). Diese förderlichen oder hinderlichen Bedin-

gungen für einen gelingenden Ablösungsprozess hängen damit indirekt wieder von der ökonomischen Situation der Familien ab⁵⁵.

Parallel zur der Neujustierung der Beziehungen zu den Eltern bauen sich die Mädchen und Jungen neue Beziehungen zu ihren Gleichaltrigen auf, mit denen sie zunehmend mehr Zeit verbringen. Hier machen sie neue Erfahrungen der Geborgenheit, Sicherheit, der Zugehörigkeit oder der Solidarität mit ihren AltersgenossInnen, die sie brauchen, um die notwendigen Distanzierungen zu den Eltern auszuhalten. Die „beste Freundin“ bzw. der „beste Freund“ werden zu zentralen Bezugspersonen, zu denen sie Vertrauen entwickeln und sich vorbehaltlos öffnen, die Clique wird zur zweiten Familie und hat vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse mit ihren einhergehenden Unsicherheiten, ihrer Orientierungsvielfalt und ihren Entgrenzungen „eine noch nie dagewesene Bedeutung als Lebens- und Erfahrungsraum“ gewonnen (vgl. Fend 2005: 305). Dabei gibt es deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede: Jungen bewegen sich eher in größeren Cliquen, wogegen Mädchen kleine Freundschaftsnetze bevorzugen⁵⁶ (vgl. Fend 2005: 315). Beiden gemeinsam ist jedoch, dass sie sich zu Beginn der Pubertät vorwiegend in geschlechtshomogenen Cliquen bewegen, die zunächst die Funktion einer Schutzzone haben, diese aber ab ca. 15 Jahren zunehmend geschlechtsheterogen gestalten. Sowohl Mädchen als auch Jungen haben zudem hohe Ansprüche an die Qualität und Intensität der Freundschaftsbeziehung: Sie wollen sich verlassen und sicher fühlen können, vertrauen und sich öffnen können. Dementsprechend gestalten sich enttäuschte Gefühle bei den Mädchen und Jungen oftmals dramatisch im weiten Spektrum zwischen Rückzug, Aggression, Wut oder Trotz.

Ihre Bedürfnisse nach Geborgenheit, Zugehörigkeit und deren Anerkennung finden nach außen ihren symbolischen Ausdruck im cliquenkonformen modischen Outfit samt den dazugehörigen medientechnischen Accessoires (z. B. bestimmte Handymarken oder Musikgeräte), in cliquenspezifischen Kommunikationsformen (z. B. Begrüßungsrituale, Umgangssprache), in cliquenspezifischen Verhaltensweisen und Freizeitaktivitäten. Schwierig gestalten sich diese für die Umwelt deutlich erkennbaren symbolischen

⁵⁵ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.2 und Kap. 1.2.3.

⁵⁶ Im Zuge der Angleichung von weiblichen und männlichen Lebenslagen haben die Peers bei den Mädchen an Bedeutung gewonnen, wenngleich mit unterschiedlichen Präferenzen. So beschreibt z. B. Bilden folgende Unterschiede: Die Peers der Mädchen sind geprägt von intensiven Beziehungen der Mädchen untereinander, während in den Peers der Jungen eher lockere, kameradschaftliche Beziehungen vorherrschen. Mädchen bemühen sich eher um gleichberechtigte Beziehungen wogegen die Jungen eher um Status und Dominanz in der Gruppe kämpfen. Mädchen bevorzugen kooperative Spiele während Jungen eher wettbewerbsorientiert sind – um nur einige Beispiele zu nennen (vgl. Bilden 1991: 287f.).

Zugehörigkeitssymbole für Mädchen und Jungen aus ökonomisch belasteten Verhältnissen, die sich diese „Symbole“ nicht leisten können⁵⁷. Sie müssen sich somit mehr bzw. anders um Anerkennung bemühen (z. B. besondere persönliche Leistungen) oder sich andere Cliques suchen, in denen sie ihre Bedürfnisse im Rahmen ihrer Möglichkeiten befriedigen können. Diesbezüglich ist festzustellen, dass die Zusammensetzung der Gleichaltrigengruppen i. d. R. die durch Bildung und ökonomische Ressourcen bedingte soziale Zugehörigkeit widerspiegelt, da Peers vor allem im direkten Lebensumfeld von Mädchen und Jungen entstehen, nämlich in den Schulen als prädestinierten Orten von Gleichaltrigenbeziehungen und im Wohnumfeld (vgl. Ferchhoff 1999: 218).

Frau werden – Mann werden

Die physischen und sozialen Entwicklungsprozesse des Frau- bzw. Mannwerdens, der zentralen Themen in dieser „Reifezeit“, sind ebenfalls wesentlich begleitet und bestimmt von den Bedürfnissen nach Geborgenheit, Liebe und deren Anerkennung. Die körperlichen Veränderungen, die für viele Mädchen und Jungen eine Art „Achterbahn der Gefühle“ zwischen Lust und Frust, Entdeckungsfreude und Irritation, Kraftzuwachs und Kraftverlust bedeutet, sind oftmals mit großer Empfindlichkeit und Verletzlichkeit verbunden, da die Mädchen und Jungen zum einen selbst auf diese körperlichen Veränderungen reagieren und zum anderen mit den Maßstäben zurecht kommen müssen, die ihr soziales Umfeld zur Beurteilung ihres neuen Körpers ansetzt. Für die Bewältigung dieser Unsicherheiten und Irritationen suchen Mädchen und Jungen Räume der Geborgenheit und Anerkennung, in denen sie sich mit den Veränderungen ihres Körpers samt den damit einhergehenden Gefühlen auseinandersetzen können und in denen sie sich im Austausch mit anderen AltergenossInnen orientieren und selbst vergewissern können. Diese finden sie entsprechend der parallel verlaufenden emotionalen Ablösungsprozesse von ihren Eltern i. d. R. in ihren Gleichaltrigengruppen, bei der „besten Freundin“ oder dem „besten Freund“.

Parallel zur Akzeptanz der körperlichen Veränderungen müssen Jungen und Mädchen sich das Verhalten aneignen, das in unserer Gesellschaft von einer Frau bzw. einem Mann erwartet wird: Sie müssen ihre Geschlechterrollen entwickeln. Da die tradierten weiblichen und männlichen Geschlechterrollen ihre Eindeutigkeit verloren haben, können und müssen Weiblichkeit und Männlichkeit im Aushandlungsprozess mit tradierten

⁵⁷ vgl. Teil I / Kap. 1.2.2.

Mustern, gegenwärtigen Vorbildern, eigenen Vorstellungen und Wünschen und vor dem Hintergrund bisher erfahrener geschlechterspezifischer Sozialisation individuell definiert werden. Handlungsleitend bei der Suche nach dem eigenen Frau- bzw. Mannsein ist dabei das Bedürfnis, für andere „liebenswert“ zu sein und von ihnen anerkannt werden. Dabei sind problematische Bewältigungsstrategien wie z. B. Essstörungen bei Mädchen oder Verhaltensauffälligkeiten bei Jungen ebenso als Bemühung um Liebe und Anerkennung zu interpretieren wie die alltäglichen „pubertären“ Verhaltensweisen im breiten Spektrum von lustvoller Gestaltung des veränderten Körpers und harscher Selbstkritik, Selbstverliebtheit oder Lieblosigkeit gegenüber sich selbst, Rückzug und Aggression. Nicht zuletzt spielt dieses zentrale Bedürfnis bei aller Liberalisierung der Sexualität seit den 1970ern eine wesentliche Rolle bei der Aufnahme erster sexueller Beziehungen, von denen Mädchen und Jungen sich i. d. R. Erfahrungen der Akzeptanz und der Geborgenheit in der Beziehung zu einer anderen Person erwarten (vgl. Fend 2005: 258).

1.4.2 Kreativität: Perspektiven entwickeln, Frau werden – Mann werden

Das Bedürfnis, aus eigener Kraft „eigensinnig“ sein Leben zu gestalten,⁵⁸ erstreckt sich auf alle Lebensbereiche wie Alltag, Familie, Beziehungen, Schule und Beruf und konkretisiert sich im Jugendalter vornehmlich in den Entwicklungsaufgaben der Mädchen und Jungen, berufliche Perspektiven für das eigene Leben zu entwickeln und ihre Geschlechterrollen zu finden.

Perspektiven entwickeln

In Anbetracht der vielfältigen Optionen der beruflichen und privaten Lebensgestaltung, die aus den gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen der Individualisierung und Pluralisierung resultieren⁵⁹, müssen Mädchen und Jungen bei der Entwicklung ihrer individuellen Perspektiven die angebotenen Möglichkeiten kontinuierlich auf ihre individuelle Passung vor dem Hintergrund ihrer Wünsche und der ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen überprüfen, mit ausgewählten Möglichkeiten experimentieren, um schließlich ihren eigenen Weg zu finden und zu verfolgen. Geleitet werden sie dabei

⁵⁸ Vgl. Teil I / Kap. 1.3.2.

⁵⁹ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.1.

von dem Grundbedürfnis, die Zufälligkeit ihrer Existenz, für die sich nicht aus eigenem Willen entschieden haben, sondern in die sie hineingeboren wurden, zu überwinden und sich ihr Leben anzueignen.

Den zentralen Platz in der Aufgabe der Perspektivenentwicklung nimmt die Gestaltung der beruflichen Ambitionen ein. Diese ist eng mit dem Schulsystem verbunden und beginnt genau betrachtet spätestens mit dem ersten zu entscheidenden Schulwechsel, da die jeweiligen Schultypen die späteren beruflichen Laufbahnen i. d. R. vorzeichnen. Mädchen und Jungen steht hierzu ein ausdifferenziertes Bildungssystem mit vielen Wahl- und Wechsellmöglichkeiten zur Verfügung, dessen Nutzung allerdings – subjektiv betrachtet – in hohem Maße von den jeweiligen Lebenslagen abhängig ist.⁶⁰ Unabhängig davon, für welchen Bildungsweg sich die Mädchen und Jungen entscheiden, ist Schule ein zentraler Sozialraum, in dem sie einen großen Teil ihrer Zeit verbringen und in dem sie versuchen, ihre wachsenden Bedürfnisse nach eigener Lebensgestaltung und Selbstständigkeit zu befriedigen. Dabei stehen diese Bedürfnisse oftmals im Gegensatz zum System Schule, was strukturell durch die Schulpflicht bedingt ist und inhaltlich durch die vorgegebenen Lehrpläne. Vor diesem Hintergrund bestehen die Gestaltungsaufgaben für die Mädchen und Jungen darin, Eigenständigkeit und Eigenverantwortung im Umgang mit den Leistungsanforderungen zu entwickeln. Dazu müssen sie der Schule als einem von vielen Sozialräumen im Lebensalltag eine individuelle Bedeutung zuordnen, ihre Interessenschwerpunkte als Orientierungen für spätere Berufsentscheidungen finden und die schulischen Erfahrungen im persönlichen Sinnssystem verorten. Außerdem gehört dazu, schulische Erfolge und Misserfolge im Gesamtalltag zu integrieren bzw. zu relativieren und Leistung mit den im Jugendalter wichtigen sozialen Bezügen zu den Gleichaltrigen entsprechend dem oben beschriebenen Bedürfnis nach Geborgenheit in Einklang zu bringen (vgl. Fend 2005: 350f.). Es ist zu vermuten, dass dieses umso besser gelingt, je mehr emotionalen Rückhalt die Mädchen und Jungen in der Familie und bei ihren Gleichaltrigen erfahren und dass häufige Erfahrungen von Leistungsmisserfolgen, von Behinderungen und Beschränkungen der eigenständigen Gestaltung des Schulalltags dazu führen, dass Mädchen und Jungen sich eine „dicke Haut“ zulegen und versuchen, ihre Gestaltungsbedürfnisse an anderen Orten zu befriedigen (vgl. Fend 2005: 358). Solche Orte sind z. B. die Gleichaltrigengruppe mit ihren jugendkulturellen Inszenierungen, die das Experimentie-

⁶⁰ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.2 und 1.2.3.

ren mit unterschiedlichen Lebensentwürfen und Stilen erlaubt, oder Angebote der Jugendarbeit, in deren Rahmen sie selbstbestimmte und eigenverantwortliche Gestaltungsmöglichkeiten finden.

Zum Ende der Schulzeit stehen die Jugendlichen vor der Aufgabe der Berufswahl. Die Entwicklung einer beruflichen Perspektive und deren Realisierung ist für Mädchen wie Jungen gleichermaßen mit vielen Anstrengungen und Enttäuschungen verbunden, da den Träumen, Wünschen und konkreten Vorstellungen über die berufliche Zukunft faktisch mangelnde Ausbildungs- und Arbeitsplätze gegenüberstehen und die Modelle der Arbeit, die sie aktuell erleben und in die sie sich integrieren sollen, angesichts des schnellen Wandels der Arbeitsgesellschaft ein hohes Verfallsdatum haben. Somit haben sie nicht nur die Aufgabe, ihr Existenzsicherungsprojekt zu entwerfen, sondern vor allem die Aufgabe, genügend Kreativität und Flexibilität zu entwickeln, um mit den noch nicht bekannten beruflichen Anforderungen umgehen zu können und ihr Selbstbewusstsein zu stärken und um gesellschaftlich bedingte Misserfolge nicht mit persönlichem Versagen zu verwechseln. Dies gelingt vermutlich Mädchen und Jungen mit bisherigen positiven Erfahrungen der Geborgenheit und Liebe besser als Jugendlichen, die über solche Erfahrungen nur unzureichend verfügen.

Die Entwicklung beruflicher Zukunftsperspektiven steht dabei in dichtem Zusammenhang mit den Lebenslagen der Armut⁶¹, der Migration⁶² und letztlich des Geschlechtes⁶³: Ungeachtet der von Jugendstudien konstatierten Angleichung von weiblichen und männlichen Lebensmustern bevorzugen über 90% der Jungen handwerkliche und technische Berufe im Vergleich zu 90% der Mädchen, die pflegerische oder dienstleistende Berufe ergreifen wollen. Trotz gleicher und teilweise besserer Bildungsleistungen der Mädchen haben sie weniger Chancen für den Berufseinstieg, da sie sich zum einen auf wenige Berufe konzentrieren⁶⁴ und sich zum anderen für Berufe mit besonders ungünstigen Arbeitsmarktchancen entscheiden (vgl. Fend 2005: 373f.).

Kreativität: Frau werden – Mann werden

⁶¹ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.2.

⁶² Vgl. Teil I / Kap. 1.2.3.

⁶³ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.1.

⁶⁴ 90% der Mädchen entscheiden sich für 10 Ausbildungsberufe im Gegensatz zu 50% der Jungen (vgl. Fend 2005: 374).

Das Bedürfnis nach schöpferischer Gestaltung ist wesentlich bei den Prozessen des Frau- bzw. Mannwerdens. Es ist handlungsleitend bei der Selbstinszenierung von Weiblichkeit und Männlichkeit, bei der Kontaktaufnahme mit eventuellen sexuellen PartnerInnen und bei der Gestaltung erster sexueller Beziehungen.

Die kreative Inszenierung des sich verändernden Körpers und das damit verbundene Experimentieren mit Weiblichkeiten und Männlichkeiten werden plakativ deutlich bei einem virtuellen Blick in das Badezimmer: Wo vormals die einfache Cremedose genügend Platz hatte, drängen sich nun Döschen, Tuben und Fläschchen mit unterschiedlichen Ingredienzen zur Gesichts-, Körper- und Haargestaltung, Pinzetten und Rasierapparate im Kampf gegen Behaarungen an unerwünschten Körperstellen und Düfte für unterschiedliche Anlässe. Dabei stehen die Jungen dem kosmetischen Arsenal der Mädchen kaum mehr nach: Laut einer Untersuchung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) zum Körperbewusstsein Jugendlicher⁶⁵ benutzen 67% der Jungen gerne Körperpflegeprodukte wie Deos, Cremes, Haargels oder Lotionen (im Vergleich zu 90% der Mädchen) und 57% geben an, sich gerne zu stylen (vgl. BZgA 2006: 4). Die Grenzen zwischen typisch weiblichen und typisch männlichen Mustern lösen sich dabei zunehmend auf und machen androgynen Inszenierungen Platz⁶⁶: Jugendliche experimentieren mit ihrem körperlichen Outfit und testen ihre Wirkungen auf die anderen Mädchen und Jungen im Bemühen, den eigenen Körper „bewohnen“ zu lernen und Sicherheiten in ihrem Erscheinungsbild nach außen zu gewinnen.

Was zunächst nach großer individueller Freiheit und Gestaltungslust aussieht, muss bei genauer Betrachtung relativiert werden: Die Maßstäbe für die Inszenierungen liefern vor allem die Medien, die Textil- und Kosmetikindustrie und zunehmend auch die Pharmaunternehmen, in denen es für Unproportioniertheiten keinen Platz gibt⁶⁷. Einschränkungen erfährt die Befriedigung des Bedürfnisses nach Kreativität in den Prozessen des Frau- und Mannwerdens aber nicht nur durch die marktorientierten Weiblichkeits- und Männlichkeitsideale, sondern auch durch die jeweiligen Lebenslagen: Viele Mädchen und Jungen verfügen nicht über die finanziellen Ressourcen, um

⁶⁵ Befragt wurden 2500 Jugendliche im Alter zwischen 14 und 17 Jahren (vgl. BZgA 2006: 3).

⁶⁶ Ein aktuelles Beispiel hierfür ist die Musikgruppe „Tokio Hotel“, die sich bei Mädchen und Jungen großer Beliebtheit erfreut: Der jugendliche Sänger fällt vor allem durch seine aufwendig gestylten Haare und manikürten Fingernägel und sein stark geschminktes Gesicht auf, wovon die Mädchen begeistert sind und was die Jungen für ihr eigenes Outfit übernehmen.

⁶⁷ Diese Problematik wird in Teil I / Kapitel 1.4.4 über die Konkretisierung des Bedürfnisses nach Orientierung vor dem Hintergrund der Entwicklungsaufgabe Frau werden – Mann werden ausführlicher beleuchtet.

sich die modischen Accessoires zu beschaffen und viele Jugendliche, vor allem Mädchen mit Migrationshintergrund aus traditionellen Kulturen sind in ihren Selbstinszenierungen eingeschränkt, da bestimmte Verhaltensweisen und Outfits in der Herkunftskultur nicht angesehen oder erlaubt sind.

Neben der Gestaltung der körperlichen Inszenierungen experimentieren die Mädchen und Jungen auch mit vielfältigen Formen der Kommunikation bzw. Kontaktaufnahme, die heute über die neuen Technologien möglich sind. Über SMS per Handy, e-mails via PC oder Handy oder über Internetchats werden Kontakte aufgenommen und gepflegt, wobei die Mädchen und Jungen bei der Nachrichtengestaltung viel Kreativität beweisen: Sprachkürzel und Symbole, sog. „emoticons“, ersetzen ganze Sätze, Groß-, Klein- und Rechtschreibung werden relativ und das inzwischen problemlose digitale Versenden von Fotos und elektronischen Postkarten (e-cards) erspart das aufwändige Schreiben von Briefen. Voraussetzungen dafür sind auch hier ausreichende finanzielle Ressourcen zum Erwerb, vor allem aber zum Unterhalt dieser neuen Kommunikationsmöglichkeiten. Wesentliche Voraussetzung ist aber auch ausreichende Medienkompetenz, um die Möglichkeiten nutzen zu können. Beides ist wesentlich bestimmt durch die Lebenslage Armut und indirekt durch die Lebenslage Migration, welche die Bildungschancen maßgeblich beeinflusst⁶⁸: Da ein großer Teil der Mädchen und Jungen mit Migrationserfahrung Förder- und Hauptschulen besuchen und z. T. aus bildungsfernen Familien stammen, verfügen sie i. d. R. auch über weniger Medienkompetenz.

Letztendlich spielt das Bedürfnis nach Kreativität auch in der Gestaltung erster sexueller Beziehungen eine wichtige Rolle. Die Auflösung tradiertter Geschlechterrollen, die Pluralisierung von Lebensformen und die zunehmende Enttabuisierung von Sexualität und deren Entkoppelung von Ehe und Familie bedeuten für Mädchen und Jungen vielfältige Gestaltungsoptionen ihrer ersten sexuellen Beziehungen mit all den damit verbundene Unsicherheiten und fehlenden Verlässlichkeiten. So sind z. B. die tradierten Muster des männlichen „Nehmens“ (aktiv) und des weiblichen „genommen Werdens“ (passiv) individuellen Aushandlungsprozessen zwischen Mädchen und Jungen gewichen, was sich darin zeigt, dass die Initiative heute häufiger von Mädchen ausgeht (vgl. Fend 2005: 263) und Mädchen sexuell selbstbestimmter geworden sind. Oder so eröffnen die Enttabuisierung von Sexualität und deren Entkoppelung von Ehe und Familie

⁶⁸ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.3.

den Mädchen und Jungen vielfältige Experimentierfelder außerhalb des Geschlechtsverkehrs zum Kennenlernen des eigenen und des anderen Körpers. Inwieweit diese Kreativität in der Gestaltung erster sexueller Beziehungen ausgelebt werden kann, bleibt mit Blick auf zunehmende Fälle sexuellen Missbrauchs, auf die Ächtung von Homosexualität vor allem unter Jugendlichen oder auf die Geschlechterrollen in von traditionellen Herkunftskulturen geprägten Migrantenfamilien m. E. allerdings fraglich.

1.4.3 Identität: sich (in der Welt zurecht) finden

Das Bedürfnis nach Identität ist die Suche nach einer Antwort auf die existentielle Frage: „Wer bin ich?“ und ist zentral bei den Bemühungen, sich selbst zu finden und eine Position zu sich selber und der Welt zu finden. Hatten die verschiedenen Phasen dieses Identitätsentwicklungsprozesses bisher eine gewisse zeitliche und inhaltliche Stringenz, so muss diese vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Verhältnisse der Individualisierung, Pluralisierung, Fragmentierung und der Entgrenzung von Jugend⁶⁹ relativiert werden: Die Vorstellungen von „Einheit, Kontinuität, Kohärenz, Entwicklungslogik oder Fortschritt sind zertrümmert worden. Begriffe wie Kontingenz, Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch, Zerstreung, Reflexivität oder Übergänge sind im Zeitalter der Postmoderne die zentralen Merkmale der Erfahrungen von sich und der Welt geworden (vgl. Keupp 2001: 808).

Sich selbst finden

Sich selbst zu finden beschreibt die Aufgabe, die eigene Person samt ihrer Vergangenheit, ihren bisherigen Kultur-, Religions- oder Ideologieerfahrungen mit den gesellschaftlichen Erwartungen, den kulturellen Traditionen und den Erwartungen an die Zukunft zu synchronisieren, um dadurch individuelle Perspektiven für die berufliche Zukunft, für die Gestaltung von Partnerbeziehungen, für politische oder religiöse Standpunkte zu gewinnen und diese in die Gesellschaft zu integrieren (vgl. Fend 2005: 409). Es geht also nach wie vor bei den Mädchen und Jungen darum, bisher Übernommenes kritisch auf Wichtigkeit, Wahrheit und Tauglichkeit für die eigene Person zu überprüfen, die Beziehung zum eigenen Körper, zur Sexualität, zu sich selbst und zu bisherigen Bezugspersonen neu zu gestalten und das Verhältnis zu Leistung, Politik, Natur, Kultur

⁶⁹ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.1 und 1.1.2.

und Religion neu zu bestimmen, also sozusagen die eigene Lebensgeschichte so zu schreiben, dass sie in sich einigermaßen stimmig wird.

Da die Identifikationsprozesse ihre chronologische Stringenz verloren haben und die Identifikationsangebote im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklungen ihre Eindeutigkeit verloren haben, ist Identitätsarbeit heute eine alltägliche „permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten“ (Keupp 2001: 808). Dementsprechend gehen moderne Identitätsansätze auch nicht mehr von einer einzigen Identität als Kern der Persönlichkeit aus, sondern von gleichzeitigen, zeitlich versetzten, widersprüchlichen Teilidentitäten, die in Einklang gebracht werden müssen (vgl. Keupp 2001: 808). Es geht heute also um eine „Verknüpfung unterschiedlicher Teilidentitäten“ (Keupp 2001: 809), die wiederum abhängig ist von den individuellen Ressourcen der Mädchen und Jungen, ihren Lebenslagen und den damit verbunden förderlichen oder hinderlichen Bedingungen. Insbesondere für Mädchen und Jungen mit Migrationshintergrund können sich diese Synchronisationsprozesse sehr komplex gestalten, da sie – mit oder ohne deutschen Pass – zusätzlich ihre Herkunftskultur mit den entsprechenden Werten und Normen in ihren Alltag integrieren müssen.

Die Basis für das Gelingen dieser vielfältigen Identitätsprojekte (z. B. sexuelle, soziale, kulturelle Identität) ist ein starker emotionaler Rückhalt, den die Mädchen und Jungen in dieser Altersphase vor allem in den Gleichaltrigengruppen finden. Im Kontext der Ablösung vom Elternhaus bieten ihnen diese die Geborgenheit und Anerkennung, die für eine offene Auseinandersetzung mit diesen grundsätzlichen Fragen und das Experimentieren mit unterschiedlichen Identitätsangeboten nötig sind. Da die Selbstfindungsprozesse eine kontinuierliche Entwicklung darstellen, in der vielfältige Identitätsangebote ausprobiert, auf ihre Passung geprüft, modifiziert oder wieder verworfen werden, verwundert es nicht, wenn die Mädchen und Jungen zunächst die Identitätsangebote der Gleichaltrigengruppe aufgreifen, die sich im äußeren Erscheinungsbild, in Verhaltensweisen und jugendkulturellen Stilen konkretisieren, da ihnen damit zunächst wichtige Faktoren der Stabilität, nämlich Anerkennung und Zugehörigkeit sicher sind, also die äußeren Dimensionen der „Passungsarbeit“ (vgl. Fend 2005: 407). Erst allmählich tauchen schließlich die Fragen nach der inneren Authentizität auf, vor deren Hintergrund auch die Normen, Werte und Beziehungen in der Gleichaltrigengruppe auf den Prüfstand der „inneren Passung“ kommen.

Manche Mädchen und Jungen sind mit der Komplexität der Identitätsoptionen überfordert und nehmen „Abkürzungen“ über einfache übersichtliche Identitätsangebote wie

sie z. B. extremistische Gruppierung anpreisen oder über Drogen, in der Hoffnung die Anforderungen besser bewältigen zu können. Der Großteil der Mädchen und Jungen scheint diese Identitätskonstruktionen aber samt aller „Abkürzungen“ gut zu meistern, wie die Shell Jugendstudie feststellt: „Dass die jungen Leute das ganz gut zu nehmen wissen, zeigt sich unter anderem an der parallelen Akzeptanz von sich nicht völlig ausschließenden aber doch unterschiedlichen Lebenskonzepten und ebenso an der Parallelität von Werthaltungen, die gleichzeitig gedacht werden können, sofern sie nicht aus sich selbst heraus völlig unvereinbar sind.“ (Münchmeier u. a. 2000: 156).

Sich in der Welt zurecht finden

Da die Identitätsentwicklung in einer kontinuierlichen Auseinandersetzung mit der vorgefundenen Welt verläuft, also mit den vorhandenen Weiblichkeit- und Männlichkeitsoptionen, mit der erfahrenen kulturellen Vielfalt, mit den möglichen beruflichen Perspektiven, mit den beobachtbaren vielfältigen Formen der individuellen Lebensformen oder mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen Werten und Normen, beinhaltet das Bedürfnis nach Identität neben der Neuordnung der subjektiven Erfahrungen auch die Verortung in der Gesellschaft.

Über die Frage eines guten persönlichen Lebens hinaus werden identitätsstiftende gesellschaftliche Experimentierfelder gesucht, die vor dem Hintergrund der Bedürfnisse nach Geborgenheit und Kreativität Erfahrungen als sozial handelnde, anerkannte und gestaltende junge Frauen und Männer ermöglichen, mit dem Ziel der gesellschaftlichen Integration und im gelingenderen Falle mit der Konsequenz des gesellschaftlichen Engagements im weiten Sinne: z. B. Engagement in „eigener Sache“ (Beteiligungsprojekte, Jugendforen, Jugendgemeinderäte), Engagement in der Schule (Schülermitverwaltungen oder Projektgruppen), Engagement in Vereinen, Verbänden und Initiativen (Sport, Kultur, Kirchen, Umwelt, Politik) oder in Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit. Die Entwicklung zur „mündigen Bürgerin“ bzw. zum „mündigen Bürger“ mit Demokratiekompetenz und gesellschaftlichem Gestaltungswillen hängt dabei vom sozialen Nahraum, also vom Elternhaus, vor allem aber von der Gleichaltrigengruppe ab und von den Lebenslagen der Mädchen und Jungen: Je höher das Bildungsniveau, das wiederum in direkter Korrelation zu den Lebenslagen Migration und Armut steht, umso höher ist die Beteiligung in Vereinen, Verbänden und anderen sozialen Organisationen (vgl. Gille u. a. 2006: 227). Dementsprechend verwundert es auch nicht, dass die außercurriculare Beteiligung von Mädchen und Jungen in Hauptschulen deutlich geringer ausfällt als die ihrer Gleichaltrigen in Gymnasien (vgl. ebd.: 219).

Die Verwurzelung der Mädchen und Jungen in den erprobten gesellschaftlichen Aktivitätsfeldern ist dabei bestimmt durch die Erfahrungen von Anerkennung in denen von ihnen gewählten Handlungsfeldern und die Erfahrungen von eigenverantwortlicher Gestaltung, woraus wiederum die identitätsstiftenden Erfahrungen der Selbstwirksamkeit⁷⁰ resultieren, also des Vertrauens in sich selbst, auch schwierige Anforderungen meistern zu können, etwas aus eigener Kraft bewirken zu können.

Zu der „Welt“, in der sich die Mädchen und Jungen zurecht finden lernen wollen, in der sie ihren Platz suchen, gehören neben diesen gesellschaftlichen Bereichen auch die „Arbeitswelt“, die „Freizeitwelt“, die „Konsumwelt“ oder die neue Welt der Medien, die in unterschiedlicher Couleur Anerkennung und Zugehörigkeit, Selbstbewusstsein und Attraktivität versprechen. Auch in diesen „Welten“ haben sie das Bedürfnis, sich zu positionieren, ihre Standpunkte zu finden und deren individuelle Bedeutsamkeit für ihre Lebensgestaltung ausfindig zu machen. Während sich die beruflichen Identitätsangebote je nach Bildungsressourcen⁷¹ durch mehr oder weniger Attraktivität auszeichnen und Jugendliche ihre Auswahl eher nach pragmatischen Gesichtspunkten⁷² denn nach ihren eigenen Wünschen und Visionen treffen, folgt die Positionierung in der Freizeit-, Konsum- und Medienwelt entlang der Lebenslage Armut, also entsprechend den ihnen zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen für diese „Welten“. In diesem Falle könnte die Lebenslage Armut für das Gelingen der Identitätsentwicklung eher förderlich als hinderlich sein, was sich aber nur vermuten lässt: Da die Mädchen und Jungen sich nicht durch die vielfältigen Identitätsoptionen dieser „Welten“ durchzappen können bzw. müssen, sondern vielmehr individuelle Strategien der Befriedigung dieser Identitätsbedürfnisse entwickeln müssen und mit Blick auf ihre materiellen Ressourcen und unter Vermutung der zu erwartenden Anerkennungen und Zugehörigkeiten genau prüfen, welche Identitätsoptionen für sie „lohnenswert“ sein könnten, nähern sie sich vielleicht früher und direkter ihrer Authentizität, also ihrer Echtheit und Originalität.

⁷⁰ vgl. Teil I / Kap. 1.3.2.

⁷¹ Diese sind wiederum bestimmt durch die Lebenslagen der Armut und Migration.

⁷² Beispielsweise zur Verfügung stehende Ausbildungsplätze, Aussicht auf späteren Arbeitsplatz und finanzielle Ressourcen.

1.4.4 Orientierung: Perspektiven entwickeln, Frau werden – Mann werden

Das Bedürfnis der Mädchen und Jungen, sich geistig und emotional in der Welt zu orientieren, vorhandene Werte und Normen zu prüfen und sie entsprechend in der eigenen Biografie zu verorten, sich ein Bild zu machen von den sie umgebenden Dingen und deren Bedeutsamkeit für die individuelle Lebensgestaltung zu bestimmen, konkretisiert sich vor allem in den Aufgaben der Perspektivenentwicklung für das eigene Leben und der Gestaltung der individuellen Weiblichkeit bzw. Männlichkeit.

Perspektiven entwickeln

Die vielfältigen Optionen der beruflichen, sozialen und persönlichen Lebensgestaltung gehen einher mit ebenso vielfältigen Werteangeboten und nehmen vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Verhältnisse der Individualisierung, Pluralisierung und Entgrenzung weiterhin zu und damit auch das Bedürfnis der Mädchen und Jungen nach Orientierung, also nach „Wegweisern“ durch diesem „Dschungel“ von Möglichkeiten.

Die dritte Welle des Jugendsurveys verzeichnet bezüglich der Wertorientierungen der Jugendlichen in diesem Kontext einen Anstieg konventioneller und prosozialer⁷³ Orientierung: „Die schwieriger gewordenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den 90er Jahren, wie die Ausbildungs- und Arbeitsmarktkrise, begründen die Konjunkturen von „alten Werten“, von Gemeinschafts-, Sicherheits- und materiellen Werten“ (Gille u. a. 2006: 163), im Zuge derer sich die Mädchen und Jungen für einfache pragmatische Lösungen entscheiden. Diesen Pragmatismus konstatierte bereits die 14. Shell Jugendstudie: Im Vergleich zu den Jugendlichen Mitte der 1980er Jahre sind Leistung, Sicherheit und Macht wichtiger geworden: Der Wert von Fleiß und Ehrgeiz stieg von 62% auf 75%, das Streben nach Sicherheit von 69% auf 79%, die Werte Macht und Einfluss von 27% auf 36%. Dagegen sank die Wichtigkeit von umweltbewusstem Verhalten von 83% auf 59%, ebenso sank die Bereitschaft zur politischen Beteiligung von 33% auf 23% (vgl. Hurrelmann/Albert 2002: 18f.). Die Prioritäten der Mädchen und Jungen verschieben sich also hin zur persönlichen Lebensbewältigung und weg von

⁷³ Konventionelle Orientierung beschreiben die AutorInnen mit den Items: ein hohes Einkommen anstreben, sich anpassen, auf Sicherheit bedacht sein, etwas leisten, ehrgeizig sein, pflichtbewusst sein. Prosoziale Orientierung beziehen sich auf die Items: Rücksicht auf andere nehmen, anderen Menschen helfen und Verantwortung für andere übernehmen (vgl. Gille u. a. 2006: 143).

welt- und gesellschaftsverändernden Visionen und Ansprüchen, wobei erwartungsgemäß bei Mädchen die prosozialen Orientierungen und bei den Jungen die konventionellen Orientierungen stärker ausgeprägt sind (vgl. Gille u. a. 2006: 151). Unterschiede ergeben sich auch aus der Lebenslage Migration: Jugendliche mit Migrationshintergrund, vor allem der ersten Generation, sind konventioneller orientiert als die Mädchen und Jungen ohne Migrationshintergrund, ihnen sind Sicherheit und materielle Absicherung wichtiger.⁷⁴

Der Pragmatismus konkretisiert sich zum einen in der Entwicklung der beruflichen Perspektive, indem die Mädchen und Jungen die beruflichen Optionen nach ihren Chancen und Risiken beurteilen und weniger nach dem „Traumberuf“ suchen: Sie orientieren sich an den Gegebenheiten des Ausbildungs- und Arbeitsmarktes, sind sich bewusst, dass die erste berufliche Option im Zuge persönlicher Veränderungen bzw. Veränderungen des Arbeitsmarktes nicht zwingend die einzige bleiben muss und nutzen die Berufsfindungsangebote in Form von Schnupperpraktika, Maßnahmen im Übergang von Schule und Beruf oder Freiwilligendiensten.

Er wird zum anderen deutlich bei der Frage des gesellschaftlichen und politischen Engagements: Politisches Engagement verliert für die Mädchen und Jungen zunehmend an Bedeutung, da es mit den individuellen Lebenskonzepten nicht verknüpft werden kann, es also „den entsprechenden Nutzen nicht erbringt“ (Hurrelmann/Albert 2002: 159). Dagegen sind die Mädchen und Jungen sehr wohl aktiv für die Interessen von Jugendlichen⁷⁵ und engagieren sich in ihrem Umfeld für soziale und ökologische Belange (vgl. Hurrelmann/Albert 2002: 195f.).

Die JugendforscherInnen stellen ebenfalls fest, dass bisherige Wertekonflikte z. B. zwischen konservativen Werten wie Ordnung, Sicherheit oder Fleiß und Werten der Selbstentfaltung wie Kreativität, Toleranz oder gesellschaftliches Engagement bei den Mädchen und Jungen so nicht mehr gegeben sind (vgl. Hurrelmann/Albert 2002: 158). Jugendliche scheinen kaum Schwierigkeiten zu haben, die unterschiedlichen Werte unter dem Fokus der Brauchbarkeit für ihre Lebensbewältigung zu verknüpfen. Dies entspricht den individualisierten und pluralisierten gesellschaftlichen Bedingungen, in der sich bisherige Dichotomien in einer Optionenvielfalt auflösen und die Synchronisie-

⁷⁴ Laut den AutorInnen steht diese Wertedifferenz in keinem Zusammenhang mit der Lebenslage Bildung (vgl. Gille u. a. 2006: 155).

⁷⁵ Etwa die Hälfte der Jugend engagiert sich „in eigener Sache“ für die Interessen Jugendlicher bzw. eine sinnstiftende Freizeitgestaltung (vgl. Hurrelmann/Albert 2002: 195).

rung dieser Vielfalt im eigenen Leben zur zentralen Bewältigungsaufgabe wird. Vor diesem Hintergrund ist es auch nicht widersprüchlich, dass sowohl Mädchen als auch Jungen⁷⁶ bei allem Pragmatismus ihren Gefühlen eine hohe Priorität einräumen: Genuss und Lebensfreude sind ihnen ebenso wichtig, wie bei Entscheidungen auf ihre Gefühle zu achten (vgl. Hurrelmann/Albert 2002: 154). Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum die Bedeutung der Gleichaltrigen stetig zunimmt (vgl. Hurrelmann/Albert 2006: 176): Sie bieten bei diesen vielfältigen Orientierungs- und Synchronisierungsprozessen sowohl den emotionalen Rückhalt, um diese Aufgaben zu bewältigen als auch den geschützten Raum des Austausches über Meinungen und Standpunkte samt den notwendigen Experimentierfeldern für individuelle Positionierungen. Aber auch die Bedeutung der Eltern steigt stetig (vgl. Hurrelmann/Albert 2006: 176), da die beiden größten Sorgen der Jugendlichen steigende Armut und die Angst sind, keinen Ausbildungs- bzw. Arbeitsplatz zu finden (vgl. ebd.: 171) und die Eltern bei der Entwicklung beruflicher Perspektiven eine zentrale Rolle spielen.

Frau werden – Mann werden

Das Bedürfnis nach Orientierung in dieser Entwicklungsaufgabe bezieht sich zum einen auf die individuellen physischen Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfe, zum anderen auf zukünftige Lebensformen als Frau oder Mann, also die Gestaltung von Beziehungen und eines eventuellen zukünftigen Lebens mit Kindern.

Was die körperlichen Weiblichkeits- und Männlichkeitsinszenierungen betrifft, sind die Weiblichkeits- und Männlichkeitsideale, die in Werbung, Filmen, Jugend-, Frauen-, Männer- und Lifestylemagazinen oder über die je gängigen Modetrends präsentiert werden, orientierungsleitend bei den Versuchen der Mädchen und Jungen, mit dem sich verändernden Körper zurecht zu kommen und ihn „bewohnen“ zu lernen⁷⁷. Dementsprechend verwundert es nicht, dass die Pubertät für viele Mädchen und Jungen zu harter Körperarbeit wird: 42% der Mädchen und 23% der Jungen machen derzeit eine Diät, da sie sich als übergewichtig einschätzen (vgl. BZgA 2006: 36), jede dritte Schülerin in Deutschland zeigt Frühsymptome einer Essstörung (vgl. ebd.: 36) und 74% der

⁷⁶ Erwartungsgemäß mehr Mädchen als Jungen (vgl. Hurrelmann/Albert 2002: 158).

⁷⁷ Dies ist kein jugendspezifisches, sondern ein generationenübergreifendes Phänomen, wenn man die Bemühungen der erwachsenen Frauen und Männer in den Blick nimmt, attraktiv und jugendlich zu wirken oder die Entdeckung des Marktes der SeniorInnen unter dem Motto „jung geblieben, fit und mitten im Leben“.

Jungen und 68% der Mädchen versuchen, durch körperliche Fitness ihr Wunschgewicht zu erreichen bzw. zu erhalten (vgl. ebd.: 4). Dabei beschränken sich die über Medien vermittelten Frauen- und Männerbilder nicht nur auf das äußere Erscheinungsbild von Frauen und Männern, sondern suggerieren auch Haltungen und Verhaltensweisen, wie Frau/Mann zu sein hat. Dies kommt indirekt zum Ausdruck durch die Produkte, für welche Frauen und Männer werben⁷⁸ und durch die Verhaltensweisen und Aussagen, die ihnen zugeschrieben bzw. zugetextet werden. Die Orientierung an diesen vorherrschenden Weiblichkeits- und Männlichkeitsidealen scheint lebenslagenunabhängig zu sein und findet je nach jugendkulturellen Präferenzen ihre unterschiedlichen Ausdrucksformen. Im Experimentieren mit den angebotenen Idealen ist jedoch die Lebenslage Armut bestimmend, also die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel, um diesen Idealbildern samt den zugehörigen Accessoires nachkommen zu können.

Neben der Suche nach dem eigenen weiblichen oder männlichen „Stil“ suchen die Mädchen und Jungen auch Orientierung bei der Gestaltung ihrer ersten sexuellen Beziehungen. Diese finden sie in vielgestaltiger Form ebenfalls in den Medien, vor allem in den Jugendzeitschriften⁷⁹. Entgegen der proklamierten Freizügigkeiten ist festzustellen, dass die Mädchen und Jungen ihre eigenen Wege gehen: So liegt z. B. der durchschnittliche Zeitpunkt des ersten Geschlechtsverkehrs nicht wie von der Jugendzeitschrift BRAVO konstatiert bei 15 Jahren, sondern deutlich später gegen Ende des zweiten Lebensjahrzehntes und ist das „erste Mal“ bei Mädchen wie bei Jungen in feste Liebesbeziehungen eingebaut (vgl. Fend 2005: 263).

Das Bedürfnis nach Orientierung erstreckt sich schließlich auch auf die Perspektiven weiblicher und männlicher Lebensführung und die Gestaltung zukünftiger Lebensformen. Die traditionellen Muster der Arbeitsteilung zwischen Frauen (Reproduktionsarbeit) und Männern (Existenzsicherung) spielen nur noch eine untergeordnete Rolle:⁸⁰ Die große Mehrheit der Jugendlichen lehnt eine einseitige Lebensplanung zu Gunsten

⁷⁸ Die weiblichen Domänen sind z. B. Kosmetik, Putz- und Waschmittel, Saucen und Suppen oder Babyartikel wogegen die männlichen eher Autos und Versicherungen, Bausparkassen und Banken, Alkohol oder die bunte Welt der neuen Medien zu sein scheinen.

⁷⁹ Die BRAVO, der „Klassiker“ unter den Jugendzeitschriften, erreichte im Jahr 2000 zwischen 800.000 und 850.000 jugendliche KäuferInnen, wobei die LeserInnenschaft (durch Weitergabe) auf zwei bis drei Mio. geschätzt wird (vgl. Knoll/Monssen-Engberding 2000: 35).

⁸⁰ Diese Einstellungen müssen i. d. R. im späteren Ehe- und Familienleben ob der nach wie vor bestehenden patriarchalisch organisierten Arbeitsgesellschaft revidiert werden (vgl. Teil I / Kap. 1.2.1).

der Familie oder zu Gunsten des Berufes ab. Die Mädchen und Jungen wollen die Hausarbeit mit ihren PartnerInnen teilen und zusammen gemeinsame Lebenswege entwickeln, was den Mädchen etwas wichtiger ist als den Jungen (vgl. Gille u. a. 2006: 191).

Der Wunsch sowohl der Mädchen als auch der Jungen nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf samt einer partnerschaftlichen Lebensgestaltung spiegelt sich wider in ihren Einstellungen zu Wichtigkeit von Beruf und Familie: Obwohl die Mädchen und Jungen den Beruf als das „Wichtigste im Leben“ vor die Familie stellen (vgl. Gille u. a. 2006: 191)⁸¹, hat gleichzeitig die Familie bei den Mädchen und Jungen einen sehr hohen Stellenwert: Laut der Shell Jugendstudie 2006 halten 72% der Jugendlichen sowohl die Herkunftsfamilie als auch die zukünftige eigene Familie für unverzichtbar in Bezug auf das persönliche Glück. Für Mädchen hat dabei die Gründung einer eigenen Familie eine etwas höhere Bedeutung als für Jungen, wobei die Unterschiede sich anzugleichen scheinen (vgl. Hurrelmann/Albert 2006: 50). Die Bedeutung der Familie ist bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund und bei Jugendlichen aus finanzschwachen oder bildungsfernen Familien nochmals höher (vgl. Hurrelmann/Albert 2006: 50f.).⁸²

Wie Jugendliche mit den beiden Optionen zurecht kommen, scheint sich im Kinderwunsch widerzuspiegeln: Zwar haben 62% der Jugendlichen einen Kinderwunsch⁸³, die Mehrheit der Jugendlichen (69%) möchte aber am liebsten nur zwei Kinder, 15% können sich ein Kind vorstellen und 17% drei oder mehr Kinder (vgl. Hurrelmann/Albert 2006: 54). Junge Paare machen die Entscheidung für Kinder offenbar von den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen abhängig, wofür auch der insgesamt schwächere Kinderwunsch von Jugendlichen aus finanziell belasteten Familien als Indiz gewertet werden könnte (vgl. Hurrelmann/Albert 2006: 52). Mädchen und Jungen versuchen so, ihren individuellen Weg zu finden, wobei sie vor allem mit der gesellschaftlichen „Gretchenfrage“ der Vereinbarkeit ihrer Wünsche von Familie und Beruf zurechtkommen müssen.

⁸¹ Unabhängig von Alter, Geschlecht oder Migrationshintergrund.

⁸² Familie ist dabei nicht per se mit Heirat verbunden: Während die Treue mit 81% sehr hoch bewertet wird, rangiert Heirat mit nur 39% auf den hinteren Rängen, wobei Heirat für Mädchen insgesamt bedeutender ist als für Jungen: 43% der Mädchen sind dem Heiraten positiv eingestellt im Vergleich zu 36% der Jungen (vgl. Hurrelmann/Albert 2006: 56).

⁸³ Dieser ist bei Mädchen stärker ausgeprägt als bei Jungen (vgl. Hurrelmann/Albert 2006: 53).

1.5 Interessen als Befriedigung der Bedürfnisse

Die bisher beschriebenen Bedürfnisse Jugendlicher und deren Konkretisierung in den Entwicklungsaufgaben machen zwar die Situation von Mädchen und Jungen samt deren Befindlichkeiten deutlich, sind aber noch nicht hinreichend, um die Interessen Jugendlicher genauer zu erklären. Hier scheint mir eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen Bedürfnissen und Interessen dringlich, die vor dem Hintergrund der Bedürfnisse die Spezifika der Kategorie des Interesses verdeutlicht.

Die Ergebnisse der pädagogischen Interessentheorien sind diesbezüglich wenig ergiebig, da sie auf die Beschreibung und Erklärung von Lernmotivation im Kontext von Entwicklung, Lernen und Erziehung fokussiert sind⁸⁴. Zusätzlich berücksichtigen sie meines Erachtens nicht ausreichend die Situation von Jugend in den gesellschaftlichen Verhältnissen von Enttraditionalisierung, Entstrukturierung und Entgrenzung⁸⁵ samt den daraus resultierenden vielfältigen Lebenslagen⁸⁶ als eine wesentliche Komponente jugendlicher Interessen.

Ich wende mich deshalb der anthropologischen Interessentheorie von Peter Massing (1977) zu, die den Blick auf die allgemeinen Zusammenhänge von anthropologischen Grundlagen, den daraus resultierenden Bedürfnissen, den Einwirkungen der Gesellschaft sowie das eigene Handeln der Individuen richtet⁸⁷ und damit trotz ihres „Alters“ meinem Erkenntnisinteresse am ehesten entspricht. Diese Theorie hat ihren Ausgangspunkt in der Sonderstellung des Menschen in der Natur, die ihn dadurch auszeichnet, dass er sich zu sich selbst verhalten muss oder wie Fromm es formuliert, sich ein Leben lang selbst gebären muss⁸⁸. Daraus resultierend entwickelt der Mensch spezifische Bedürfnisse, die über die des Tieres hinausgehen mit dem Ziel, den ihm bewussten Spannungszustand zwischen Mensch und Natur abzubauen. Massing beschreibt diese als allgemeine religiöse, ethische und ästhetische Bedürfnisse⁸⁹, die der Grund aller kulturellen Schöpfungen sind (vgl. ebd.: 214). Diese Bedürfnisse werden wiederum zu Interessen, wenn sie unzureichend befriedigt werden respektive mit star-

⁸⁴ Vgl. Prenzel/Krapp/Schiefele 1986: 163ff. oder Krapp 2006: 280ff.

⁸⁵ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.

⁸⁶ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.

⁸⁷ Vgl. Massing 1977.

⁸⁸ Wie im einleitenden Kapitel zu Fromms Bedürfnistheorie ausführlich beschrieben (vgl. Teil I / Kap. 1.3).

ken Emotionen verbunden sind (ebd.: 215). Bedürfnisse sind folglich ein notwendiges Element des Interesses, jedoch noch kein hinreichendes. Nach Massing muss die Dimension der menschlichen Bedürfnisse um die anthropologische Dimension des Menschen in seiner Dialektik von Individuum und sozialem Wesen erweitert werden, um die Kategorie des Interesses genauer bestimmen zu können: Das individuelle Interesse steht immer im dialektischen Bezug zu den historisch gewordenen gesellschaftlichen Verhältnissen, subjektive Interessen resultieren dementsprechend aus der objektiven gesellschaftlichen Wirklichkeit und sind somit als Teil eines gesellschaftlichen Ganzen zu verstehen. Massing definiert Interessen folglich als „ein grundsätzlich anthropologisch strukturiertes, dialektisches Beziehungsgefüge von individuellen und gesellschaftlichen, subjektiven und objektiven, partikularen und allgemeinen Elementen, die intensive, relativ länger währende Absicht des Menschen zur Bewahrung oder Realisierung einer Situation, die geeignet erscheint, seine unabweisbaren Bedürfnisse zu befriedigen“ (ebd.: 222).

In Anlehnung an diese anthropologische Sichtweise, verstehe ich unter Interessen Jugendlicher im Folgenden die Befriedigung der Bedürfnisse der Mädchen und Jungen vor dem Hintergrund ihrer spezifischen Entwicklungsaufgaben⁹⁰ im Kontext der gesellschaftlichen Verhältnisse⁹¹ und der daraus resultierenden jeweiligen Lebenslagen⁹².

Diese Interessen lassen sich m.E. im Wesentlichen als die Interessen nach Gleichaltrigengeselligkeit, Räumen, Jugendkultur und Partizipation beschreiben: So sind die Bedürfnisse nach Geborgenheit, Identität und Orientierung dem Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit immanent, für welche es wiederum Räume mit individuellen Aneignungs- und Gestaltungsmöglichkeiten bedarf, um diese Gleichaltrigengeselligkeit zu leben. Das offensichtliche Interesse der Mädchen und Jungen nach jugendkulturellen Inszenierungen ist die Dimension, in der die Bedürfnisse nach Geborgenheit, Orientierung, Verwurzelung, schöpferischer Gestaltung und deren Anerkennung zum Tragen kommen. Als Konsequenz der Interessen Gleichaltrigengeselligkeit, Räume und Jugendkultur kann das Interesse nach Partizipation verstanden werden: Zugehören, die „Welt“ kreativ gestalten, sich orientieren und Wurzeln finden braucht Teilhabe- und

⁸⁹ Im Verständnis von Fromm die Bedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung (vgl. Teil I / Kap. 1.3).

⁹⁰ Vgl. Teil I / Kap. 1.4.

⁹¹ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.

⁹² Vgl. Teil I / Kap. 1.2.

Teilnahmemöglichkeiten in der Gestaltung der Bedingungen, in denen die Mädchen und Jungen versuchen, ihre Lebensgeschichte zu schreiben.

Nachdem die Bedürfnisse im Vorangegangenen schematisch den Entwicklungsaufgaben zugeordnet und exemplarisch in ihrer Konkretisierung in den jeweiligen Entwicklungsaufgaben vor dem Hintergrund ausgewählter Lebenslagen beleuchtet wurden⁹³, erscheint mir eine schematische Zuordnung der Bedürfnisse zu den jeweils sichtbaren oder ausdrücklichen Interessen der Mädchen und Jungen nun im Weiteren zu verkürzt, da sich alle Bedürfnisse in allen Dimensionen der Interessen Gleichaltrigengeselligkeit, Räume, Jugendkultur und Partizipation mehr oder weniger widerspiegeln. Deshalb werden im Folgenden die Interessen nach ihren Potenzialen der Bedürfnisbefriedigung im Kontext der gesellschaftlichen und entwicklungspsychologischen Situation von Mädchen und Jungen zusammenfassend skizziert.

1.5.1 Interesse: Gleichaltrigengeselligkeit

Dieses zentrale Interesse bestätigt die Jugendforschung kontinuierlich: Sich mit Freunden treffen⁹⁴, Feiern, Partys, Einkaufsbummel, Rumhängen, Discobesuche, Kneipenbesuche⁹⁵ rangieren auf den vordersten Plätzen der beliebtesten Freizeitaktivitäten Jugendlicher, fast 90% aller Mädchen und Jungen geben an, eine „wirkliche“ Freundin bzw. einen „wirklichen“ Freund zu haben,⁹⁶ rund 70% der Jugendlichen rechnen sich fest zu einer Clique und etwa ebenso viele geben an, bei ihren Freundinnen und Freunden Hilfe in schwierigen Lebenssituationen zu finden.⁹⁷ Die Gleichaltrigen sind zu einem wichtigen Raum der Selbstsozialisation von Mädchen und Jungen geworden mit vielseitigen Erfahrungs-, Experimentier- und Lernfeldern.

In dem Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit spiegeln sich die Bedürfnisse der Mädchen und Jungen nach Liebe und Geborgenheit wider, die bisher bei den Eltern ihren Platz hatten und nun vor dem Hintergrund der Ablösung vom Elternhaus und der

⁹³ Vgl. Teil I / Kap. 1.4.

⁹⁴ Vgl. Hurrelmann/Albert 2002: 78.

⁹⁵ Vgl. Hurrelmann/Albert 2000: 206.

⁹⁶ Vgl. Hurrelmann/Albert 2000: 209.

⁹⁷ Vgl. BFSFJ 2002: 127.

Herausforderung, soziale Beziehungen neu zu gestalten, in die Gleichaltrigengruppe verlagert werden. In diesen werden Freundschaften geschlossen und wieder aufgekündigt, werden erste sexuelle Kontakte aufgenommen und werden die ersten „Gehversuche“ mit dem sich verändernden Körper⁹⁸ gemacht samt den kreativen weiblichen und männlichen Selbstinszenierungen.⁹⁹ Die Gleichaltrigengruppen sind wichtige Orte der Identitätsfindung, in denen Positionen zu sich und der Welt erprobt und gefunden werden können, in denen mit Normen und Werten experimentiert werden kann, um schließlich der Frage „Wer bin ich?“ näher zu kommen.¹⁰⁰ In ihnen finden die Bedürfnisse nach Kreativität und Orientierung eine Befriedigung auf der Suche nach der eigenen Weiblichkeit bzw. Männlichkeit und den damit verbundenen Verhaltensweisen und der Entwicklung von persönlichen und beruflichen Perspektiven für das eigene Leben.¹⁰¹

Der Rahmen für all diese Prozesse ist die Geselligkeit, die an dieser Stelle näher beleuchtet werden soll, da sich hinter diesem einfachen Begriff eine für Jugendliche wichtige Qualität des „sich Treffens“ verbirgt: Geselligkeit wird im Allgemeinen verbunden mit Vergnügen, Zeitvertreib, Unterhaltung, Spaß oder Abwechslung. Sie stellt das „vertraute und zwanglose Beisammensein von Menschen mit dem Ziel des gegenseitigen Kennen- und Verstehen Lernens, des Austausches von Erfahrungen und des Erlebens von Freude“ (Schilling 1990: 68) dar und findet ihren Ausdruck in Gesprächen, Musik, Tanz, Spiel und Festen. Im Vordergrund stehen Emotionen und Beziehungen, Wohlfühl ohne Leistungsdruck, die ausgleichenden Qualitäten wie Gemütlichkeit, Atmosphäre, Phantasie, Kreativität, Toleranz, Feinfühligkeit, Humor, Spannung, Horizonterweiterung, Wechselseitigkeit und nicht zuletzt die Freiheit der Entscheidung zum scheinbaren „Nichtstun“ oder „Rumhängen“.¹⁰²

Geselligkeit scheint das Gegenteil von Arbeit, Leistung oder Bildung zu sein und in dieser Gegensätzlichkeit ist auch der Sinn von Geselligkeit zu vermuten, den Mollen-

⁹⁸ Vgl. Teil I / Kap. 1.3.1.

⁹⁹ Vgl. Teil I / Kap. 1.4.2.

¹⁰⁰ Vgl. Teil I / Kap. 1.4.3.

¹⁰¹ Vgl. Teil / Kap. 1.4.4.

¹⁰² Ruft man sich die „Leistungen“ der Mädchen und Jungen ins Gedächtnis, die sich in der Gleichaltrigengeselligkeit gar nicht vermeiden lassen (Erwerb personaler und sozialer Kompetenzen), erweist sich das „Nichtstun“ als äußerst aktive Tätigkeit, die als solche anerkannt und den Mädchen und Jungen auch respektvoll zugestanden werden sollte.

hauer als das gemeinsame Element bisheriger Theorien zur Geselligkeit folgendermaßen beschreibt: „[...] der Sinn von Geselligkeit, die Motive, die die Individuen zu ihr zusammenführen [ist die] Befreiung von dem Druck der ökonomischen und politischen Verhältnisse [...], und sei diese Befreiung auch nur vorübergehend, und sei sie auch nichts als eine ideologische Beruhigung und Kompensation unglücklicher Zustände“ (1968: 132).

Ohne die modernen gesellschaftlichen Verhältnisse als „unglückliche Zustände“ darstellen zu wollen, wird aus Mollenhauers Beschreibung deutlich, warum Geselligkeit in der unübersichtlich gewordenen, ökonomisch diktierten Lebens- und Arbeitswelt ein zentrales Interesse der Gesellschaftsmitglieder ist: Sie ist der notwendige Ausgleich zu den vielfältigen privaten, gesellschaftlichen und beruflichen Anforderungen an Frauen und Männer, oder wie Schleiermacher in seiner Theorie des geselligen Betragens beschreibt, der Bereich, der das „bürgerliche“ Leben (entfremdet durch Arbeit) und das „häusliche“ Leben (beschränkt auf wenige Personen) zu einem Ganzen vereint, weshalb für Schleiermacher die Geselligkeit „eines der ersten und edelsten Bedürfnisse des Menschen“ (Schleiermacher nach Schilling 1989: 25f.) ist. Geselligkeit erlaubt es dem Menschen, sich eine bestimmte Zeit im Alltag frei von den Beschränkungen der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse zu entfalten und zweckungebunden seinen Ideen und Kräften nachzugehen. Geselligkeit als Selbstzweck ermöglicht den Abstand von den vielfältigen Anforderungen des Alltags, um dadurch wiederum die nötige Gestaltungskraft für eben diesen Alltag zu finden und beinhaltet somit ein großes ganzheitliches Bildungspotenzial (im Sinne von Pestalozzis Bildung für Kopf, Herz und Hand) für die Bewältigung des Alltags.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum Geselligkeit insbesondere für Jugendliche die passende Rahmung für die Befriedigung der Bedürfnisse nach Geborgenheit, Anerkennung, Identität, und Orientierung ist: Sie haben aufgrund ihrer pubertären Situation neben den „bürgerlichen“ (Schule und Ausbildung) und „häuslichen“ Anforderungen (Familie) zusätzlich vielfältige Entwicklungsaufgaben zu bewältigen, wofür sie in der Gleichaltrigengeselligkeit vor dem Hintergrund der Ablösungsprozesse vom vertrauten Elternhaus eine reichhaltige emotionale Energiequelle finden. So wird auch plausibel, warum Mädchen und Jungen bei jeglichen Versuchen der pädagogischen Instrumentalisierung ihrer Gleichaltrigengeselligkeit in Form von „sinnvollen“ Freizeitangeboten i. d. R. ihr Interesse verteidigen und notfalls mit den Füßen abstimmen und warum es ratsam sein könnte „Geselligkeit und Spaß“ als eigensinnige pädagogische Dimensionen zu bewerten.

Das Bedürfnis nach Gleichaltrigengeselligkeit gestaltet sich dabei je nach Lebenslage unterschiedlich: Die Gleichaltrigengeselligkeit der Mädchen ist eher von intensiven Beziehungen untereinander geprägt, während bei den Jungen eher lockere kameradschaftliche Kontakte vorherrschen.¹⁰³ Jugendlichen aus belasteten finanziellen Verhältnissen sind in der Wahl ihrer Peergroups eingeschränkt, da sie bezüglich der zugehörigen „Accessoires“ der jeweiligen Peergroups und den zur Verfügung stehenden finanziellen Ressourcen für die Orte der Gleichaltrigengeselligkeit (Diskotheken, Cafés, Kneipen) „nicht mithalten“ können.¹⁰⁴ Mädchen und Jungen mit Migrationshintergrund verfügen über weniger Freizeit als ihre AltersgenossInnen ohne Migrationshintergrund¹⁰⁵. Wie immer die Mädchen und Jungen die durch subjektive und objektive Faktoren der Lebenslagen geprägte Gleichaltrigengeselligkeit auch gestalten – sie ist eine reichhaltig sprudelnde Quelle für den Durst nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung.

1.5.2 Interesse: Räume

Dem Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit entspricht das Interesse nach Räumen, die Mädchen und Jungen für ihre von Erwachsenen einigermaßen ungestörte Gleichaltrigengeselligkeit brauchen. Räume, im etymologischen Sinne verstanden als Plätze und „Lagerstätten“ (vgl. Kluge 1989: 585), sind sozusagen die Voraussetzung, um die Bedürfnisse nach Geborgenheit, Identität, Kreativität und Orientierung in der Gleichaltrigengeselligkeit befriedigen zu können. Dies können private Räume, öffentliche Einrichtungen (z. B. Jugendtreffs, Jugendhäuser, Gemeindehäuser) oder kann allgemein der öffentliche Raum sein. Neben der rein geografischen Existenz von Räumen ist dabei für Mädchen und Jungen vor allem deren Aneignungsqualität¹⁰⁶ von wesentlicher

¹⁰³ Vgl. Teil I / Kap. 1.4.1.

¹⁰⁴ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.2.

¹⁰⁵ Vgl. ipos 2002: 137; vgl. Teil I / Kap. 1.2.3.

¹⁰⁶ Das Aneignungskonzept von Leontjew basiert auf der Annahme, dass Aneignung die tätige Auseinandersetzung von Kindern und Jugendlichen mit ihrer konkreten Umwelt ist und die Aneignung von Räumen samt der Erschließung ihrer Bedeutungen und Möglichkeiten und deren kontinuierlicher Veränderung die Eigentätigkeit von Kindern und Jugendlichen stärkt (vgl. Deinet 1998: 216).

Bedeutung, da Räume erst durch Benutzung, Umwidmung und Besetzung¹⁰⁷ für die Mädchen und Jungen individuell als Begegnungs-, Aktions-, Erlebnis-, Schutz-, Rückzugs- oder Experimentierräume bedeutsam werden, innerhalb derer sie ihre Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Zugehörigkeit, Identität und Kreativität befriedigen können.

Eine hohe Bedeutung hat für die Mädchen und Jungen in diesem Kontext insbesondere der öffentliche Raum¹⁰⁸, auf den sie mit ihren Cliquen in zunehmendem Maße angewiesen sind, da sie sich in privaten Räumen nicht treffen können oder wollen, sich kommerzielle Räume wie Kneipen, Spielhallen oder Diskotheken dauerhaft nicht leisten können bzw. nach dem Jugendschutz nicht dürfen und die Nutzungszeiten öffentlich organisierter Jugendräume begrenzt sind.

Im Zuge der Ökonomisierung aller Lebensbereiche (Arbeit, Wohnen, Freizeit) unterliegt dieser öffentliche Raum heute einem deutlichen Funktionswandel. Indem Stadtgebiete zu Wohn-, Arbeits- oder Einkaufsgebieten, Innenstädte zu Dienstleistungszentren, Neubaugebiete zu „Schlaforten“ ohne soziale Infrastruktur werden, schwinden die ursprünglichen Funktionen (Markt, Politik, Begegnung)¹⁰⁹ des öffentlichen Raumes. Parallel hierzu lässt sich die Privatisierung von Fußgängerzonen, Einkaufspassagen und Sportanlagen in Form der Verantwortungsübergabe an private Firmen und Sicherheitsdienste beobachten, im Zuge derer private Firmen unter Berufung auf ihr Hausrecht bestimmen können, wer sich in diesem Raum wie aufhält. Eine indirekte Privatisierung vollzieht sich zusätzlich in den Innenstadtbereichen, in denen der örtliche Handel mittels politischer Lobbyarbeit Einfluss auf deren Gestaltung und Kontrolle nimmt.

Eine weitere Veränderung des öffentlichen Raumes ist im direkten Wohnumfeld von Kindern und Jugendlichen festzustellen, wo nachbarschaftliche Beziehungen sich vom sozialen Netz hin zu Reglementierungssystemen gewandelt haben,¹¹⁰ wodurch die Bewegungsfreiheit von Kindern und Jugendlichen und die individuellen Aneignungsoptionen des öffentlichen Raumes durch die Mädchen und Jungen beeinträchtigt werden. Die informellen, nicht pädagogisierten Treffpunkte Jugendlicher in ihrem direkten

¹⁰⁷ Vgl. Böhnisch 1987: 108.

¹⁰⁸ Öffentlicher Raum meint in diesem Zusammenhang das Wohnumfeld, die Straßen, Grün- und Freiflächen, Spielflächen, Plätze und informelle Treffpunkte (z. B. Parkplätze von Einkaufszentren, Bahnhöfe).

¹⁰⁹ Vgl. Siebel 2004 über die Funktionen des öffentlichen Raumes.

¹¹⁰ Vgl. Deinet 2005: 49.

Wohnumfeld, ihrem Viertel, ihrem Stadtteil werden sehr schnell zum Stein des Anstoßes im Gemeinwesen, auch wenn die Mädchen und Jungen meist nicht mehr Lärm und Müll produzieren als die vergleichbare Anzahl erwachsener BürgerInnen.

Mädchen und Jungen werden damit in zunehmendem Maße vom öffentlichen Raum auf zeitlich reglementierte und (pädagogisch) kontrollierte bzw. institutionalisierte Räume wie Schulhöfe, Spielplätze, Sportanlagen oder Jugendeinrichtungen verwiesen werden, die ihrem Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit aber nur bedingt gerecht werden, da diese neben den zeitlichen Begrenzungen auch in den Aneignungsqualitäten beschränkt sind: So verlangt z. B. die oft finanziell notwendige und gemeinwesenstheoretisch durchaus sinnvolle generationsübergreifende Mehrfachnutzung von Jugendeinrichtungen vielfältige Kompromisse der räumlichen Gestaltung und der Nutzungsregeln. Die jugendpolitisch ebenfalls sinnvolle geografische Lage von Jugendeinrichtungen in Wohngebieten erfordert ebenfalls Kompromisse bezüglich der Öffnungszeiten oder Lautstärke. In vielen offenen Jugendeinrichtungen ist andererseits zu beobachten, dass die offensive Raumaneignung einer Clique anderen Peergroups die Zugänge erschwert oder verwehrt oder die Einrichtung für andere uninteressant macht. Sie suchen dann nach anderen Räumen, ebenso wie Erwachsene sich ihre Orte der Geselligkeit nach ihrem Geschmack aussuchen mit dem Unterschied, dass Jugendliche aufgrund ihrer finanziellen Möglichkeiten und jugendschutzrechtlicher Bestimmungen weniger Auswahlmöglichkeiten als Erwachsene haben.

Die Nutzung und Aneignung von Räumen weist dabei deutliche Geschlechterunterschiede auf: Obwohl Mädchen sich zunehmend öffentliche und institutionalisierte Räume erobern, sind sie weniger präsent, da Mädchen nach wie vor stärker in häusliche Pflichten eingebunden sind, aus Angst vor sexueller Bedrohung mit mehr elterlichen Verboten konfrontiert sind¹¹¹ und weniger in Cliquen organisiert sind als Jungen. Eindrückliche Beispiele für diesen geschlechtsspezifischen Unterschied liefern die Skateboardfahrer, die im Sommer Straßen und Plätze besetzen, die Jungencliquen auf den öffentlichen Bolzplätzen oder die Streetballcliquen. Mehr Präsenz im öffentlichen Raum zeigen auch Jugendliche aus finanziell belasteten Familien und Jugendliche mit Migrationshintergrund, da sie aufgrund der oftmals beengten Wohnverhältnisse¹¹² mehr

¹¹¹ Vgl. Nissen1998: 191.

¹¹² Vgl. Teil I / Kap. 1.2.3.

auf den öffentlichen Raum verwiesen sind als Mädchen und Jungen, die beispielsweise über ein eigenes Zimmer verfügen.

1.5.3 Interesse: Jugendkulturen

Jugendkulturen bergen für die Jungen und Mädchen ein hohes Potenzial für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach Identität, Kreativität, Orientierung und Geborgenheit. Sie sind sozusagen die „Farben“, mit denen die Mädchen und Jungen ihre Gleichaltrigengeselligkeit in den Räumen, die sie sich dafür aneignen, ausgestalten. Vor dem Hintergrund der vielfältigen Deutungsangebote, die mit den gesellschaftlichen Prozessen der Individualisierung und Pluralisierung kontinuierlich zunehmen, bieten sie das Experimentierfeld für Verstehensmöglichkeiten von sich selbst und der „Welt“ im emotional geschützten Rahmen der Gleichaltrigengeselligkeit, ermöglichen kreative weibliche und männliche Selbstinszenierungen im Prozess des Frau- bzw. Mannwerdens und bilden den jugendgemäßen Rahmen für gesellschaftliche Beteiligung.

In den jugendkulturellen Milieus können die Mädchen und Jungen unterschiedliche Rollen samt den zugehörigen Symbolen und deren Wirkung auf andere ausprobieren. Sie können auf der Suche nach Orientierung Standpunkte entwickeln und wieder verwerfen, i. d. R. ohne negative Konsequenzen für ihr späteres Leben befürchten zu müssen. Sie finden Geborgenheit und Zugehörigkeit und können in dieser Sicherheit ihre Fähigkeiten und Grenzen ausloten, wie es ihnen eventuell in Schule und Familie nicht möglich ist. Sie können sich in sozial, politisch oder ökologisch orientierten Jugendkulturen im Engagement üben und nicht zuletzt die gewählte Jugendszene begründet oder unbegründet wieder verlassen, um sich auf eine andere einzulassen. Das jugendkulturelle „Ambiente“ (Outfit, Musikgeschmack, Rituale, Verhaltensweisen, Meinungen oder Einstellungen) ist dabei öffentlicher Ausdruck der Zugehörigkeit, diesem zentralen Bedürfnis, das sich wie ein roter Faden (nicht nur) durch das jugendliche Leben zieht, und wechselt dementsprechend, wenn alte Freundschaften gekündigt oder neue eingegangen werden.

Entsprechend der Bedeutung des zentralen Bedürfnisses nach Geborgenheit und Anerkennung erfolgt der Anschluss an bestimmte Jugendkulturen zum einen eher situativ, „als kurzfristig wirkender Stimulus eines reizvoll erscheinenden Arrangements, aufgrund der Orientierung an Freunden, die das Experiment des ‚Anderseins‘ schon eingegangen sind [...]“ (Baacke 1994: 23f.). Die Mädchen und Jungen entscheiden sich

aufgrund der Affinität zu ihren Gleichaltrigen und aufgrund der Experimentierräume, die sie sich in dieser Gruppe versprechen für bestimmte Jugendkulturen, womit zum einen der oftmals schnelle Wechsel in unterschiedliche, manchmal völlig konträre Jugend-szenen und -kulturen¹¹³ verständlich wird und zum anderen die den vielfältigen Sozial-räumen Jugendlicher entsprechende optionale Zugehörigkeit zu mehreren Jugendsze-nen.

Zum anderen ist die Entscheidung für den Anschluss an eine bestimmte Jugendkultur respektive den Wechsel in eine andere Jugendkultur von den gesellschaftlichen Ver-hältnissen der Individualisierung und Pluralisierung geprägt, im Zuge derer die Mäd-chen und Jungen nicht nur die Diskontinuität des Schul-, Ausbildungs- und Beschäfti-gungssystems sowie der Lebensformen, sondern auch die „Diskontinuität jugendkultu-reller Muster“ (Treptow 2006: 222) zu bewältigen haben. Sie schreiben ihre Biografie in entstrukturierten, entraditionalisierten und entgrenzten Lebensverhältnissen mit vorü-bergehenden Gewissheiten und sich schnell verändernden Anforderungen. Entspre-chend sind jugendkulturelle Inszenierungen zeitlich begrenzt und orientieren sich i.d.R. an der Verwertbarkeit in den jeweiligen biografischen Phasen, in denen jeweils geprüft wird, ob sich die jeweilige Jugendkultur „als sperrige oder gar hinderliche Selbstzu-rechnung erweisen könnte und daher keinen biografischen ‚Nutzen‘ mehr hat, sondern im Gegenteil eigene Lebensentwürfe gefährdet sind, wenn der ‚Ausstieg‘ nicht gelingt“ (Treptow 2006: 223).

Insgesamt hat sich die gesellschaftliche Bedeutung der Jugendkulturen verändert: Sie können heute nicht mehr als Subkulturen beschrieben werden, da dies eine dominante Kultur und ein hierarchisches Verhältnis zur Voraussetzung hätte, die nicht mehr gege-ben sind, da im Zeitalter entgrenzter gesellschaftlicher Verhältnisse, der Globalisie-rung, Medialisierung und Kommerzialisierung die Dominanz einer einzigen Erwachse-nenkultur zunehmend einer kulturellen Vielfalt gewichen ist und diese Kulturen zuneh-mend ästhetische Elemente der Jugendkulturen assimilieren. Auch die Funktionsbe-schreibung von Jugendkultur als Protest und Widerstand oder als Abweichung trifft spätestens seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts für die Mehrheit der Jugend-

¹¹³ Treptow beschreibt dies wie folgt: „Es ist (...) nicht generell ausgeschlossen, dass sich Jugendliche anfangs einer Skin-Head-Szene zurechnen, aber bereits nach einigen Wochen als Punker verstanden werden wollen und sich entsprechend verhalten, wiederum einige Zeit später als eine Aufmerksamkeit heischende coole Hip-Hop-Gruppe durch die Stadt laufen, nein – vielmehr skaten, weil sie nun ‚Roller-Skater‘ seien und den größten Teil ihrer freien Zeit mit den damit verbundenen Praktiken und in den ent-sprechenden räumlichen ‚dynamischen Arealen‘ (half pipes, Treppen, Boulevards) (Treptow 1993) verbringen“ (Treptow 2006: 222).

kulturen nicht mehr zu, da Protest gegen gesellschaftliche Verhältnisse kein Privileg der Jugend mehr ist, sondern generationsübergreifend artikuliert wird – falls es ihn überhaupt gibt –, da „Abweichungen“ inzwischen zur unspektakulären Normalität gehören und die meisten Jugendkulturen vorwiegend freizeitbezogen, konsum- und medienorientiert sind (vgl. Ferchhoff 2005: 114).

Dementsprechend lassen sich Jugendkulturen heute nicht mehr so eindeutig beschreiben, wie dies bei den jeweils epochal dominanten Jugendkulturen wie z. B. den „Wilden Cliques (im Berlin der 20er Jahre), den Halbstarke (50er Jahre), den Rockern und Skinheads (60er Jahre), oder den Hippies der 60er und 70er Jahre des letzten Jahrhunderts noch möglich war. Da die Dichotomien zwischen Subkultur und herrschender Kultur und zwischen gesellschaftlichem Protest und gesellschaftlicher Anpassung obsolet geworden sind, präsentieren sich Jugendkulturen heute in einer breiten stilistischen und habituellen Vielfalt: Boygroups, Girlgroups, Computerkids, Fußballfans, Fantasy-Fans, Hooligans, Grunge, Kellys, junge Christen, White-BLack-, Dark-, Trash-, Death Metal, Mainstream Pop/Rock, Metaller, Punks/Punkrock, Rapper/Hip-Hopper, Rave/Techno, Serienfreaks, Skater, Surfer, Snowboarder, Splatters, Skinheads, Gruffies, Gothics – wie Ferchhoff eine grobe Klassifizierung versucht (vgl. Ferchhoff 2005: 119ff.).

Bezüglich der Lebenslage Geschlecht lässt sich zum einen feststellen, dass Jugendkulturen in den letzten Jahrzehnten wesentlich zur Liberalisierung der Geschlechterrollen beigetragen haben (vgl. Rink 2002: 5). Das Experimentieren mit weiblichen und männlichen Rollen, mit androgynen Outfits, weiblichen Accessoires durch Jungen oder männlichen Verhaltensweisen durch Mädchen haben viele Freiräume und individuelle Muster geschaffen, die über die Jugendkulturen gesellschaftlichen Einzug fanden. Zum anderen lässt sich konstatieren, dass Mädchen und Frauen heute ihren festen Platz in Jugendkulturen eingenommen haben und in manchen – wie z. B. der Techno- oder Gothic-Szene – sogar dominant sind. Die Feminisierung der Jugendkulturen bedeutet allerdings nicht per se die Gleichheit der Geschlechter, da sich in vielen Jugendkulturen subtile¹¹⁴ oder offensichtliche¹¹⁵ männliche Machtstrukturen beobachten lassen bzw. die Lebenslage Geschlecht sich in allen Facetten auch im Sozialraum der Jugendkulturen widerspiegelt.

¹¹⁴ Beispielsweise Punkszene oder autonome Szene.

¹¹⁵ Beispielsweise Skins oder Hooligans.

Bezüglich der Lebenslage Armut ist festzustellen, dass eindeutige Zuordnungen bestimmter Jugendkulturen zu bestimmten sozialen Herkunftsmilieus nicht mehr möglich sind:¹¹⁶ „Spezifische soziale Lebenslagen können zwar die Disposition für oder gegen bestimmte Jugendkulturen verstärken – Vorhersagen des biografischen Verlaufs von Szene-Zugehörigkeiten sind dennoch wenig verlässlich“ (Ferchhoff 2005: 115). Die Lebenslage Migration hat bei oben aufgeführten Jugendkulturen ebenfalls wenig Bedeutung, sie generiert aber zusätzlich ihre eigenen Jugendkulturen im Kontext der Herkunftskultur vor dem Hintergrund ihrer Lebenswelten in Deutschland.¹¹⁷

Die den Jugendkulturen immanenten Erfahrungs- und Experimentierfelder für die Persönlichkeitsentwicklung von Mädchen und Jungen könnten allesamt auch aus der Perspektive der Risiken beschrieben werden, nämlich als Konsumhörigkeit, Gruppenzwang, Gefährdungspotenzial oder Verantwortungslosigkeit. Dies würde m. E. aber nur einen verschwindend kleinen Teil destruktiver Jugendkulturen beleuchten und der wesentlichen Bedeutung von Jugendkulturen nicht gerecht werden, nämlich Orten, an denen den wesentlichen Fragen nach dem Ich, dem Sinn dieses Seins, dem Platz in der Gesellschaft in Gemeinschaft mit Gleichaltrigen offen und experimentell nachgespürt werden kann.

1.5.4 Interesse: Partizipation

Das Interesse Partizipation resultiert aus den beschriebenen Interessen der Gleichaltrigengeselligkeit, der Räume und der Jugendkulturen. Es ist sozusagen die Dimension, in der die Befriedigung der Bedürfnisse nach Geborgenheit, Identität, Kreativität und Orientierung in der Konkretisierung ihrer Entwicklungsaufgaben, soziale Beziehungen neu zu gestalten, Frau bzw. Mann zu werden, sich (in der Welt zurecht) zu finden und Perspektiven zu entwickeln eine gesellschaftliche Verankerung finden: Mädchen und Jungen wollen die persönlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, in denen sie versuchen, ihre Biografie zu schreiben, mitgestalten, sie wollen schöpferisch

¹¹⁶ Als Beispiel hierfür sei auf rechteextremistische Jugendszenen verwiesen, in der sich sowohl Jugendliche aus finanziell belasteten Familien als auch Mädchen und Jungen aus „betuchten“ Elternhäusern zu finden sind.

¹¹⁷ Im Rahmen dieser Arbeit kann auf die vielfältigen Facetten der Jugendkulturen von MigrantInnen näher eingegangen werden.

aus eigener Kraft „Eigenes“ gestalten, dazugehören, einen Platz in der Gesellschaft finden, in ihr bestehen und von ihr anerkannt werden.

Der etymologischen Bedeutung des Wortes, dem lat. *participare*¹¹⁸ sind die wesentlichen Aspekte von Partizipation zu entnehmen, nämlich Teilhabe und Teilnahme. Die *Teilhabe* am gesellschaftlichen und ökonomischen Leben verweist auf die politische Dimension der sozialen Gerechtigkeit als Zugangsgerechtigkeit¹¹⁹, die *Teilnahme* impliziert die aktive Mitsprache, Mitwirkung und Mitbestimmung, die vor dem Hintergrund heutiger gesellschaftlicher Verhältnisse eine zusätzliche Dringlichkeit erfährt: „In der heutigen Lebenswelt mit ihren Ungleichheiten, ihrer Pluralität, ihren individualisierenden Zumutungen sich zu behaupten, verlangt Wahl, Entscheidung und darin Selbstständigkeit; man weiß sich auf sich selbst verwiesen.“ (Thiersch 1992: 33). Je unübersichtlicher die Lebensverhältnisse in ihren Chancen und Risiken werden, je mehr das Gelingen und Scheitern der Lebensgestaltung in die Verantwortung der Individuen rückt und je unverlässlicher Sicherheiten durch die gesellschaftlichen Prozesse der Entgrenzung, Enttraditionalisierung und Entstrukturierung werden, umso notwendiger wird die Partizipation „von klein auf“ in Familie, Schule, Freizeit, Jugendhilfe, Gesellschaft und Politik, sowohl im Sinne materieller, sozialer und kultureller Teilhabe als auch von aktiver gestaltender Teilnahme.

Entwicklungspsychologisch betrachtet ist Partizipation eine wesentliche Voraussetzung für die persönlichkeitsstärkenden Selbstwirksamkeitserfahrungen von Mädchen und Jungen, also für die „subjektive Gewissheit, neue oder schwierige Anforderungssituationen auf Grund eigener Kompetenz bewältigen zu können“ (Jerusalem/Schwarzer 2002: 35). Die Erfahrung, sein Leben selbst bestimmen zu dürfen und auch zu können stärkt die personalen Kompetenzen wie z. B. Selbstbewusstsein, Fähigkeit zur Selbstkritik und Selbsteinschätzung, Vertrauen in die eigene Person, Zuverlässigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Selbstständigkeit, Urteilsvermögen, Durchhaltevermögen oder Frustrationstoleranz, die sozialen Kompetenzen wie z. B. Einfühlungsvermögen, Teamfähigkeit, Kooperationsfähigkeit, Konfliktfähigkeit, Anpassungsfähigkeit, Sensibilität, Offenheit, Hilfsbereitschaft, Kommunikationsfähigkeit und nicht zuletzt die Demokratiekompetenzen wie z. B. Diskutieren und Argumentieren, Aushandeln und Verhandeln oder die Entwicklung von Strategien der Interessenvertretung.

¹¹⁸ Lat. „pars“ – der Teil und „capere“ – nehmen ergreifen (vgl. Kluge 1989: 529).

¹¹⁹ Zur sozialen Gerechtigkeit als Zugangsgerechtigkeit vgl. Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005: 247.

Demokratiethoretisch betrachtet ist Partizipation das wesentliche Element einer lebendigen Demokratie (vgl. Abeling u. a. 2003: 248), das nicht erst im parteipolitischen System beginnt, sondern als Querschnittaufgabe des privaten, öffentlichen und politischen Lebens verstanden werden muss. Dementsprechend wurde Partizipation von Kindern und Jugendlichen in den letzten Jahrzehnten auf Europa- und Bundesebene mit der UN-Kinderrrechtskonvention von 1989 und dem Sozialgesetzbuch (SGB), Achtes Buch (VIII) von 1989 rechtlich und spätestens mit dem Achten Jugendbericht von 1990¹²⁰ auch fachpolitisch gestärkt, indem Partizipation als eine Strukturmaxime lebensweltorientierter Kinder- und Jugendhilfe formuliert wurde.

Das Interesse Partizipation scheint im Vergleich zu den i. d. R. deutlich artikulierten bisher beschriebenen Interessen (Geselligkeit, Räume, Jugendkulturen) eher ein „verborgenes“ zu sein. Dies liegt vermutlich darin begründet, dass Partizipation als Dimension der gesellschaftlichen Verankerung der Interessen Gleichaltrigengeselligkeit, Räume und Jugendkultur wesentlich von der Anerkennung dieser Interessen und den ihnen immanenten Bedürfnissen der Geborgenheit, Identität, Kreativität und Orientierung verknüpft ist und nicht davon losgelöst als soziales oder politisches Engagement der Partizipation wegen verstanden werden kann. Daraus lässt sich zum einen die relativ hohe Bereitschaft für ein Engagement der Mädchen und Jungen „in eigener Sache“¹²¹ erklären, zum anderen die von Jugendstudien¹²² festgestellte zunehmende Distanz zu Parteien, Institutionen und Organisationen und zum dritten die Notwendigkeit der Berücksichtigung der Grundbedürfnisse Jugendlicher in Beteiligungsprojekten, also die Verknüpfung von „Spaß“ und „Arbeit“. In Konsequenz bedeutet dies seitens der Erwachsenen eine respektvolle und anerkennende Haltung gegenüber den oberflächlich betrachtet „einfachen“ Interessen der Mädchen und Jungen, da sich bei genauer Betrachtung in diesen die gesamte Bandbreite menschlicher Bedürfnisse verbirgt und diese sozusagen die „Triebfedern“ für Partizipation sind¹²³.

¹²⁰ S. BMJFFG 1990.

¹²¹ Engagement für z. B. Räume, Skateranlagen, Schulhofgestaltung, Fahrradwege.

¹²² Vgl. die 14. und 15. Shell Jugendstudie (Hurrelmann/Albert 2002; 2006).

¹²³ In diesem Kontext können Phänomene wie öffentliche Gewalt, Vandalismus oder der gesellschaftliche und/oder politische Rückzug von Mädchen und Jungen als unproduktive Partizipationsbemühungen interpretiert werden, die das Ergebnis ungenügend befriedigter Bedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität, Orientierung und deren Anerkennung sind.

Erwartungsgemäß steht das Interesse Partizipation in einer direkter Abhängigkeit zu Bildung und den damit verbundenen Lebenslagen der Migration und Armut¹²⁴: Mädchen und Jungen mit höherer Schulausbildung engagieren sich gesellschaftlich und politisch mehr als ihre AltersgenossInnen in den Hauptschulen (vgl. Gille u. a.: 233). Entsprechend sind Jugendliche mit Migrationshintergrund ebenfalls weniger in Vereinen, Verbänden und Initiativen anzutreffen¹²⁵. Die Lebenslage Geschlecht hat dabei keine Auswirkung auf Partizipation insgesamt, jedoch auf die Partizipationsformen: Während Jungen sich in den Vereinen und Verbänden engagieren, bevorzugen die Mädchen eher informelle Formen der Beteiligung (vgl. Gille u. a.: 233).

1.6 Resümee: Die Situation von Jugend und ihre Bedeutung für die Jugendarbeit

Im Folgenden wird zusammenfassend skizziert, warum die Situation von Jugend eine gesellschaftlich inszenierte Begleitung der jungen Generation erfordert, warum sich diese Begleitung im Besonderen an deren Interessen zu orientieren hat und warum sich der Blick der Jugendarbeit im Allgemeinen auf alle Mädchen und Jungen richten muss.

Jugendarbeit ist als eine öffentliche Antwort auf die gesellschaftliche Situation von Jugend zu verstehen. Nachdem die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der Industrialisierung im 19. Jahrhundert Jugend zunächst als Moratorium freisetzen, im Zuge dessen sich die eigenständige Altersphase Jugend etablierte, ist diese Altersphase seit den 1970er Jahren vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung samt den damit verbundenen Freiheiten, Chancen und Risiken unübersichtlich geworden: Die zeitlichen und inhaltlichen Biografieverläufe haben sich ausdifferenziert (Entstrukturierung), die traditionellen Muster der Lebensführung greifen nicht mehr (Enttraditionalisierung) und Jugend ist als Moratorium obsolet geworden, da das Prinzip der Verwertbarkeit unter dem Diktat des digitalen Kapitalismus inzwischen alle Lebensalter und Lebensbereiche durchdringt (Entgrenzung).¹²⁶

¹²⁴ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.2 und 1.2.3.

¹²⁵ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.3.

¹²⁶ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.

Die heutigen Lebenslagen von Mädchen und Jungen sind dabei vielfältig und dicht miteinander und ineinander verwoben: Sie bilden zum einen sozusagen den Rohstoff der Wirklichkeit, aus dem die Biografie individuell gestaltet wird und sind zum anderen entscheidend für die Chancen der gesellschaftlichen Teilhabe und Teilnahme.¹²⁷ Diese gesellschaftliche Komplexität mit den damit verbundenen Anforderungen der Lebensbewältigung potenziert sich in der Altersphase Jugend, da die Mädchen und Jungen zum einen zusätzlich ihre Entwicklungsaufgaben zu meistern haben¹²⁸, ihnen zum anderen der bisherige Schonraum des Experimentierens mit unterschiedlichen Lebensentwürfen nicht mehr zugestanden wird: Sie werden zunehmend in die Pflicht genommen, ohne dass ihnen dafür jedoch die gesellschaftlichen und politischen Gestaltungsmöglichkeiten und Rechte eingeräumt werden. Konfrontiert mit den Freiheiten und Risiken der komplexen Gemengelage gesellschaftlicher Verhältnisse, mit der Gestaltung der eigenen Biografie samt den physischen und psychischen Entwicklungsaufgaben bleibt den Mädchen und Jungen wenig Raum für ihre Interessen respektive für die Gestaltung der Bedingungen ihres Erwachsenwerdens und der Bedingungen ihrer Zukunft.

Vor dem Hintergrund dieser Situation von Jugend stellt sich die Frage, wie die Gesellschaft die Begleitung der Mädchen und Jungen ins Erwachsenenalter sichert. Die traditionellen Sozialisationsinstanzen wie Familie und Schule, die ebenfalls von den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen der Individualisierung und Pluralisierung samt der damit verbundenen Entstrukturierung, Enttraditionalisierung und Entgrenzung geprägt sind, übernehmen dabei immer noch einen hinreichenden jedoch nicht ausreichenden Part, der angesichts der komplexen Gemengelage nicht überstrapaziert werden kann (betrachtet man z. B. die Reproduktion von sozialer Ungleichheit in Familie und Schule im Dreieck von Bildung-Migration-Armut). Der ergänzende Part liegt in öffentlicher Verantwortung, die sich in Maßnahmen der Jugendarbeit im Allgemeinen und der Jugendhilfe im Speziellen konkretisiert. Jugendarbeit stellt vor diesem Hintergrund also die öffentlich inszenierte notwendige dritte Sozialisationsinstanz dar, von der aufgrund ihrer Strukturmaxime der Freiwilligkeit, Offenheit, Diskursivität, Alltagsnähe und Partizipation¹²⁹ begründet zu vermuten ist, dass sie ergänzend zu Familie und Schule einen bedeutenden Beitrag zur Begleitung der Mädchen und Jungen leisten kann.

¹²⁷ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.

¹²⁸ Vgl. Teil I / Kap. 1.4.

¹²⁹ In Anlehnung an Thole 2000: 260f..

Das „Kapital“ der Jugendarbeit besteht dabei darin, dass sie im Gegensatz zum Erziehungsverhältnis in der Familie und dem verpflichteten Bildungsverhältnis in der Schule ein von Freiwilligkeit geprägtes Sozialisationsfeld ist, das „Jugend“ samt ihren Befindlichkeiten und Bedürfnissen zu ihrem zentralen Inhalt hat. Sie ist somit ob ihres Inhalts den Interessen der Mädchen und Jungen nach Gleichaltrigengeselligkeit, Räumen, Jugendkultur und Partizipation¹³⁰, verstanden als die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Identität, Kreativität, Orientierung und deren Anerkennung,¹³¹ die sich in den Entwicklungsaufgaben des Frau- bzw. Mannwerdens, der Neugestaltung sozialer Beziehungen, des sich zurecht Findens in der Welt und der Entwicklung von Perspektiven konkretisieren,¹³² in besonderer Weise verpflichtet. Sie ist es aber auch ob der Prinzips der Freiwilligkeit, da die Mädchen und Jungen mit den Füßen abstimmen, wenn die Angebote der Jugendarbeit uninteressant sind respektive sich nicht an ihren Interessen orientieren.

Die komplexen gesellschaftlichen Verhältnisse und die Situation von Jugend darin machen dabei in Konsequenz die Frage obsolet, an welche jugendliche Zielgruppe sich die Jugendarbeit im Speziellen wendet: Da die gesamte Altersgruppe Jugend mit vielfältigen Bewältigungsaufgaben konfrontiert ist und sie gesellschaftlich und rechtlich insgesamt benachteiligt ist im Generationengefüge¹³³ muss die Jugendarbeit alle Mädchen und Jungen im Blick haben.

¹³⁰ Vgl. Teil I / Kap. 1.5.

¹³¹ Vgl. Teil I / Kap. 1.3.

¹³² Vgl. Teil I / Kap. 1.4.

¹³³ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.1 und Kap. 1.1.3.

2 Jugendarbeit: Die Orientierung an den Interessen Jugendlicher in der Theoriegeschichte der Jugendarbeit

Das folgende Kapitel widmet sich der Frage, welche Rolle die Interessen Jugendlicher in der Jugendarbeit als gesellschaftlich inszenierte Begleitung und Förderung der Jugend in ihren spezifischen gesellschaftlichen und entwicklungspsychologischen Unübersichtlichkeiten und den daraus resultierenden Unsicherheiten offensichtlich oder verdeckt spielen bzw. nicht spielen. Es wäre ein eigenes umfangreiches Thema, die Praxis der Jugendarbeit seit den frühen Anfängen der bürgerlichen und proletarischen Jugendbewegung (Anfang des 20. Jahrhunderts), der Einrichtung der öffentlichen Jugendpflege (Jugendpflegeerlass 1911) und den Anfängen der Offenen Jugendarbeit nach 1945 nach ihrer Orientierung an den Interessen Jugendlicher zu untersuchen.¹³⁴ Spannend wäre dabei insbesondere eine Analyse des Zusammenhangs zwischen den in Theorie und Praxis regelmäßig ausgerufenen Krisen der Jugendarbeit und der jeweiligen Wertigkeit, die Interessen Jugendlicher zu solchen Krisenzeiten in Theorie und Praxis hatten, was jedoch den Rahmen meiner Arbeit sprengen würde.

Aus Ressourcengründen beschränke ich mich deshalb auf die Fragen, welche Bedeutung die Interessen Jugendlicher in den Theorien der Jugendarbeit seit den 1960er Jahren haben und wie sich diese konkretisiert.¹³⁵ Beginnend bei den Klassikern, den „vier Versuchen“ von Müller, Kentler, Giesecke und Mollenhauer (1964) wird die Orientierung an den Interessen Jugendlicher nachfolgend im theoretischen Feld zwischen Geselligkeit und politischem Anspruch in den späteren emanzipatorischen, antikapitalistischen und bedürfnisorientierten Ansätzen der 1970er Jahre beleuchtet. Im Weiteren skizziere ich die aktuellen theoretischen Linien der Sozialräumlichkeit, Subjektorientierung und Lebensweltorientierung, deren Verdienst es ist, durch die Entideologisierung der bisherigen Ansätze den Blick auf die Subjekte der Jugendarbeit, nämlich die Mädchen und Jungen, wieder frei zu legen.

¹³⁴ Zur Geschichte der Jugendarbeit sei auf die einschlägigen Werke von Krafeld (1984), Giesecke (1980) und Thole (2000) verwiesen.

¹³⁵ Ich möchte ausdrücklich betonen, dass ich vor dem Hintergrund meines Erkenntnisinteresses nicht die Tauglichkeit der Theorien insgesamt untersuche, sondern nur die Bedeutung von Interessen Jugendlicher in den jeweiligen Theorien thematisiere.

2.1 Erste theoretische Überlegungen: Die „vier Versuche“ (1964)

Die „vier Versuche“ von C. Wolfgang Müller, Helmut Kentler, Klaus Mollenhauer und Hermann Giesecke entstanden im Rahmen zweier Tagungen, die von der Redaktion der Fachzeitschrift „deutsche jugend“ veranstaltet wurde (vgl. Müller 2006: 65). Sie entstanden in einer Zeit, in der mit der Erklärung von St. Martin (1962)¹³⁶ eine endgültige Abkehr von der Meißner-Formel der Jugendbewegung¹³⁷ deutlich wurde, indem die traditionsreiche Jugendgruppe als Selbsterziehungsfeld zum dritten Sozialisationsfeld neben Familie und Schule bestimmt wurde, mit dem Auftrag der gesellschaftlichen Vorbereitung und Integration von Mädchen und Jungen, der Bildung und Erziehung. Die Vergesellschaftung von Jugend und Jugendarbeit, die mit dem nationalsozialistischen Regime 1933 begann, wurde also fortgesetzt, wenn auch unter anderen Vorzeichen.

Parallel dazu zeichnete sich in der Praxis sowohl bei der traditionsreichen Jugendverbandsarbeit als auch bei der von der amerikanischen Besatzung nach 1945 initiierten Offenen Jugendarbeit in Form von Häusern der offenen Tür eine deutliche Krise ab.¹³⁸ Die Jugendverbände konnten zwar an ihre Traditionen anknüpfen, litten aber seit Anfang der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts an Mitgliederschwund. Die inzwischen von deutschen Trägern übernommen Häuser der Offenen Tür verloren im Zuge der zunehmenden Freizeit und des wieder möglichen Konsums ebenfalls an Attraktivität für Jugendliche, da die proklamierte Mitbestimmung an Verwaltungsvorschriften scheiterte, die Freizeitinteressen der Mädchen und Jungen mit dem „pädagogisch sinnvollen“ Angebot der Einrichtungen und MitarbeiterInnen nicht kompatibel waren und die Mädchen und Jungen angesichts der vorherrschenden prüden Haltung zur Koedukation

¹³⁶ Grundsatzgespräch des Bundesjugendringes zu inhaltlich-konzeptionellen Fragen der Jugendarbeit (vgl. Krafeld 1984: 144).

¹³⁷ Zusammenschluss zur „Freideutschen Jugend“ am 13.10.1913 auf dem Hohen Meißner: „Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten“ (zit. nach Krafeld 1984: 27).

¹³⁸ In den folgenden Ausführungen beziehe ich mich auf Gieseckes Ausführungen zu den Entwicklungen der Jugendarbeit nach 1945 (vgl. Giesecke 1980: 17-85).

außerhalb dieser Einrichtungen auf mehr Freiheiten hoffen konnten.¹³⁹ Das Grundproblem sowohl der verbandlichen als der offenen Jugendarbeit war also ein ähnliches: Beide entsprachen mit ihren Angeboten und Einrichtungen nicht mehr den Interessen Jugendlicher – ein Problem, dem wir bis heute kontinuierlich begegnen werden.

In dieser historischen Situation dachten vier Pädagogen, die alle nicht Lehrer werden wollten, sondern die Arbeitsfelder der Jugendarbeit bzw. der Jugendbildungsarbeit bevorzugten und die alle in ihren Jugendjahren in der Jugendarbeit engagiert waren¹⁴⁰, laut über die Frage nach: „Was ist Jugendarbeit?“ Die Schrift ist als Versuch zu verstehen, die historisch gewordene Situation einer vergesellschafteten Jugend und Jugendarbeit mit Blick auf die Entwicklungsaufgaben, die sich aus der Freisetzung von Jugend im Zuge der Industrialisierung ergeben und mit Blick auf die daraus resultierenden Aufgaben der Jugendarbeit theoretisch neu zu rahmen. Diese vier Versuche haben m. E. bis heute nicht an Aktualität verloren¹⁴¹, weswegen sie am Anfang der Frage nach der Interessenorientierung der Jugendarbeit stehen.¹⁴²

¹³⁹ Dies sind die Ergebnisse einer Studie, welche die AGJ 1953 zur Überprüfung der Umsetzung der Gauginger Beschlüsse (Grundsatzprogramm für die Arbeit in Häusern der offenen Tür von 1953) in Auftrag gab (vgl. Giesecke 1980: 47ff.).

¹⁴⁰ C. Wolfgang Müller war Mitglied der „Sozialistischen Jugend – Die Falken“, Hermann Giesecke war aktiv im „Bund der Deutschen Katholischen Jugend – BDKJ“, Helmut Kentler war Mitglied der „Deutschen Jungenschaft vom 1.11.1929 – dj1.11.“ und Klaus Mollenhauer kam aus der Tradition des Wandervogels (vgl. Müller 2006: 65).

¹⁴¹ Davon zeugt das reizvolle Buch „1964-2004: Vierzig Jahre Kinder- und Jugendarbeit in Deutschland“ (Lindner 2006), in dem u. a. die Autoren von 1964 ihre damaligen Gedanken aus heutiger Sicht kommentieren bzw. im Falle des 1998 verstorbenen Klaus Mollenhauers dessen damaliger Beitrag von Dritten kommentiert wird.

¹⁴² Die „Vier Versuche“ werden nicht in ihrer ursprünglichen Reihenfolge behandelt, sondern entlang meines Erkenntnisinteresses, infolge dessen Mollenhauers Versuch zum Schluss beleuchtet wird, da sein Theorieversuch m. E. die meisten Anknüpfungen für eine interessenorientierte Jugendarbeit aufweist.

2.1.1 C. Wolfgang Müller (Versuch 1):

*„Deshalb meine ich, es könnte nur einen Gegenstand geben, der es wert wäre,
im Zentrum moderner Jugendarbeit zu stehen: die an dieser Jugendarbeit
teilnehmenden jungen Leute selbst.“
(Müller 1970: 19)*

Müller beschreibt in seinem Theorieversuch zunächst die Rahmenbedingungen von Jugendarbeit: Jugendarbeit ist eine gesellschaftliche Veranstaltung, die auf „bestimmte Erscheinungsformen der industriellen Gesellschaft“ reagiert und öffentlich finanziert ist (vgl. Müller 1970 13f.). Dies scheint ihm vor dem Hintergrund der 1960er Jahre notwendig, da sowohl die antigesellschaftliche Tradition der Jugendbewegung noch präsent ist als auch die Jugendverbände sich erst seit dem Grundsatzgespräch von St. Martin (1962) „als Glieder der Gesellschaft“ verstehen und auf ihre Forderung nach einem „autonomen Jugendreich“ verzichten (vgl. ebd.: 14). Des Weiteren findet Jugendarbeit in der Freizeit Jugendlicher statt. Sie ist „ein Spielraum zur Verwirklichung unerledigter Wünsche, die gerade für jene Enttäuschungen und Misserfolgserlebnisse entschädigen sollen, welche offenbar zum Repertoire der Arbeitssphäre in unserer Gesellschaft gehören“ (ebd.: 19). Als Gegenbild zur Alltagswirklichkeit sollen Jugendliche in ihrer Freizeit das tun dürfen, was Spaß macht, um durch diese zeitweise Distanz zu den gesellschaftlichen und alltäglichen Zwängen wiederum auf die moderne Gesellschaft vorbereitet zu werden.

Hier beschreibt Müller eine wesentliche Qualität der Angebote der Jugendarbeit, nämlich „Spaß“, der für ihn wesentlich bestimmt ist durch *„die begründete Hoffnung, andere Menschen sympathisch zu finden, von ihnen sympathisch gefunden zu werden, bestimmte Situationen zu meistern, an bestimmten Konflikten nicht zu scheitern, sich nicht zu langweilen“* (ebd.: 19; Herv. i. O.). „Spaß“ entsteht also, wenn die Bedürfnisse nach Geborgenheit, Anerkennung und Kreativität (sich nicht zu langweilen) befriedigt werden können. Da „Spaß“ eng verbunden ist mit den bisher gemachten Erfahrungen junger Leute, können die Inhalte und Themen für Müller nicht von außen bestimmt werden, sondern müssen die Mädchen und Jungen samt ihren Erfahrungen, Problemen, Bedürfnissen, Interessen, Sehnsüchten und Wünschen der Mittelpunkt von Jugendarbeit sein (vgl. ebd.: 21).

Da er in der Jugendarbeit der Verbände, die er wesentlich bestimmt sieht durch die Verbandsinteressen der entsprechenden Erwachsenenorganisationen und die erwach-

senen Verbandsfunktionäre, die Interessen aller Jugendlicher nicht ausreichend berücksichtigt sieht, plädiert er für eine Unterscheidung in die „allgemeine Jugendarbeit“ und die „besondere Jugendarbeit“: Erste richtet sich generell an alle Jugendlichen, setzt an deren Erfahrungen, Interessen und Bedürfnissen an und ist durch eine partnerschaftliche Beziehung zwischen SozialpädagogInnen und Jugendlichen geprägt. Mit der „besonderen Jugendarbeit“ meint Müller die Jugendarbeit der Vereine, Verbände und Institutionen, die auf dem Hintergrund ihrer legitimen Eigeninteressen Angebote für spezifische Gruppen Jugendlicher machen, die zwar modifizierbar, aber von den jungen Leuten nicht grundsätzlich veränderbar sind und „immer nur jene Bildungsschichten ansprechen, die gelernt haben, an den vorbestimmten Angeboten Spaß zu haben“ (ebd.: 22) Beide Formen von Jugendarbeit stehen für Müller gleichberechtigt nebeneinander, wobei er sich im Folgenden für die „allgemeine Jugendarbeit“ stark macht.

Neben dem Spaß beschreibt Müller das gesellschaftliche Bedürfnis Jugendlicher als zentralen Inhalt der Jugendarbeit, nämlich „andere Menschen kennenzulernen, sich ihnen gegenüber als Person darzustellen, von ihnen anerkannt zu werden, sich mit ihnen zu messen, an ihrer Reaktion zu erfahren, „wo man selbst steht“ und trotzdem bei ihnen beheimatet zu sein“ (ebd.: 22f.), im Sinne Fromms also die Bedürfnisse nach Geborgenheit, Identität und Orientierung.¹⁴³ Diese Bedürfnisse konkretisieren sich für Müller in der Gruppe als kommunikativem Feld der Jugendarbeit (vgl. ebd.: 24). Die Entdeckung der Jugendgruppe bezeichnet er rückblickend auf die Jugendbewegung als das eigentlich „Epochale der Bewegung“, nämlich „die Tatsache, dass junge Leute in Gruppierungen ihrer eigenen Wahl einen Teil ihrer Freizeit fernab der guten Ratschläge von Eltern und Lehrern damit verbrachten, auf wohltemperierte Weise ‚wild‘ zu sein“ (vgl. ebd.: 24 f.) Heute kommt die Jugendgruppe im Kleide der Peergroup und Clique daher, wenngleich sich ihre zentrale Bedeutung für die Mädchen und Jungen nicht gewandelt hat als Ort, an dem in Gleichaltrigengeselligkeit samt ihrer jugendkulturellen Inszenierungen außerhalb von Familie und Schule die anstehenden Entwicklungsaufgaben der Neugestaltung sozialer Beziehungen, der Entwicklung von Perspektiven, des sich (in der Welt) Zurechtfindens und des Frau- bzw. Mannwerdens erledigt werden.¹⁴⁴

¹⁴³ Vgl. Teil I / Kap. 1.3.

¹⁴⁴ Die inhaltlichen Elemente Spaß, Kommunikation und Gruppe ergänzt Müller schließlich um das Element des Stils als Qualität der Kommunikation. Im Gegensatz zu Familie und Schule scheinen sich in der allgemeinen Jugendarbeit „die Inhalt-Stil-Beziehungen auf den Kopf zu stellen. Wichtig ist plötzlich nicht

Müllers Versuch lenkt mit seinen Ausführungen zum Recht auf Spaß als „unverwechselbarer Charakter der Jugendarbeit“ (ebd.: 18), zu den gesellschaftlichen Bedürfnissen Jugendlicher als zentrale Inhalte der Jugendarbeit und zur Gleichaltrigengruppe als wesentlichem Kommunikationsfeld einen wohlthuenden Blick auf die Bedürfnisse der Mädchen und Jungen und die Rahmenbedingungen, in denen diese lustvoll befriedigt werden können.

2.1.2 Helmut Kentler (Versuch 2):

„[...] weil ich die Jugendarbeit für eine Institution halte, die geeignet wäre, das Wissen vom Besseren wachzuhalten, zu aktivieren und wenigstens teilweise zu verwirklichen.“
(Kentler 1970: 39)

Kentler versteht Jugendarbeit als „engagierte, kritische Aufklärung“ (Kentler 1970: 39), der es von ihren ersten Ursprüngen an um die Autonomie und um eine bessere Gesellschaft ging: Die Jugendbewegung träumte davon und die staatliche Jugendfürsorge bemühte sich zumindest um die Gefahrenbegrenzung für Jugendliche im Prozess der fortschreitenden Industrialisierung. Jugendarbeit ist für Kentler vor allem auf Grund ihrer Struktur und ihrer Rolle im Erziehungswesen zur engagierten, kritischen Aufklärung prädestiniert: Als Freizeitinstitution ist sie wesentlich durch Freiwilligkeit und Freiheit und damit zur „Bildung in Freiheit zur Freiheit“ (ebd.: 49) bestimmt, als dritte Erziehungsinstitution neben Familie und Schule ist sie offen für alle Lebenswirklichkeiten Jugendlicher, als Sozialisationsinstanz zwischen Gesellschaft und Erziehungsgefüge geht sie per se auf kritische Distanz zu beiden Systemen und nicht zuletzt arbeitet sie „in all ihrem Tun an der Vermittlung zwischen Utopie und Wirklichkeit“ (ebd.: 49).

Um diese Prozesse der Aufklärung in Gang zu bringen, sind nach Kentler Strategie und Taktik¹⁴⁵ vonnöten, wozu ein Team als „Kader aufgeklärter Menschen“ (ebd.: 61) intensiv ausgebildet werden muss. Die Praxis einer Jugendarbeit als Aufklärung beschreibt er abschließend an zwei Beispielen seiner Bildungsarbeit mit hauptamtlichen Jugendleitern und einem Beispiel aus der Jugendbildungsarbeit mit Gymnasiasten.

mehr, was gemacht wird, sondern wie es geschieht.“ (ebd.: 31). Dies ist aber im Rahmen meines Erkenntnisinteresses peripher.

¹⁴⁵ Beide Begriffe versteht er mehr als pädagogische denn militärische Begriffe (vgl. ebd.: 53).

In Kentlers Theorieversuch spielt die Orientierung an den Bedürfnisse und den daraus resultierenden Interessen Jugendlicher eine sehr untergeordnete Rolle, es sei denn, sie sind instrumentalisierbar für das hohe Ziel der Aufklärung. Interessen nach ungewollter und selbst bestimmter Gleichaltrigengeselligkeit oder das durchaus legitime Recht Jugendlicher auf das Nichtstun würden im Kentler'schen Aufklärungsprojekt mit „Faulheit und Feigheit“ gleichgesetzt werden, den beiden „größten Hemmnissen jeder Aufklärung“, die es mit Strategie und Taktik zu bekämpfen gilt (vgl. ebd.: 55)¹⁴⁶. Die angeführten Beispiele Kentlers für eine Jugendarbeit als Aufklärung beziehen sich dabei vor allem auf die „besondere Jugendarbeit“ – in Müllers Worten gesprochen – und lassen das weite Feld der „allgemeinen Jugendarbeit“ unberücksichtigt.

Verwunderlich bleibt Kentlers Positionierung zum einleitenden Theorieversuch Müllers, in dem er ausdrücklich keinen Gegensatz feststellen kann, sondern in ihm vielmehr die Voraussetzung für sein Anliegen der kritischen Aufklärung sieht (vgl. ebd.: 39), worauf ich hier nicht näher eingehen möchte.

2.1.3 Hermann Giesecke (Versuch 4)¹⁴⁷:

„Für die Jugendarbeit liegt die pädagogische Kernfrage also nicht darin, wie sie der Jugend helfen könne, zu jugendeigenen Stilen und Formen zu finden [...]. Die Kernfrage lautet vielmehr, welchen spezifischen Beitrag die Jugendarbeit zum Erwachsenwerden leisten könnte“
(Giesecke 1970: 145).

In diesem Zitat wird der „rote Faden“ von Gieseckes Theorieversuch bereits deutlich. Im Fokus seines Entwurfes steht nicht die Eigensinnigkeit von Jugend, sondern die noch nicht erwachsene und folglich bedürftige Jugend. Jugendarbeit muss sich nach Giesecke zuallererst in der Gesellschaft und im Erziehungsgeschehen verorten, um dann im Rahmen ihrer nichtänderbaren Bedingungen¹⁴⁸ vor dem Hintergrund der aktu-

¹⁴⁶ Kentlers Sprache und seine Konkretisierungen der Taktiken und Strategien, u. a. am Beispiel der „Explosionsmethode Makarenkos (vgl. ebd.: 57) mögen vielleicht auf dem Hintergrund seiner Jugendarbeitserfahrungen in der „Deutschen Jungenschaft vom 1.11.1929 – dj1.11.“ verständlicher werden.

¹⁴⁷ Trotzdem Giesecke sich in seinem Beitrag ausdrücklich mit den allgemeinen Schwierigkeiten einer Theoriebildung der Jugendarbeit beschäftigt, möchte ich ihn trotzdem auf die Orientierung an den Interessen Jugendlicher hin beleuchten, auch wenn Giesecke sich nur am Rande damit beschäftigt.

¹⁴⁸ Jugendarbeit ist Teil des Freizeitsystems, basiert auf Freiwilligkeit, ist nicht leistungsorientiert und auf Grund der Fluktuation der TeilnehmerInnen langfristig schwer planbar (vgl. ebd.: 143).

ellen Erziehungsdefizite die entsprechenden Methoden, Angebote und Organisationsformen zu entwickeln. Die Inhalte der Jugendarbeit leitet Giesecke weniger von den Bedürfnissen und Interessen der Jugendlichen ab, sondern vielmehr von deren Erziehungsdefiziten, aus denen Jugendarbeit überhaupt als „jüngste gesellschaftlich institutionalisierte Erziehungsform“ (ebd.: 147) neben Schule und außerhalb der Familie entstand. Die Defizite sieht Giesecke hauptsächlich in fehlenden Experimentierräumen für „sozial folgenloses Meinen und Verhalten“ (ebd.: 147), im Mangel an „sozialer Heimat“ (ebd.: 149), Mangel an Gesellschaftsfähigkeit (ebd.: 150), Mangel an „sinnvollen Aktivitäten“ (ebd.: 153), Mangel an „Auseinandersetzung mit individuellen und kollektiven Konflikten“ (ebd.: 155) und in der mangelnden Förderung „spezifischer Begabungen und Interessen“ (ebd.: 156).

Inwieweit sich die aus diesen Defiziten ergebenden Maßnahmen und Angebote der Jugendarbeit an den Interessen Jugendlicher orientieren, bleibt bei Giesecke offen, da die Interpretationsmöglichkeiten vielfältig sind, was ich kurz am Beispiel der „sinnvollen Angebote“ skizzieren möchte: Die Einschätzung über die viel zitierte Sinnhaftigkeit von Angeboten für Kinder und Jugendliche ist aus Perspektive von Jugendlichen und Erwachsenen unterschiedlich und nicht ungewöhnlich. Angebote der Jugendarbeit – welcher Couleur auch immer – werden jedoch für Jugendliche erst dann „sinnvoll“, wenn Mädchen und Jungen ihnen ihre eigene Bedeutung geben können¹⁴⁹, wenn sie also irgendeinen „Sinn“ oder eine Chance für die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse darin erkennen. Spannend ist also die Frage, welchen Stellenwert die jugendliche Einschätzung von „Sinnhaftigkeit“ im Geschehen der Jugendarbeit hat, wie weit sie berücksichtigt wird, also an wessen Interessen sich die Jugendarbeit orientiert.

Die Wertigkeit der Interessen Jugendlicher wird bei Giesecke nur indirekt deutlich, nämlich in seiner Aufzählung von Faktoren, welche die Jugendarbeit bestimmen. An erster Stelle nennt er die Intentionen und Erwartungen der Träger, zweitens die Vorstellungen der öffentlichen Meinung, drittens die Vorstellungen des jeweiligen lokalen Milieus, viertens die Erwartungen der Geldgeber, fünftens die „Vorstellungen und Erwartungen der teilnehmenden Jugendlichen“ (ebd.: 174), sechstens die zur Verfügung stehenden Ressourcen und siebtens die Vorstellungen und Erwartungen der pädagogischen Mitarbeiter. Die Interessen Jugendlicher rangieren hier unter vielen anderen an nach geordneter Stelle, woraus begründet zu vermuten ist, dass in Gieseckes Theorie-

¹⁴⁹ Inklusiv der Möglichkeit, die Angebote für unbedeutend zu halten.

entwurf die Orientierung der Jugendarbeit an den Interessen Jugendlicher zunächst nur eine periphere Rolle spielt.¹⁵⁰

2.1.4 Klaus Mollenhauer (Versuch 3):

*„Interessen dagegen entscheiden über die in den Raum der Jugendarbeit eintretenden Inhalte.“
(Mollenhauer 1970: 102)*

Für mein Erkenntnisinteresse erfrischend gestaltet sich Mollenhauers Theorieversuch. Mollenhauer stellt zunächst fest, dass die Eigenart des pädagogischen Ansatzes der Jugendarbeit wesentlich darin begründet liegt, nicht mehr wie bisher von einem „Erzieher-Zögling-Verhältnis“ auszugehen, das immer ein Herrschaftsverhältnis impliziert, sondern Jugendarbeit als ein vielseitiges und bewegliches Feld zu begreifen, „das dem Heranwachsenden seine Selbstveränderung in Richtung auf ein Mündigsein erleichtert“ (Mollenhauer 1970: 92). Das Erziehungsfeld der Jugendarbeit ist nach Mollenhauer das Ergebnis des seit der Aufklärung bestehenden Widerspruchs der jungen Generation gegen das „je herrschende System gesellschaftlicher Eingliederungspraktiken“ (ebd.: 93) und war seit ihren Anfängen „ein Experimentierfeld für bessere Möglichkeiten des sozialen Daseins, [...], das genannte Moment des Widerspruchs stärker oder schwächer realisierend“ (ebd.: 93). Der Kern der Jugendarbeit ist also die Ermöglichung von Selbstveränderung und Mündigkeit in einem von Partnerschaftlichkeit geprägten pädagogischen Verhältnis.

Im Folgenden verortet er Jugendarbeit im Erziehungssystem im Vergleich zu den traditionellen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen wie Schule und Familie: Jugendarbeit hat weniger Erziehungsabsicht, ihre Inhalte entspringen keinem Lehrplan, sondern entstehen erst im Prozess der Kommunikation und zwar in geselliger Auseinandersetzung vor dem Hintergrund der jeweiligen jugendlichen Erfahrungswelten. Im Gegensatz zu den sozial-integrativen Absichten anderer Sozialisationsinstanzen gestalten und verändern Jugendliche hier selbst ihre Strukturen. Bezüglich ihrer möglichen Me-

¹⁵⁰ Dies mag vor dem Hintergrund Gieseckes Tätigkeiten und Erfahrungen in der Jugendarbeit verständlich sein, nämlich als studentischer Mitarbeiter im Jugendhof Vlotho (politische Bildung) und als Mitarbeiter in der Jugendbildungsstätte Steinkimmen, was er selbst 40 Jahre später auch beschreibt: „Mein Text verwertete viele Diskussionen, die ich im Rahmen meiner praktischen Tätigkeit [...] geführt hatte“ (Giesecke 2006: 103).

thoden ist sie das „variationsreichste aller Erziehungsfelder“ (ebd.: 97). Dabei ist der „Verfremdungseffekt“ für die Jugendarbeit konstitutiv, nämlich immer auf die Möglichkeit zu verweisen, dass man alles auch ganz anders betrachten kann, anders anpacken kann oder anders beantworten kann (vgl. ebd.: 98). Mollenhauer ebnet hier das Feld für die Anerkennung der Bedürfnisse nach Gebogenheit und Zugehörigkeit, Identität, Kreativität und Orientierung und für die zentrale Bedeutung der Gleichaltrigengeselligkeit für Mädchen und Jungen.

Im Folgenden beschreibt er Bedingungen und Faktoren, welche die Jugendarbeit bestimmen. Neben den gesellschaftlichen Bedingungen sieht er die Jugendarbeit zuvorderst und wesentlich durch die Tatsache der Freiwilligkeit¹⁵¹ geprägt, in deren Konsequenz die Bedürfnisse Jugendlicher ernst zu nehmen sind, um sich mangels TeilnehmerInnen nicht als überflüssig zu qualifizieren. Das pädagogische Regulativ für die Bedürfnisbefriedigung ist für Mollenhauer im Gegensatz zu anderen Erziehungsfeldern nicht mehr die Zulässigkeit von Bedürfnissen, sondern die Möglichkeit einer kultivierten Bedürfnisbefriedigung: „Jugendarbeit wäre damit dasjenige Erziehungsfeld, in dem prinzipiell jedes Bedürfnis seine Befriedigung finden kann, unter der Voraussetzung, dass es sich kultivieren lässt“ (ebd.: 101).

Von den Bedürfnissen, die auf eine rasche Befriedigung zielen und den Jugendlichen durchaus unbewusst sein können, unterscheidet Mollenhauer als weitere Bedingung die Interessen, die für ihn ausschließlich in verbalisierter Form auftreten und weniger Befriedigung denn vielmehr Realisierung und Vertiefung verlangen (vgl. ebd.: 102). Deswegen ist das Interesse Jugendlicher mehr noch als das Bedürfnis der entscheidende Faktor in der Jugendarbeit und ist Jugendarbeit angehalten, „das Interesse ihrer Teilnehmer rückhaltlos ernst zu nehmen und als den Inhalt ihrer Arbeit festzusetzen“ (ebd.: 102). Den zur damaligen Zeit zunehmenden Interessens- und Hobbygruppen in der Jugendarbeit steht Mollenhauer kritisch gegenüber, da die vielseitigen Interessen Jugendlicher durch die Interessensangebote von Anfang an eine Einschränkung erfahren. Mollenhauer vertritt damit nicht die Utopie einer völligen Offenheit der Jugendarbeit für alle Interessen Jugendlicher, da auch Jugendarbeit eine Auswahl trifft. Er plädiert vielmehr dafür, dass Jugendarbeit sich dieser Schwierigkeit bewusst sein und sich

¹⁵¹ Da Freiwilligkeit für Mollenhauer nicht nur ein pädagogisch-organisatorisches Element darstellt, sondern einen fundamental anthropologischen Wert darstellt, ist diese für mich der „fundamentale Begriff einer Theorie der Jugendarbeit“ (Mollenhauer 1970: 100).

damit auseinandersetzen muss, wenn sie ihre im Vergleich zu anderen Erziehungsinstanzen vielseitigen Bildungschancen nutzen will.

Geselligkeit wiederum ist für Mollenhauer der unverzichtbare Rahmen, in dem die Kommunikation über Bedürfnisse und Interessen geschieht, in dem Erfahrungen ausgetauscht werden, Fähigkeiten und Grenzen sichtbar werden und auf dem man sich entsprechend den eigenen Bedürfnissen und Interessen mehr oder weniger intensiv einlassen kann: „Sind in den Begriffen Bedürfnis und Interesse die entscheidenden subjektiv-psychischen wie didaktisch-inhaltlichen Bedingungen der Jugendarbeit formuliert, so enthält der Begriff der freien Geselligkeit die entscheidende Bedingung für das Zustandekommen einer sozialen Form, die die im Sinne der Jugendarbeit spezifischen Bildungswirkungen ermöglicht“ (ebd.: 105).¹⁵²

Mollenhauer bescheinigt sich im Folgenden selbst eine bisherige „Einseitigkeit“ (vgl. ebd.: 109), da bisher der Eindruck entstanden sein könnte, dass Jugendarbeit sich allein aus den subjektiven Bedürfnissen und Interessen Jugendlicher in einer geselligen Oase frei von gesellschaftlichen Bedingungen gestaltet. Die Offenheit für die Bedürfnisse und Interessen Jugendlicher hat durchaus ihre Grenzen, nämlich in ihren „Modalitäten“ (ebd.: 109ff.): Die eingangs festgestellte Beweglichkeit der Jugendarbeit wird eingeschränkt, da Jugendarbeit wie alle Erziehungsfelder auch Übung von Verhaltensweisen, Haltungen und Normen ist. Weiterhin ist sie Begleitung, die „ergänzend und korrigierend“ (ebd.: 110) zu den traditionellen Erziehungsinstanzen stattfindet. Jugendarbeit ist Beratung, die versucht – wenn auch mit ihren eigenen Qualitäten – Antworten auf Fragen des Lebens zu geben. Nicht zuletzt ist sie Information über gesellschaftliche Wirklichkeiten und kritische Aufklärung, indem sie Jugendliche anregt, ein Verhältnis zu den Informationen über sich und die gesellschaftlichen Wirklichkeiten zu entwickeln. Natürlich tut sie all dies unter den oben beschriebenen ihr spezifischen Bedingungen: Unter der Voraussetzung der Freiwilligkeit, orientiert an den Bedürfnissen und Interessen Jugendlicher und in Geselligkeit.

Mollenhauers Theorieversuch ist im Rahmen meines Themas der interessanteste der vier Versuche. Nochmals prägnanter als Müller insistiert er auf den Bedürfnissen und Interessen Jugendlicher als zentrale Inhalte von Jugendarbeit und auf der Bedeutung von Geselligkeit als dem spezifischen Rahmen der Jugendarbeit, innerhalb dessen die

¹⁵² Mollenhauer hat sich bereits zwei Jahre zuvor in seinen „Polemischen Skizzen“ zur Erziehung und Emanzipation ausführlicher mit der pädagogischen Theorie der Geselligkeit beschäftigt (vgl. Mollenhauer 1968). Vgl. auch Teil I / Kap. 1.5.1.

Mädchen und Jungen ihre Bedürfnisse befriedigen und ihren geäußerten Interessen nachgehen können. Gleichzeitig beschreibt er die zentralen Spannungsfelder eines solchen Denkens: gesellschaftliche Interessen versus Jugendinteressen, Trägerinteressen versus Jugendinteressen, sozialpädagogisch begründete Interessen der JugendarbeiterInnen versus Jugendinteressen. Etwas schwierig bleibt für mich Mollenhauers Definition von Bedürfnissen und Interessen, da er die Bedingtheit zwischen Bedürfnissen und Interessen unberücksichtigt lässt und vielmehr versucht, die Unterschiedlichkeit von Bedürfnissen und Interessen deutlich zu machen.¹⁵³ Dies mindert aber die Attraktivität seiner Gesamtidee von Jugendarbeit als einem Ort der Gleichaltrigengeselligkeit, wo die Mädchen und Jungen mit ihren Bedürfnissen und Interessen im Mittelpunkt stehen und die sich somit in Form, Inhalt und pädagogischen Beziehung wesentlich von Familie und Schule unterscheidet, nicht wesentlich.

2.2 Jugendarbeit zwischen Geselligkeit und politischen Interessen (1970er Jahre)

Die Theoriediskussion der 1970er Jahre war geprägt von den Studentenunruhen der 1968er Jahre, die tief greifende Auswirkungen auf die Jugendarbeit hatten. Die Jugendarbeit steckte erneut in einer Krise, die durch die Diskrepanz zwischen jugendlichen Interessen und der Praxis der Jugendarbeit ausgelöst wurde.

Die Jugendverbände, die bisher beanspruchten, die Interessen der Jugendlichen zu vertreten und vor allem die aktiven und kritischen Jugendlichen zu versammeln, mussten feststellen, dass diese sich größtenteils außerhalb ihrer Verbandsorganisationen engagierten und die Vertretung ihrer Interessen selbst in die Hand nahmen. Trotz ihrer Schlusserklärung der 35. Vollversammlung des Deutschen Bundesjugendringes 1968, in der die Interessen Jugendlicher vor die Verbandsinteressen gestellt wurden und „unkonventionelle Mittel“ zur Durchsetzung dieser Interessen für legitim erklärt wurden, blieben die Jugendverbände massiv in der Kritik ob ihrer starren Verbandsstrukturen, ihrer Abhängigkeit von den Erwachsenenorganisationen und ihren autoritär, reaktionär und militaristisch anmutenden Symbolen und Ritualen (vgl. Faltermaier 1983: 167).

¹⁵³ Zur Erinnerung: Ich verstehe die Interessen von Mädchen und Jungen als deren Bestreben, ihre Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung in ihrer Konkretisierung der Entwicklungsaufgaben vor dem Hintergrund ihrer Lebenslagen zu befriedigen (vgl. Teil I / Kap. 1.5).

Die Jugendfreizeitstätten wiederum waren zum einen mit der Problematik konfrontiert, dass politisch aktive Jugendgruppen diese Einrichtungen als Basisstation ihrer politischen Diskussionen und Aktivitäten nutzen wollten, was vor allem bei Einrichtungen in kommunaler Trägerschaft zu massiven Problemen mit den KommunalpolitikerInnen führte und die ebenfalls starren und hierarchischen Organisationsstruktur zu Tage treten ließ. Zum anderen standen sie unter dem Druck der Jugendlichen, die Selbstbestimmung in diesen Einrichtungen einforderten.

Parallel dazu entwickelte sich Anfang der 1970er Jahre vor allem in ländlichen Bereich die Jugendzentrumsbewegung als Kritik an den rigide organisierten (Öffnungszeiten, Hausregeln, Angebotsstruktur) und kontrollierten bestehenden Freizeiteinrichtungen. Diese würden darauf abzielen, „die Jugendlichen an einem Ort zu konzentrieren, an dem sie abgehalten werden sollten von der notwendigen Auseinandersetzung mit ihren Lebensbedingungen in Beruf, Schule, Familie und Freizeit“ (Faltermaier 1983: 183). Die Grundforderungen waren dementsprechend unabhängige selbstverwaltete Jugendzentren und Freizeitgestaltung ohne Kontrolle und Konsumzwang.

Vor diesem Hintergrund entstanden die emanzipatorischen, antikapitalistischen und bedürfnisorientierten Theorieansätze, die ich im Folgenden auf ihre Tauglichkeit bezüglich der Orientierung an den nun deutlich geäußerten Interessen Jugendlicher untersuchen möchte.

2.2.1 Emanzipatorische Jugendarbeit (Hermann Giesecke)

*„Weg von den Ansprüchen der Erziehungsmächte, hin zu den Interessen und Bedürfnissen der Jugendlichen.“
(Giesecke 1980: 185)¹⁵⁴*

Giesecke entwickelt seinen Theorieversuch von 1964, in dem er sich hauptsächlich mit den Schwierigkeiten der Theoriebildung beschäftigt hatte, weiter und bereitet mit seinem Buch „Die Jugendarbeit“ (1971) den Weg für die Theorie der emanzipatorischen Jugendarbeit. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen steht die Selbst- und Mitbestimmung

¹⁵⁴ In den folgenden Ausführungen zur Orientierung an den Interessen Jugendlicher in der emanzipatorischen Theorie der Jugendarbeit beziehe ich mich exemplarisch auf Giesecke als Wegbereiter und Begründer dieser Jugendarbeits-theorie, die in den folgenden Jahren mehrfach spezifiziert und modifiziert wurde.

von Jugendlichen als Antwort auf die Jugendbewegung der 1968er, die mit ihren Forderungen nach gesellschaftlicher und politischer Mitbestimmung deutlich machte, dass das Bild von Jugend als Moratorium, „geschont“ von den gesellschaftlichen Verhältnissen, ausgedient hatte. Er überträgt den politischen Begriff der Emanzipation als Kampf gegen die bestehenden gesellschaftlichen und staatlichen Herrschaftsprivilegien und als Kampf für eine Herrschaftsbeteiligung auf die Pädagogik als „die Realisierung desjenigen Maßes an Selbstbestimmung, das im Kontinuum einer Lebensgeschichte zu einem bestimmten Zeitpunkt möglich ist“ (Giesecke 1969: 542).¹⁵⁵

Selbstbestimmung muss für Giesecke somit zu den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen samt ihren institutionellen Zwängen und den historischen, individuellen Lebensverhältnissen in Bezug gesetzt werden. In Konsequenz kann eine solche emanzipatorische Pädagogik nur das „Wovon“ der Emanzipation beschreiben und nie das „Wozu“, sie kann nur die freigewordenen Räume beschreiben, innerhalb derer Selbst- und Mitbestimmung möglich und individuell gestaltbar wird. Sie hat zwar immer zum Ziel, Fähigkeiten zu verstärken, die für eine zunehmende Selbst- und Mitbestimmung benutzt werden können, aber *welche* das jeweils sind, muss jeweils erst konkret ermittelt werden (vgl. Giesecke 1980: 113).

Die Aufgabe emanzipatorischer Jugendarbeit besteht für Giesecke in der Bearbeitung der Konflikte, die sich aus den individuell erfahrbaren Widersprüchen von Fremd- und Selbstbestimmung ergeben (vgl. ebd.: 167ff.). Als die pädagogischen Chancen emanzipatorischer Jugendarbeit beschreibt er die *lebensbegleitende Dimension*, welche die Lebensgeschichte Jugendlicher und ihre aktuellen Befindlichkeiten zum zentralen Inhalt der Jugendarbeit macht, die *korrigierende Dimension*, die neue Deutungen bisher erworbener Normen, Einstellungen, Verhaltensweisen, Erfahrungen und Interessen ermöglicht, die *aktuelle Dimension*, die auf aktuell vorhandene Themen, Bedürfnisse und Interessen der Jugendlichen eingeht und die *solidarisierende Dimension*, die das Bedürfnis Jugendlicher nach Gleichaltrigengeselligkeit als solidarisches Verhalten jun-

¹⁵⁵ Giesecke skizziert diese Möglichkeiten sehr anschaulich: „*ein Stück* Angst vor dem Ungehorsam abzubauen, *ein Stück* an Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung dazu zu gewinnen; *einem Stück* eigener Erfahrung mehr zu trauen als den bisher erlernten Disziplinierungsregeln; *ein bisschen* Mißerfolg ohne Aggression zugeben zu können; wenigstens experimentell einen Teil seines Verhaltens zu ändern und auszuprobieren, ob man dies unter den Bedingungen des Alltags wird durchhalten können.“ (Giesecke 1969: 542; Herv. i. O.).

ger Menschen mit gleichen Problemen, Konflikten und Bewältigungswünschen ernst nimmt.

Der dato praktizierten Jugendarbeit bescheinigt er gegen-emanzipatorische Absichten: Die behördliche Jugendpflege Anfang des 20. Jahrhunderts habe die emanzipatorischen Interessen sowohl der bürgerlichen als auch der proletarischen Jugendbewegung in gesellschaftlich unbedeutende Räume verschoben, die Jugendverbandsarbeit wiederum, die nach 1945 an ihren alten Traditionen anknüpfte, habe mit ihrem Ziel, die junge Generation in die bestehenden allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse zu integrieren,¹⁵⁶ zur Legitimierung dieser Herrschaftsverhältnisse beigetragen. Das Interesse Jugendlicher nach Selbst- und Mitbestimmung sei bisher in der Jugendarbeit nicht berücksichtigt und das Interesse Jugendlicher nach Gleichaltrigengeselligkeit in der Geschichte der Jugendarbeit allzu oft für fremde Zwecke und Ziele instrumentalisiert bzw. manipuliert worden (vgl. ebd.: 166).

Gieseckes Ausführungen sind zunächst für mein Erkenntnisinteresse eine Bereicherung, da er ausführlich und eindrücklich die Lebensverhältnisse, Lebensgeschichten und Interessen Jugendlicher in den Mittelpunkt von Jugendarbeit stellt. Vor allem sein Plädoyer für mehr Selbst- und Mitbestimmung Jugendlicher und für die Gleichaltrigen-Gruppe als einen Ort der gemeinsamen Erfahrung von Bedürfnissen und Problemen und der daraus resultierenden Problembewältigung scheint die zentralen Interessen Jugendlicher zu treffen.

Genauer betrachtet drängt sich jedoch folgende Frage auf: Sind die Interessen nach Selbst- und Mitbestimmung und nach Geselligkeit bei Giesecke tatsächlich der Ausgangspunkt von Jugendarbeit, also werden die darin verborgenen Bedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung tatsächlich ernst genommen oder werden die Interessen sozusagen „durch die Hintertüre“ in den Dienst der politischen Emanzipation gestellt, indem sie nur insofern berücksichtigt werden, wie sie der Entwicklung zu kritischen, aber gesellschaftsfähigen BürgerInnen dienen, also Mittel zum Zweck sind?

Trotzdem Giesecke selbst in Abgrenzung zur antikapitalistischen Jugendarbeit explizit feststellt, dass eine emanzipatorische Jugendarbeit nicht weiß, wie die Individuen sich politisch verhalten werden, also „ob sie das kapitalistische ‚System‘ zerstören oder re-

¹⁵⁶ Formuliert in der Erklärung von St. Martin 1962 (vgl. Giesecke 1980: 36f.).

formieren werden“ (ebd.: 115), so gibt er doch die Richtung vor: „Von den Interessen und Bedürfnissen der Jugendlichen auszugehen, ist [...] eine unsichere Strategie“ (ebd.: 168), da Interessen oftmals gar nicht bewusst seien und unmittelbare Befriedigung der geäußerten Interessen dem üblichen Konsumprinzip folgen würde (vgl. ebd.: 168). Vielmehr sollte die Jugendarbeit die Bearbeitung der Konflikte und Widersprüche, die sich aus der Vergesellschaftung des Jugendalters ergeben¹⁵⁷ als Chance für Jugendliche begreifen, „Einsicht sowohl in die gesellschaftliche Realität zu erlangen wie auch in die eigene Bedürfnis- und Interessenstruktur“ (ebd.: 172).

Trotz Gieseckes Verdienst, die Interessen Geselligkeit, Selbst- und Mitbestimmung ins Zentrum der Jugendarbeit zu stellen, relativiert sich die Bereicherung für mein Erkenntnisinteresse durch diese ideologische Richtungsweisung deutlich.

2.2.2 Antikapitalistische Jugendarbeit (Manfred Liebel)

„Antikapitalistische Jugendarbeit zielt ab auf die Mobilisierung subjektiver Potentiale, die die kapitalistische Klassengesellschaft durch kollektiv-organisierte Anstrengung aus den Angeln heben können.“
(Liebel 1971: 19)

Der Begriff „antikapitalistische Jugendarbeit“ wurde geprägt auf einer Tagung von Jugendbildungsreferenten in Gauting 1970, die im Zeichen der massiven Kritik an der bisherigen progressiven Jugendarbeit stand, der auch Giesecke damals zugerechnet wurde. Die Beiträge dieser Tagung wurden im Maiheft der „deutschen jugend“ 1970 veröffentlicht. Ausgehend von einer Analyse der kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse, unterzogen die TeilnehmerInnen die bisherige Jugendarbeit als herrschaftserhaltend einer scharfen Kritik. Sie forderten, dass Jugendarbeit nicht nur politisch bildend, sondern auch politisch aktiv werden müsse und entwarfen die Grundzüge einer antikapitalistischen Jugendarbeit, die in den folgenden Jahren vor allem von Lessing und Liebel weiterentwickelt wurden.¹⁵⁸

¹⁵⁷ Beispielsweise Widersprüche zwischen ideologischer und realer Lebensperspektive, „angesonnenen“ und tatsächlichen Bedürfnissen, Bedürfnissen und Befriedigungschancen, Leistungserwartung und Leistungsfähigkeit, Selbstbestimmung und Fremdbestimmung, Arbeit und Freizeit (vgl. Giesecke 1980: 170 ff.).

¹⁵⁸ Vgl. Lessing/Liebel 1974.

Zielgruppen einer solchen Jugendarbeit sind zunächst alle Jugendlichen in abhängigen Verhältnissen, die Liebel später eingrenzt auf die proletarische Jugend, da vor allem unter denen die revolutionären Potentiale zu finden seien, „die als industrielle Lohnarbeiter und Lehrlinge den kapitalistischen Ausbeutungsmechanismus unmittelbar am eigenen Leib erfahren“ (Liebel 1971: 15). Im Mittelpunkt einer solchen Jugendarbeit stehen die Interessen Jugendlicher, jedoch nicht wie in den emanzipatorischen Ansätzen die allgemeinen Grundbedürfnisse und zufällig sich ergebende Freizeitinteressen, sondern die objektiven Interessen, die aus den klassen- und schichtspezifischen Lebensbedingungen resultieren. Erklärtes Ziel ist es daher, diese klassenspezifischen Interessen zu eruieren, die Konflikte deutlich zu machen und die Jugendlichen zu befähigen, zu motivieren und zu mobilisieren, „kollektiv-organisiert die kapitalistische Klassenherrschaft zu bekämpfen“ (ebd.: 26). Jugendarbeit ist nach Liebel dementsprechend nicht pädagogische, sondern politische Praxis, die wiederum nur von jenen betrieben werden kann, „die den politischen Kampf selbst tragen“ (ebd.: 26).

Aus diesen knappen Ausführungen wird unschwer erkennbar, dass die anthropologischen Grundbedürfnisse der Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung und die sich daraus ergebenden Interessen Jugendlicher in der antikapitalistischen Jugendarbeit trotz des Anspruchs an deren Orientierung eine unbedeutende Rolle spielen, es sei denn, sie dienen dem Klassenkampf. Dies macht bereits die strategische Einschränkung der Zielgruppe auf die proletarische Jugend deutlich und setzt sich fort in der Unterscheidung zwischen subjektiven Interessen, die passend zum kapitalistischen Herrschafts- und Ausbeutungssystem gesellschaftlich produziert sind und den objektiven Interessen als den tatsächlichen Interessen, wie sie sich ohne diese Zusammenhänge zeigen würden: Interessen Jugendlicher werden erneut instrumentalisiert, in diesem Falle vom antikapitalistischen Klassenkampf. Diese ideologische Ausrichtung scheint mir für die Jugendarbeit wenig dienlich zu sein.

2.2.3 Bedürfnisorientierte Jugendarbeit (Diethelm Damm)

„Denn es ist sowohl wichtig, was der Jugendliche in der Freizeitsituation fühlt, denkt und wünscht, als auch, welche objektiven gesellschaftlichen Faktoren und Erfahrungen dieses Fühlen, Denken und Wünschen beeinflussen.“
(Damm 1977: 43f.)

Damm versucht in seinem Buch „Politische Jugendarbeit“ eine Vermittlung zwischen der emanzipatorischen Theorie Gieseckes und Liebels antikapitalistischer Theorie. Hierzu unterscheidet er zunächst die subjektivistische Bedürfnishypothese von der objektivistischen. Nach der subjektivistischen Bedürfnishypothese sind die wirklichen Interessen¹⁵⁹ die empirisch wahrnehmbaren und feststellbaren, also die, welche Jugendliche ohne großartiges Nachdenken äußern. Eine darauf basierende Jugendarbeit bietet entsprechende Programme an, die bei möglichst vielen Jugendlichen ankommen und i. d. R. nicht gegen die jeweiligen gesellschaftlichen und verbandlichen Normen verstoßen.

Die objektivistische Bedürfnishypothese definiert die wirklichen Interessen Jugendlicher als diejenigen, die sich aus der jeweiligen Klassenlage in dieser kapitalistischen Gesellschaft ableiten lassen. Direkt beobachtbare Bedürfnisse Jugendlicher sind demnach immer falsche, da sie zur Stabilisierung des kapitalistischen Systems dienen, und müssen zugunsten der wahren Interessen als solche mittels politischer Bildungsarbeiter erkannt, überwunden und aufgegeben werden.

In der politischen Jugendarbeit sieht Damm eine produktive Verbindung zwischen beiden Ansätzen. In Anlehnung an Erich Fromm geht er davon aus, dass die existentiellen Bedürfnisse des Menschen wie Geborgenheit, Kreativität, Verwurzelung, Identität und Orientierung per se einen emanzipatorischen Charakter haben, da der Mensch als vernunftbegabtes Wesen sich seiner Getrenntheit von der Natur und anderen Menschen und seiner Endlichkeit bewusst ist und bestrebt ist, seine Machtlosigkeit, Isolation und Verlorenheit zu überwinden.¹⁶⁰ Demzufolge impliziert jede empirische Interessensartikulation immer auch objektive Interessen, wenngleich diese aber erst erkannt werden

¹⁵⁹ Damm verwendet die Begriffe „Bedürfnis“ und „Interesse“ synonym, da „in subjektiven Bedürfnisartikulationen immer auch Elemente des objektiven Interesses enthalten sind, wie das gleiche auch umgekehrt gilt“ (Damm 1977: 50).

¹⁶⁰ Vgl. Teil I / Kap. 1.3.

müssen, da die Bemühungen des Menschen, seine existentiellen Bedürfnisse zu befriedigen, von den gesellschaftlichen Verhältnissen im Dienste des Kapitalismus behindert und blockiert werden. Anhand von „Bedürfniskomponenten“, die sich in seinen verschiedenen empirischen Forschungen in der Jugendarbeit herauskristallisierten illustriert er, welche objektiven Interessen in den Interessensaussagen der befragten Jugendlichen verborgen liegen.

Der traditionellen Jugendarbeit mit ihren üblichen Programmen und Beschäftigungsangeboten attestiert er vor diesem Hintergrund die Reduzierung jugendlicher Bedürfnisse auf den Freizeitbereich, die Kompensation von im Alltag erlebten Defiziten und die Priorität von Verbandsinteressen (vgl. Damm 1977: 80f.). Emanzipatorische Jugendarbeit müsse vielmehr den gesellschaftspolitischen Entstehungshintergrund von empirisch wahrnehmbaren Bedürfnissen bewusst machen und so subjektive und objektive Bedürfnisselemente produktiv aufeinander beziehen, wofür sich nach Damm die außerschulische Bildungsarbeit anbietet.

Damms Theorieversuch hat für mein Erkenntnisinteresse einen bestimmten Charme, da er die existentiellen Bedürfnisse in Anlehnung an Fromm zum Ausgangspunkt der Jugendarbeit macht. Dieser Charme verliert sich jedoch durch die Instrumentalisierung der Bedürfnisse und Interessen Jugendlicher für eine Ideologie, in welcher diese nach „richtig“ und „falsch“ bzw. in Damms Verständnis nach „objektiv“ und „subjektiv“ unterschieden werden. Die von ihm vorgeschlagenen Handlungskonzepte für eine bedürfnisorientierte Jugendbildungsarbeit werfen zudem Fragezeichen auf, da sich seine Forschungen auf bereits politisch interessierte Jugendliche beziehen und wenig Anhaltspunkte bieten für eine Arbeit mit dem großen Rest der nicht politisch engagierten Mädchen und Jungen.

2.3 Entideologisierung der Jugendarbeit (seit Mitte der 1980er Jahre)

Nach den Theoriedebatten der 1960er und 1970er Jahre wurde es in den einschlägigen Fachzeitschriften stiller um die allgemeinen Theorieentwürfe für die Jugendarbeit. Umso mehr Konjunktur erfuhren dafür die wiederholt heraufbeschworene Krise der Jugendarbeit¹⁶¹ und die Ausdifferenzierung von Praxiskonzepten, Arbeitsformen und Methoden, wie z. B. Mädchen- und Jungenarbeit, mobile Jugendarbeit, Erlebnis- und Abenteuerpädagogik, interkulturelle Jugendarbeit, Jugendkulturarbeit oder cliquenbezogene Jugendarbeit. Auch die Kinder wurden zunehmend als Zielgruppe, vor allem in den Jugendfreizeiteinrichtungen, entdeckt.

Diese Entwicklungen können als Ergebnis der gesellschaftlichen Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung samt der impliziten Veränderungen für Kinder und Jugendliche, der zunehmenden Professionalisierung der Jugendarbeit und der wachsenden Inpflichtnahme der Kinder- und Jugendarbeit für sozial- und jugendpolitisch verursachte Problemlagen wie z. B. Jugendarbeitslosigkeit, Gewalt, politischen Extremismus oder Fremdenfeindlichkeit gedeutet werden, worauf in diesem Rahmen nicht weiter eingegangen werden kann.

Mitte der 1980er Jahre gewinnt schließlich die allgemeine Theoriediskussion wieder an Bedeutung. Raumorientierung¹⁶², Subjektorientierung¹⁶³ und Lebensweltorientierung¹⁶⁴ bestimmen bis heute die Debatte, die als eine Entideologisierung der Ansätze in den 1970er Jahren verstanden werden kann und als eine Restituierung von Müllers, vor allem aber von Mollenhauers Theorieversuch von 1964: Böhnisch und Münchmeier richten 1987 in ihrer Veröffentlichung mit dem provokanten Titel „Wozu Jugendarbeit?“ den Blick auf die bisherige Theorie und Praxis von Jugendarbeit und führen mit der „Raumorientierung“ eine bis heute aktuelle theoretische und konzeptionelle Perspekti-

¹⁶¹ Dafür werden folgende Gründe angeführt: die empirisch nicht belegbare Annahme von Mittelkürzungen, die Zentralisierung und Bürokratisierung der Jugendarbeit, die Schwierigkeiten, adäquate Antworten auf die sich im Zuge von Individualisierung und Pluralisierung veränderten Lebenswelten von Mädchen und Jungen zu finden und nicht zuletzt der rasant wachsende kommerzielle Jugendfreizeitmarkt (vgl. Thole 2000: 238f.).

¹⁶² Vgl. Böhnisch/Münchmeier 1987; 1990; Böhnisch/Rudolph/Wolf 1998.

¹⁶³ Vgl. Scherr 1997.

¹⁶⁴ Vgl. Thiersch 1992; BMJFFG 1990.

ve für die Kinder- und Jugendarbeit ein. Scherr greift 1997 mit seiner Veröffentlichung „Subjektorientierte Jugendarbeit“ die emanzipatorische Jugendpädagogik wieder auf und Thiersch verschaffte dem Theorieansatz der Lebensweltorientierung spätestens mit dem von ihm maßgeblich verfassten Achten Jugendbericht aus dem Jahr 1990 breite Aufmerksamkeit nicht nur in der allgemeinen Sozialen Arbeit, sondern auch in der Jugendarbeit.

Diese drei Theorien werden im Folgenden exemplarisch anhand der vier genannten Autoren¹⁶⁵ auf die Frage nach der Bedeutung der Orientierung an den Interessen Jugendlicher abgeklopft, wohl wissend um die Schwierigkeit, dass diese Theorien zahlreiche Schnittmengen haben und nicht immer trennscharf voneinander zu unterscheiden sind. Sie sind sozusagen Farbfilter, durch die der Betrachtungsgegenstand unter einem jeweilig anderen Licht erscheint. Allen gemeinsam ist der konsequente Blick, frei von Ideologien, auf die Lebenslagen, Sozialräume, Lebenswelten und den komplexen Alltag von Mädchen und Jungen.

2.3.1 Sozialräumlich orientierte Jugendarbeit

„Räume sind Bühnen, auf denen pädagogische Aktionen erst stattfinden sollen; Zeiten sind Abschnitte, die erst mit pädagogischen Inhalten gefüllt und durch sie strukturiert werden sollen.“
(Böhnisch/Münchmeier 1987: 92)

Ausgangspunkt der Überlegungen von Böhnisch und Münchmeier zu einer raumorientierten Jugendarbeit ist die Analyse des Strukturwandels von Jugend vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse samt der damit zusammenhängenden Lebensorientierungen Jugendlicher (vgl. ebd.: 1987: 47)¹⁶⁶ und eine Bestandsaufnahme von bisheriger Theorie und Praxis der Jugendarbeit, die sich ihres Erachtens mit „falschen Alternativen“ vielfach blockiert (vgl. ebd.: 29). Statt unproduktiver Richtungsdiskurse über Jugendarbeit als Bildungsarbeit oder Sozialarbeit, als Dienstleistung oder Erziehung, über das pädagogisch „Eigentliche“ der Jugendarbeit oder über das spannungsreiche Verhältnis zwischen Ehren- und Hauptamt erfordert

¹⁶⁵ Die Theorien wurden in den Folgejahren von zahlreichen TheoretikerInnen der Kinder- und Jugendarbeit aufgenommen, was im Rahmen meines Erkenntnisinteresses aber eine untergeordnete Rolle spielt.

¹⁶⁶ Zur Situation von Jugend vgl. Teil I / Kap. 1.

die vergesellschaftete Jugendphase¹⁶⁷ den Abschied von einer pädagogischen Jugendarbeit, die sich ausschließlich auf die „Jugendlichkeit der Jugendlichen“ begründet (vgl. ebd.: 16).

Für die Jugendarbeit ergeben sich für Böhnisch und Münchmeier daraus vier Konsequenzen. *Erstens*: Da Jugend einerseits soziokulturell früh selbstständig ist, ihr andererseits aber die öffentlichen und gesellschaftlichen Zugänge noch verwehrt bleiben, hat Jugendarbeit die Aufgabe, diese Räume samt den darin impliziten Aneignungsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen, damit Jugendliche „sich unter den veränderten Bedingungen und Anforderungen ausdrücken, selbst finden und ihre existentiellen Lebensprobleme bewältigen“ können (ebd.: 80). *Zweitens*: Da Freizeit für Jugendliche zunehmend zur Reproduktionszeit für Schule und Ausbildung geworden ist, greift die bisherige Freizeitpädagogik der Jugendarbeit zu kurz, „denn hinter dem Bedarf nach eigen bestimmter, sinnvoller ‚Freizeitgestaltung‘ verbirgt sich das viel tiefer gehende Bedürfnis, Freizeit als Gelegenheitsstruktur für Treffpunkte, Kontakte, wechselnde Aktivitäten und Ressourcen für die alltägliche Lebensbewältigung zu nutzen“ (ebd.: 81). *Drittens*: Da es „die“ Jugend nicht mehr gibt und die Frage der Benachteiligung einzelner Jugendlicher nicht mehr monokausal zu beantworten ist, muss Jugendarbeit ihren Blick für die Ungleichheiten schärfen und ihre Angebote differenzieren, z. B. nach sozialer Schicht, Geschlecht, Region oder ethnischer Nationalität (vgl. ebd.: 82). *Viertens*: Jugendarbeit muss schließlich nach Altersgruppen differenzieren, da es für jüngere Jugendliche vor allem um die Erschließung und Gestaltung von Lebensräumen, für ältere Mädchen und Jungen vielmehr um Absicherung, Vermittlung und Legalisierung bereits besetzter Räume geht (vgl. ebd.: 82).

Raum und Zeit sind für die Autoren die zentralen konzeptionellen Bausteine einer zeitgemäßen Jugendarbeit. „Raum“ verstehen sie als sozialen Raum, der vielfältige Aneignungsqualitäten für jugendkulturelle Stile, Geselligkeit, für Erfahrungen von Zugehörigkeit und Abgrenzung bietet, die lokale Sozialstruktur und die lokale Geschichte widerspiegelt, gestaltbar ist und auch wieder verlassen werden kann (vgl. ebd.: 106ff.). Die Dimension der Zeit bezieht sich auf die Bewusstmachung des jugendlichen Erlebens von Gegenwart und Zukunft. Da der Alltag Jugendlicher geplant und verplant ist,

¹⁶⁷ Jugend kann heute nicht mehr als abgeschlossene Statuspassage, als Moratorium begriffen werden, da sie weit in die Kindheit und in die Erwachsenenwelt hineinwirkt. Vgl. hierzu die Ausführungen zur Entgrenzung, Entstrukturierung und Enttraditionalisierung der Jugendphase in Teil I / Kap. 1.1.2.

liegt nach Meinung der Autoren vor allem in der Gegenwartsorientierung der Jugendarbeit eine zentrale Qualität.

Es ist offensichtlich, dass dieser Ansatz dem zentralen Interesse Jugendlicher nach Räumen explizit entspricht. Versteht man Räume dabei nicht nur als geografische Räume, sondern vielmehr als Sozialräume¹⁶⁸ mit zahlreichen Handlungs-, Experimentier-, Kommunikations- und Gestaltungsmöglichkeiten, die je nach ihrer Aneignungsqualität den Interessen der Jugendlichen nach Geselligkeit, Jugendkultur und Partizipation entsprechen, so bieten „Räume“ vielfältige Optionen zur Befriedigung der Bedürfnisse nach Geborgenheit, Identität, Kreativität, Orientierung und deren Anerkennung.

Der Ansatz wurde in den folgenden Jahren von Böhnisch und Münchmeier weiterentwickelt¹⁶⁹ und von anderen Autoren aufgegriffen und präzisiert. Erwähnt sei hier insbesondere Deinet, der in zahlreichen Veröffentlichungen versuchte, das sozialräumliche Denken in die Praxis der Kinder- und Jugendarbeit zu übersetzen.¹⁷⁰

Für mein Erkenntnisinteresse sind zwei Aspekte bedeutsam, die aus dem konsequenten Blick auf die Mädchen und Jungen resultieren: Zum einen richtet sich der Fokus auf die direkten Sozialräume und Lebenswelten von Jugendlichen, was die Autoren in der veränderten Situation von Jugend vor dem Hintergrund der individualisierten, pluralisierten und entgrenzten gesellschaftlichen Verhältnisse begründen.¹⁷¹ Zum anderen wird der Vielschichtigkeit und Komplexität von Interessen Jugendlicher Rechnung getragen, indem die Lebenswelten und Sozialräumen zum besseren Verstehen der Alltagserfahrungen und zur adäquateren Begleitung von Mädchen und Jungen erkundet werden – im Respekt vor ihren Bedürfnissen und ihren zu leistenden Entwicklungsaufgaben und im Bemühen, sie bei der Realisierung der aus den Bedürfnissen resultierenden Interessen zu unterstützen¹⁷².

¹⁶⁸ Schumann beschreibt die unterschiedlichen Dimensionen des Sozialraums prägnant als Reservoir von Ressourcen, als Netzwerk, als Macht- und Entscheidungsraum, als Ensemble von Kompetenzen, als Kommunikations- und Integrationsraum (vgl. Schumann 1995: 213-215).

¹⁶⁹ Vgl. Böhnisch/Münchmeier 1990; Böhnisch/Rudolph/Wolf 1998.

¹⁷⁰ Vgl. Deinet 1999; Deinet/Sturzenhecker 2001; Deinet/Krisch 2002.

¹⁷¹ Damit weitet sich der bisher einrichtungszentrierte Blick der Jugendarbeit auf den Sozialraum, das Gemeinwesen, den Stadtteil.

¹⁷² In den letzten Jahren wurde hierfür ein vielfältiges Methodenrepertoire zur Sozialraumerkundung entwickelt. (vgl. Ortman 1996; Deinet/ Krisch 2002).

Abschließend sei der eingangs erwähnte „Farbfilter“ nochmals verdeutlicht: Ausgangs- und Mittelpunkt der sozialräumlichen Kinder- und Jugendarbeit ist der Raum als ein zentrales Interesse Jugendlicher, den sie sich mit all seinen vorhandenen Qualitäten aneignen können, der zum Forschungsgegenstand avanciert ist und der je nach Aneignungsqualität implizit den Interessen der Gleichaltrigengeselligkeit, Jugendkultur und Partizipation entspricht.

2.3.2 Subjektorientierte Jugendarbeit (Albert Scherr)

„Jugendarbeit [...] kann und soll als genuin emanzipatorische Praxis verstanden und realisiert werden, die auf das Ziel ausgerichtet ist, Heranwachsenden Bildungsprozesse zum Subjekt, d. h. Entwicklungsmöglichkeiten in Richtung auf eine selbstbewusstere und selbstbestimmtere Lebenspraxis zu eröffnen.“
(Scherr 1997: 8)

Scherr knüpft in seinem Vorschlag einer subjektorientierten Jugendarbeit an die kritisch-emanzipatorische Tradition der Jugendarbeit an, wie sie von Giesecke 1971 formuliert wurde.¹⁷³ Trotzdem diese in der Jugendarbeitstheorie seit den 1980er Jahren angesichts der tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungsprozesse zunehmend in Frage gestellt wird (vgl. Scherr 1997 17) begründet Scherr aus eben diesem Strukturwandel der Gegenwartsgesellschaft heraus eine Rückbesinnung auf die pädagogische Leitidee der Emanzipation: Gerade angesichts der Individualisierungs-, Pluralisierungs- und Entgrenzungsprozesse, des Brüchigwerdens von Traditionen, der Auflösung sozialer Milieus und den daraus resultierenden Anforderungen der Orientierung, Selbstvergewisserung und Lebensbewältigung für die Individuen liegt die heutige Attraktivität der Emanzipationsidee in der *„Möglichkeit, an das grundsätzlich allen Individuen eigene Bedürfnis anzuknüpfen, sich als Subjekt der eigenen Lebenspraxis konkret und alltäglich erfahren zu wollen“* (ebd.: 23; Herv. i. O.). Ziel einer subjektorientierten Jugendarbeit ist demnach, Jugendliche durch die *„Ermöglichung, Anregung und Initiierung von Bildungsprozessen“* (ebd.: 18) in ihrer Subjektwerdung zu unterstützen.¹⁷⁴

¹⁷³ Vgl. Teil I / Kap. 2.2.1.

¹⁷⁴ Das Programm einer subjektorientierten Jugendarbeit weist viele Schnittmengen mit sozialräumlichen und bedürfnisorientierten Theorieansätzen auf, worauf Scherr ausdrücklich verweist (vgl. ebd.: 9f.).

Im Gegensatz zu Gieseckes Entwurf einer emanzipatorischen Jugendarbeit scheint Scherrs Entwurf frei von Ideologie, er stellt das Subjekt in den Vordergrund. Als wesentliche Elemente der Subjektwerdung beschreibt Scherr soziale Anerkennung und Selbstachtung, Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung: Erfahrungen der sozialen Wertschätzung sind unabdingbar für die Entwicklung von Selbstachtung, die wiederum konstitutiv für das Selbstbewusstsein ist. Erst dann ist das Individuum auch fähig zur Selbstbestimmung im Rahmen der jeweils gegebenen sozialen, kulturellen und politischen Verhältnisse (vgl. ebd.: 40ff.). Diese Prozesse der Subjektwerdung sind Bildungsprozesse¹⁷⁵, in denen junge Menschen sich kritisch und selbstreflexiv mit den gesellschaftlichen, politischen oder kulturellen Lebensverhältnissen auseinandersetzen. Subjektorientierte Jugendarbeit konkretisiert sich nach Scherr in einer „mäeutischen“ Praxis, die „im Wissen um die Grenzen pädagogischen Handelns unterstützt, fördert, anregt und ermöglicht, sowie ganz grundsätzlich die Selbstbestimmungsfähigkeit der sich selbst bildenden Individuen respektiert“ (ebd.: 62).

Ausgangspunkt einer subjektorientierten Jugendarbeit ist die Auseinandersetzung mit den Lebenslagen der Jugendlichen vor Ort, in ihrem Stadtteil, in ihrem Gemeinwesen und die darin begründeten Bedürfnisse und Interessen¹⁷⁶, welche zunächst Orte erfordern, an denen sie entwickelt werden können. Darauf aufbauend hat eine subjektorientierte Jugendarbeit die Bearbeitung jener Problemlagen zu gestalten, die weder in der Freizeitindustrie, der Familie, der Schule oder der Gleichaltrigengruppe Berücksichtigung finden: „Anzusetzen ist an den je konkreten Beschädigungen, Begrenzungen und Behinderungen einer selbstbewussten und selbstbestimmten Lebensgestaltung“ (ebd.: 142). Hier ist – wenn auch nicht so deutlich wie bei Giesecke – ebenfalls eine gewisse „Missionierung“ zu erkennen: Obwohl Scherr die Bedürfnisse und Interessen zum Ausgangspunkt von Jugendarbeit bestimmt, führt er doch „aufbauend“ darauf die Auseinandersetzung mit den „Beschädigungen, Behinderungen und Begrenzungen“ als eigentliches Ziel des pädagogischen Tuns und Lassens ins Feld.

Davon abgesehen ist die Subjektorientierung an sich für mein Erkenntnisinteresse ergebnisreich, da ihr die Orientierung an den Bedürfnissen und Interessen der Individuen per se implizit ist. Wie sich die Orientierung an den Interessen Jugendlicher konkretisiert

¹⁷⁵ In Anlehnung an den Bildungsbegriff von Hartmut von Hentig versteht Scherr Bildung als das Angebot von Gelegenheiten für junge Menschen, die Subjektbildung ermöglichen (vgl. ebd.: 60).

¹⁷⁶ Scherr führt die Unterscheidung in Bedürfnisse und Interessen nicht weiter aus.

bleibt bei Scherr jedoch in weiten Teilen offen, bis auf den Hinweis, dass Bedürfnisse und Interessen zunächst Orte der Entwicklung brauchen: Es kann nicht von klar artikulierten Interessen ausgegangen werden, denen die Jugendarbeit mit konkreten Angeboten begegnet, vielmehr hat Jugendarbeit die Aufgabe, eine feinsinnige Erkundung der Interessen Jugendlicher zu betreiben.

2.3.3 Lebensweltorientierte Jugendarbeit (Hans Thiersch)¹⁷⁷

„Wir dürfen uns nicht mit der Oberfläche zufrieden geben, die Jugendliche zeigen, sondern müssen auch dahinter fragen, ob es noch andere Möglichkeiten und Deutungen gibt, an die anzuknüpfen sich lohnen würde oder denen Raum zu geben sinnvoll wäre.“

(Thiersch 2004: 96)

Lebensweltorientierung ist ein weiterer „Farbfilter“, durch den man Theorie und Praxis der Jugendarbeit betrachten kann. Mit Blick auf die gesellschaftlichen Entwicklungen der Pluralisierung von Lebenswelten und Individualisierung von Lebensläufen¹⁷⁸ richtet das Theoriekonzept der Lebensweltorientierung den Fokus hartnäckig auf die Interessen und Bedürfnisse der AdressatInnen, auf die Vielschichtigkeit und Komplexität des Alltags, seine Widersprüchlichkeiten zwischen Scheitern und Gelingen und auf die dafür „notwendigen“ Strategien der Lebensbewältigung.¹⁷⁹

Spätestens mit dem Achten Jugendbericht (BMJFFG 1990) und der Neufassung des SBG VIII bzw. KJHG im Jahre 1990 ist Alltags- und Lebensweltorientierung zum Synonym einer modernen Kinder- und Jugendhilfe geworden und damit auch einer modernen Jugendarbeit als Teil der Jugendhilfe. Die von Thiersch in diesem Bericht formulierten Strukturmaximen Prävention, Alltagsorientierung, Dezentralisierung/ Regionalisierung, Integration und Partizipation (vgl. BMJFFG 1990: 85ff.) markieren den Perspektivwechsel bisheriger Jugendhilfe von „Bearbeitung“ zu Lebensbewältigung, von

¹⁷⁷ Auf die Konkretisierung des Lebensweltkonzeptes für die Jugendarbeit wird in Teil I / Kap. 3.1 ausführlich eingegangen.

¹⁷⁸ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.1.

¹⁷⁹ Im Rahmen meiner Arbeit kann hier nicht auf die theoretischen Traditionslinien, vielfältigen Rezeptionen und Schwierigkeiten in Theorie und Praxis der Alltags- und Lebenswelttheorie eingegangen werden (vgl. hierzu z. B. Thiersch 2005; Bitzan 2000; Grunwald/Thiersch 2001), sondern werden die Aspekte ausgewählt, die für die Jugendarbeit im Allgemeinen und für die Frage der Orientierung an den Interessen Jugendlicher im Besonderen relevant sind.

Einrichtungs- und Institutionenzentriertheit zu AdressatInnennähe, von Segmentierung der Problemlagen zu ganzheitlicher Betrachtung, von Zentralismus zu Sozialräumlichkeit samt ihren regionalen Besonderheiten, von Ausgrenzung zu Gleichheit in Verschiedenheit und von kolonialisierendem ExpertInnenstum zu Respekt vor den AdressatInnen als ExpertInnen ihrer Lebenswelt inklusive ihrer Rechte auf Mitbestimmung und Partizipation. Lebensweltorientierte Arbeit agiert dabei in den Dimensionen der erfahrenen Zeit, des erfahrenen Raumes, der erfahrenen sozialen Bezüge mit dem Ziel der Lebensbewältigung und der Hilfe zur Selbsthilfe (vgl. Grunwald/Thiersch 2004: 32ff.).

Die von Thiersch einleitete „lebensorientierte Wende“ erreichte auch die Jugendarbeit, wenngleich sie in der Theoriediskussion eher randständig aufgenommen wird. Lebensweltorientierung als Ausgangspunkt eines systematischen Nachdenkens über Jugendarbeit findet sich bisher vornehmlich in Ansätzen der Arbeit mit „auffälligen“ Jugendlichen in problembelasteten Milieus, also z. B. in der Arbeit mit rechtsextremen Jugendlichen¹⁸⁰, in Ansätzen der Mobilien Jugendarbeit¹⁸¹ oder in Konzepten der Jugendsozialarbeit¹⁸². Dies ist nach Thole darauf zurückzuführen, dass sich die Strukturmaximen und Dimensionen, in denen sich Alltags- und Lebensweltorientierung konkretisieren, in der Jugendarbeit vielfach wieder finden¹⁸³, jedoch als solche nicht ausgewiesen sind (vgl. Thole 2004: 222). In der Praxis wiederum hat „Lebenswelt“ Hochkonjunktur: In kaum einem Konzept fehlt der Hinweis auf die Lebenswelten Jugendlicher als Orientierung und Begründung für das berufliche Tun und Lassen.¹⁸⁴

Im Folgenden wird das Konzept einer Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit für die Jugendarbeit spezifiziert, um anschließend den Nutzen für mein Erkenntnisinteresse zu bewerten. Ausgangspunkt einer lebensweltorientierten Jugendarbeit sind die Mädchen und Jungen in ihrer erfahrenen Zeit, also „in der jeweiligen Gegenwart und in der Gleichaltrigenkultur, in der Heranwachsende sich ihres Lebensstils und ihrer Möglichkeiten vergewissern“ (Thiersch/Grunwald/Königter 2002 : 171), in ihrem erfahrenen

¹⁸⁰ Beispielsweise Krafelds Ansatz der akzeptierenden Jugendarbeit (vgl. Krafeld 1998).

¹⁸¹ Vgl. Thiersch 1992; Specht 1996.

¹⁸² Vgl. beispielsweise Galuske 2004.

¹⁸³ Beispielsweise sozialräumliche Praxis, Jugendtreffs/Jugendhäuser als Alltagsorte, Partizipation als traditionsreiches konstitutives Element der Jugendarbeit, Integration in Jugendeinrichtungen in Form kontinuierlicher Aus- und Verhandlungsprozesse mit Mädchen und Jungen unterschiedlicher, jugendkultureller Stile und Lebenslagen über Regeln des partnerschaftlichen Umgangs miteinander.

¹⁸⁴ In der Regel wird der Begriff konzeptionell nicht weiterentwickelt.

Raum mit seinen Ressourcen und Aneignungsmöglichkeiten und in den erfahrenen sozialen Bezügen wie Familie, Clique und FreundInnen. Eine lebensweltorientierte Jugendarbeit deutet diese Erfahrungen immer vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Individualisierungs-, Pluralisierungs- und Entgrenzungsprozesse samt ihren immanenten Optionen der Neu- und Umgestaltung, des Gelingens und Scheiterns, des Suchens und Findens, also den Möglichkeiten gelingenderer Lebensbewältigung. In Konsequenz nimmt sie den daraus resultierenden gesellschaftspolitischen Auftrag der Erhaltung und Schaffung positiver Lebensbedingungen für Mädchen und Jungen¹⁸⁵ offensiv wahr.

Konkretisierung erfährt eine lebensweltorientierte Jugendarbeit, welche den Blick hartnäckig auf die Lebenswelten und Lebensverhältnisse der Jugendlichen richtet, in den von Thiersch postulierten allgemeinen Struktur- und Handlungsmaximen: *Allgemeine Prävention*, verstanden als Erhalt und Schaffung belastbarer und unterstützender Infrastrukturen¹⁸⁶ für Jugendliche bedeutet Einmischung, Lobby- und Netzwerkarbeit. *Alltagsorientierung* im Sinne von Niedrigschwelligkeit und Erreichbarkeit von Angeboten, deren Inhalte sich ganzheitlich an den vielfältigen Facetten des jugendlichen Alltags orientieren, hat die Bemühungen der Jugendarbeit um eine möglichst genaue Kenntnis dieses Alltags zur Folge.¹⁸⁷ *Integration* als das respektvolle Neben- und Miteinander von Jugendlichen mit unterschiedlichen Lebenslagen (Geschlecht, Bildung, Sozioökonomie, Migration) und unterschiedlichen Jugendkulturen, konkretisiert sich in den täglichen Aus- und Verhandlungen mit und zwischen Jungen und Mädchen über die Verträglichkeit unterschiedlicher Kommunikationsformen, Raumaneignungsstrategien und deren Grenzen.¹⁸⁸ *Dezentralisierung/Regionalisierung* im Sinne von lokaler und regionaler Passung der Angebote der Jugendarbeit insistiert auf dem sozialräumlichen Blick

¹⁸⁵ Vgl. SGB III V (KJHG) §1 Abs. 3: Jugendhilfe soll zur Verwirklichung des Rechts nach Absatz 1 insbesondere 1. junge Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung fördern und dazu beitragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen, 2. Eltern und andere Erziehungsberechtigte bei der Erziehung beraten und unterstützen, 3. Kinder und Jugendliche vor Gefahren für ihr Wohl schützen, 4. dazu beitragen, positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen.

¹⁸⁶ Vgl. Thiersch/Grunwald/Königter 2002: 173.

¹⁸⁷ In der Jugendarbeit gewinnen – wenn auch noch zögerlich – ethnografische Methoden an Bedeutung (vgl. Lindner 2000).

¹⁸⁸ Im Zuge der zunehmenden Komplexität der Lebenslagen, der Lebensverhältnisse und der Jugendphase insgesamt ist die Unterscheidung in mehr oder weniger benachteiligte Jugendliche obsolet geworden.

inklusive der Option grundlegender institutioneller Umstrukturierungen.¹⁸⁹ *Partizipation*, aus kritisch lebensweltlicher Perspektive betrachtet, geht über die Beteiligung in bestehenden Einrichtungen und Angeboten hinaus. Lebensweltorientierte Jugendarbeit insistiert auf institutionell abgesicherten jugendgemäßen Formen von Partizipation im öffentlichen Raum quer durch alle Politik- und Gesellschaftsbereiche, die Mädchen und Jungen betreffen.

Diese kurze Skizzierung mag deutlich machen, dass das Konzept der Lebensweltorientierung für mein Erkenntnisinteresse sehr ergiebig ist, worauf ich im Rahmen der folgenden Skizze über eine interessenorientierte Jugendarbeit nochmals genauer eingehen werde.

3 Skizze einer interessenorientierten Jugendarbeit

Interessenorientierte Jugendarbeit ist im Bild gesprochen das Destillat aus der Analyse von Jugend und den bisherigen Antworten der Jugendarbeitstheorie darauf: Die anfangs beschriebene gesellschaftliche Situation von Jugend im Kontext ihrer pluralisierten und individualisierten Lebenslagen, die Befindlichkeiten und Bedürfnisse der Mädchen und Jungen vor dem Hintergrund ihrer Entwicklungsaufgaben und deren Konkretisierung in den Interessen¹⁹⁰ erfordern die offensive Berücksichtigung ihrer Interessen in Theorien und Konzepten der Jugendarbeit. Diese wird zwar seit den 1970er Jahren facettenreich proklamiert, gewinnt aber bei genauerer Betrachtung erst in den neueren Ansätzen der Sozialraum-, Subjekt- und Lebensweltorientierung zentrale Bedeutung.¹⁹¹

Im Folgenden wird das Konzept einer interessenorientierten Jugendarbeit zunächst theoretisch verortet. Hierzu bietet sich die Theorie der Lebensweltorientierung an, da sie die Lebenslagen und Lebensverhältnisse von Mädchen und Jugend in den historisch gewordenen gesellschaftlichen Verhältnissen in den Dimensionen des Raumes, der Zeit sowie der sozialen Bezüge zum Ausgangspunkt wählt und damit umfassend auch subjekt- und sozialräumliche Theorien integriert. Sie bietet sich weiterhin an, da die Interessen Jugendlicher, nämlich Gleichaltrigengeselligkeit, Räume, Jugendkultur

¹⁸⁹ Sozialräumlich angesiedelte Jugendtreffs erhalten damit Vorfahrt vor zentralen prestigeträchtigen Zentralen Jugendfreizeiteinrichtungen.

¹⁹⁰ Vgl. Teil I / Kap. 1.

¹⁹¹ Vgl. Teil I / Kap. 2.

und Partizipation, in den Strukturmaximen einer lebensweltorientierten Arbeit zentrale Berücksichtigung finden.

Vor diesem theoretischen Hintergrund werden im Anschluss die wesentlichen Konzeptbausteine einer interessenorientierten Jugendarbeit vorgestellt, nämlich die Gesamtjugend als Zielgruppe, die Interessen Jugendlicher als deren zentraler Inhalt, Partizipation und jugendpolitische Einmischung als wesentliche Arbeitsprinzipien sowie Kooperation und Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen als übergeordnetes Ziel.

Abschließend wird den Realisierungsschwierigkeiten des Konzeptes einer interessenorientierten Jugendarbeit in der Konfrontation mit der Praxis nachgegangen, die zum einen in den externen sozial- und bildungspolitischen Ansprüchen an die Jugendarbeit und zum anderen intern im Arbeitsfeld selbst begründet liegen.

3.1 Interessen Jugendlicher im Kontext der Lebensweltorientierung

Wie bereits ausgeführt, wird Lebensweltorientierung in Konzepten der Jugendarbeit vielfältig strapaziert, aber wenig präzisiert in Bezug auf die Bedeutungen und Konsequenzen, die sich daraus für die Gestaltung von Inhalten, Strukturen und Einrichtungen sowie für das professionelle Tun und Lassen ergeben (müssen).¹⁹² Es ist mir daher ein Anliegen, zunächst die Philosophie des Konzeptes der Lebensweltorientierung in seiner Gesamtheit knapp in Erinnerung zu rufen, ohne welche die allgemein bekannten Strukturmaximen der Alltagsorientierung, Prävention, Dezentralisierung/ Regionalisierung, Partizipation und Integration in ihren Dimensionen des Raumes, der Zeit und der sozialen Bezüge mehr oder weniger beliebige Arbeitsansätze respektive allgemeine Worthülsen in Arbeitskonzepten bleiben. Im Anschluss daran wird dem Stellenwert der zentralen Interessen Jugendlicher¹⁹³ in den lebensweltlichen Strukturmaximen genauer nachgegangen.

¹⁹² Vgl. Teil I / Kap. 2.3.3.

¹⁹³ Vgl. Teil I / Kap. 1.5.

3.1.1 Das Konzept der Lebensweltorientierung genauer betrachtet

Im Mittelpunkt des Konzeptes der Lebensweltorientierung steht der Mensch in seinen heutigen historischen, kulturellen und sozialen Verhältnissen vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Verhältnisse der Individualisierung und Pluralisierung samt den einhergehenden Prozessen der Enttraditionalisierung, Entstrukturierung sowie Entgrenzung mit der Aufgabe der Bewältigung dieses komplexen Lebens samt seinen Zumutungen und Chancen (vgl. Thiersch 2000: 40). Dieser vieldimensionale Ausgangspunkt kann gar nicht oft genug wiederholt werden, da er immer noch häufig in Vergessenheit gerät mit den Folgen einer „Subjektorientierung light“ (Bitzan 2000: 337), im Zuge derer dem Subjekt die sozialen respektive politischen Verhältnisse wegetuschiert werden oder einer Partizipation, verstanden als „Zustimmungsgewinn“ (ebd.: 337), die sich auszeichnet durch den moralischen Zeigefinger zur Partizipation in vorgegeben Strukturen (i. d. R. auf Gestaltung begrenzt und entscheidungsabstinent) oder einer „Reprivatisierung der Lebenswelt“ (Thiersch 2005: 247) im Dienste des Neoliberalismus und Neokonservatismus, welche soziale Probleme und soziale Ungerechtigkeit unter dem Zeichen effektiver und effizienter Ökonomie in die Verantwortung der Individuen abschiebt: „Lebenswelt und Lebensweltorientierung verdecken so [...] die Konfliktstruktur des Lebens im biografischen und im sozialen, politischen Raum und ebenso die Chancen, Voraussetzungen und Notwendigkeiten einer unverstellten Arbeit in ihnen“ (ebd.: 248).¹⁹⁴

Ausgehend von diesem Mittelpunkt „Mensch“ also, in all seinen komplexen Bezügen und Verhältnissen hat das Konzept der Lebensweltorientierung die Stärkung sozialer Gerechtigkeit zum Ziel, ist folglich grundsätzlich misstrauisch gegenüber institutionellen und professionellen Standortbestimmungen, reflektiert strukturelle Rahmenbedingungen kritisch und mischt sich ressortübergreifend offensiv und parteilich für die AdressatInnen ein. Respekt ist im Konzept der Lebensweltorientierung eine Grundhaltung: Respekt vor dem Alltag der Menschen, ihren Befindlichkeiten, Bedürfnissen und Interessen, ihren Bewältigungsstrategien, ihren Arrangements sowie Routinen. Die „De-konstruktion der Pseudokonkretheit des Alltags“ (Grunwald/Thiersch 2004: 24) wiederum ist das konfliktreiche Pendant hierzu: Im Wissen um die Eigensinnigkeit von Lebensverhältnissen werden Strukturen im Alltag sichtbar gemacht mit dem Ziel, Optionen für ein gelingenderes Leben zu gewinnen, also Hilfe zur Selbsthilfe.

So verstanden birgt das Konzept der Lebensweltorientierung doppelten Sprengstoff: Zum einen stellt es die gesellschaftlichen Verhältnisse mit Blick auf die Gretchenfrage der sozialen Gerechtigkeit kontinuierlich in Frage, zum anderen aber auch die Institutionen Sozialer Arbeit in deren struktureller und inhaltlicher Passung für diese komplexen Bewältigungsaufgaben im Spannungsfeld zwischen Respekt vor dem Alltag und der Sensibilität für Verdeckungszusammenhänge in Abhängigkeit von Lebenslagen wie z. B. Armut, Migration oder Geschlecht.

Konkretisierung findet die Philosophie des Lebensweltkonzeptes in den von Thiersch formulierten Strukturmaximen und Dimensionen, die ebenso wie die oben beschriebenen komplexen Zusammenhänge in ihrer Gesamtheit betrachtet werden müssen entsprechend der aristotelischen Erkenntnis, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Mit Blick auf das Feld der Jugendarbeit bedeutet dies: Ohne die Maxime der allgemeinen Prävention gerät die notwendige Gestaltung und Schaffung von positiven Lebensbedingungen für die Mädchen und Jungen aus dem Blick. Ohne Alltagsnähe wird man den komplexen Lebenslagen und Lebensverhältnissen Jugendlicher nicht gerecht. Ohne Dezentralisierung/Regionalisierung bleiben die dem Sozialraum immanenten Ressourcen für eine gelingendere Lebensbewältigung unberücksichtigt samt den Synergien, die aus den optionalen Vernetzungs- und Kooperationsstrukturen resultieren können. Ohne Integration verstanden als Gleichheit in Differenz kommen die bekannten Mechanismen der Ausgrenzung und Stigmatisierung wieder zum Zuge. Ohne Partizipation im Sinne von Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen und aktiver Teilnahme an der Gestaltung sozialer und politischer Verhältnisse sowie der darin agierenden Institutionen kehren wir zu oben beschriebener Privatisierung sozialer Probleme und Ungerechtigkeiten zurück.

Die Strukturmaximen müssen also in ihrer Gesamtheit die Praxis der Jugendarbeit durchweben und sie müssen dies tun im Wissen um die Dimensionen der Zeit, des Raumes und der sozialen Bezüge: Jugendarbeit hat es mit Mädchen und Jungen in der Lebensphase der Pubertät zu tun mit all den zu bewältigenden Entwicklungsaufgaben des Frau- bzw. Mannwerdens, der Neugestaltung sozialer Beziehungen, des Entwurfs von Perspektiven sowie der Identitätsfindung¹⁹⁵. Diese ist biografisch eine sehr intensive Zeit, die mit dem Brüchigwerden von verlässlichen Traditionen und Milieus und der

¹⁹⁴ Auf die Verkürzungen des Lebensweltkonzeptes in der Jugendarbeit gehe ich später ein.

¹⁹⁵ Vgl. Teil I / Kap. 1.4.

Auflösung der Jugendphase als Moratorium sich zusätzlich verdichtet. Jugendarbeit hat es im weiteren mit jungen Menschen zu tun in ihren je individuell erfahrenen Räumen als Mädchen oder Jungen, in ländlichen oder städtischen Strukturen, in ressourcenreichen oder ressourcenarmen Sozialräumen sowie in zunehmend medialen Räumen. Die Dimension des Raumes hat für Jugendliche eine besondere Bedeutung, da sie mit ihrem Interesse der Gleichaltrigengeselligkeit auf öffentliche Räume respektive öffentlich inszenierte Räume angewiesen sind und sich eben aufgrund ihrer Lebensphase Jugend noch nicht in der räumlichen Privatheit von Partnerschaft oder Familie bewegen. Die Dimension der sozialen Bezüge schließlich lenkt die professionelle Aufmerksamkeit auf das Beziehungsgeflecht der Mädchen und Jungen in der Familie, im Kontext der Jugendarbeit vor allem auf den FreundInnenkreis, die Clique oder die unterschiedlichen Jugendszenen. Auch diese Dimension hat für junge Menschen eine zentrale Bedeutung, da die Gleichaltrigengruppe im Prozess der Neugestaltung sozialer Beziehungen von enormer Wichtigkeit ist.¹⁹⁶ Das Konzept der Lebensweltorientierung kann also nur in dieser Gesamtheit der Strukturmaximen in ihren jeweiligen Dimensionen der Zeit, des Raumes und der sozialen Bezüge vor dem Hintergrund der eingangs beschriebenen Philosophie des Lebensweltkonzeptes wirken. Ohne diese Gesamtheit verliert es seine sozialpolitische Sprengkraft und gerät in die oben beschriebenen Missverständnisse, Verkürzungen und Gefahren.

Warum das Konzept trotz seines Charmes in der Theoriediskussion der Jugendarbeit nur eine marginale Rezeption erfährt, kann nur vermutet werden. Thole/Küster führen hierzu an, „dass die entworfene Programmatik einer ‚Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit‘ für den Bereich der Kinder- und Jugendarbeit nicht erst entworfen werden muss, da sie – quasi als Sammlung evidenter Prinzipien – dort bereits fest verankert ist“ (2004: 223). M. E. ist diese Erklärung zu kurz gegriffen: Obwohl die Maximen der Jugendarbeit wie Alltagsnähe, Offenheit, Freiwilligkeit, Partizipation und Diskursivität eine lange Tradition haben und die sozialräumlichen¹⁹⁷ und subjektorientierten¹⁹⁸ Konzepte wesentliche Meilensteine in der Theoriediskussion der Jugendarbeit darstellen, werden sie wenig stringent zueinander in Zusammenhang gebracht und bleiben dadurch in

¹⁹⁶ Vgl. Teil I / Kap. 1.4.1

¹⁹⁷ Vgl. Böhnisch/Münchmeier 1987, 1990; Böhnisch/Rudolph/Wolf 1998; Deinet 2005.

¹⁹⁸ Vgl. Scherr 1997, 2000.

theoretischen und praktischen Beliebigkeiten verhaftet mit mäßiger sozialer und politischer Gestaltungskraft.

3.1.2 Interessen Jugendlicher in den lebensweltlichen Strukturmaximen

Die zentralen Interessen Jugendlicher wie Gleichaltrigengeselligkeit, Räume, Jugendkultur und Partizipation finden in den Strukturmaximen des Konzeptes der Lebensweltorientierung vielfältige Berücksichtigung: Sie lässt sich sozusagen in einer präventiven, alltagsnahen, dezentralen, integrativen und partizipativen Praxis gar nicht verhindern. Bei genauer Betrachtung lassen sich alle zentralen Interessen Jugendlicher in allen Strukturmaximen verorten. Dennoch möchte ich im Folgenden eine Fokussierung in Form der Zuordnung ausgewählter Interessen zu den einzelnen Strukturmaximen vornehmen¹⁹⁹, um die Potenziale der Maximen für die einzelnen Interessen deutlicher konturieren zu können.

Prävention

Diese Strukturmaxime ist die einzige, der ich eingangs alle Interessen zuordnen möchte, was im umfassenden Charakter dieser Maxime begründet liegt. Mit Prävention ist allgemeine Prävention im Sinne der Gestaltung von Lebensverhältnissen und der Förderung positiver Lebensumstände der Mädchen und Jungen (vgl. BMJFFG 1990: 85) gemeint, in Abgrenzung gegenüber einem Präventionsverständnis, das defizitorientiert auf die Verhinderung von Schwierigkeiten und Krisen setzt. Prävention zielt also auf den Abbau respektive die Verhinderung von Benachteiligung und die Gestaltung positiver Lebensbedingungen für die Mädchen und Jungen, in denen sie ihre Grundbedürfnisse nach Geborgenheit Kreativität, Identität, Orientierung und deren Anerkennung, im Kontext ihrer Entwicklungsaufgaben individuell und sozial verträglich befriedigen können. Damit spielt in dieser Strukturmaxime per se die Gesamtheit der Interessen Jugendlicher eine wesentliche Rolle, da in den Interessen - wie bereits ausführlich dargelegt²⁰⁰ - die Befriedigung dieser Grundbedürfnisse ihren Ausdruck findet.

Prävention im allgemeinen Verständnis konkretisiert sich folglich vor diesem Hintergrund erstens in der Förderung von Gleichaltrigengeselligkeit als Entwicklungs- und

¹⁹⁹ Mit Ausnahme der Strukturmaxime Prävention.

²⁰⁰ Vgl. Teil I / Kap. 1.5.

Experimentierraum für die Neugestaltung sozialer Beziehungen, die Identitätsfindung sowie die Entwicklung von Perspektiven, zweitens in der Bereitstellung institutioneller und öffentlicher Räume hierfür, in denen Jugendliche Freiräume für ihre jugendkulturellen Inszenierungen haben und drittens in der Implementierung von Partizipationsstrukturen, die den Mädchen und Jungen Mitsprache, Mitbestimmung und Mitentscheidung ermöglichen bei der Gestaltung dieser angestrebten positiven Lebensverhältnisse.

Alltagsnähe

Diese Strukturmaxime zielt auf die Zugänglichkeit im Alltag, die Niedrigschwelligkeit der Angebote und den ganzheitlichen Blick auf die AdressatInnen in ihren Lebensverhältnissen und Lebenslagen (vgl. Grunwald/Thiersch 2004: 26). In der Alltagsnähe kommen vor allem die jugendlichen Interessen der Gleichaltrigengeselligkeit und Jugendkultur zum Tragen.

Die Zugänglichkeit im Alltag meint die räumliche und zeitliche Erreichbarkeit der Angebote und ist damit die strukturelle Rahmung für jugendkulturelle Gleichaltrigengeselligkeit, die jenseits der vielfältigen familiären, gesellschaftlichen und schulischen Verpflichtungen insbesondere in offenen, unverbindlichen und wenig reglementierten Settings ihre Qualitäten entfaltet. Die Niedrigschwelligkeit der Angebote wiederum, die z. B. in der Gestaltung einer offenen und freundlichen Atmosphäre, in der Offenheit für unterschiedliche Themen, im unbürokratischen Umgang mit Fragen, Anliegen und Wünschen oder im Respekt vor dem „Nichtstun“ zum Ausdruck kommt, skizziert wiederum den qualitativen Rahmen, innerhalb dessen verschiedene Gruppen und Cliquen unterschiedlicher Jugendkulturen ihrem Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit und jugendkultureller Inszenierung nachgehen können.

Der ganzheitliche Blick auf die Mädchen und Jungen in ihren Lebensverhältnissen und Lebenslagen, ihren sozialen Bezügen, ihren Bedürfnissen und den daraus resultierenden Interessen bildet schließlich den inhaltlichen Rahmen, innerhalb dessen insbesondere die Interessen der Gleichaltrigengeselligkeit und der Jugendkultur ihren Platz finden: Indem der vielfältige Alltag von Mädchen und Jungen in den Dimensionen der Zeit, des Raumes und der sozialen Bezüge zum zentralen Inhalt erklärt wird und Jugendliche somit die Erfahrungen von Anerkennung ihrer komplexen Lebens- und Erlebenswelten machen, wird die wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung des produktiven Potenzials dieser beiden Interessen geschaffen respektive kann die Befriedigung dieser beiden zentralen Interessen besser gelingen.

Dezentralisierung/Regionalisierung

Diese Strukturmaxime meint die Zugänglichkeit der Angebote vor Ort (Dezentralisierung) sowie die Einbettung in die gewachsenen lokalen und regionalen Strukturen (Regionalisierung)²⁰¹, woraus in der Summe die sozialräumliche Ausrichtung der Einrichtungen und Angebote resultiert. Diese Strukturmaxime möchte ich insbesondere unter dem Fokus der Interessen Jugendlicher nach Räumen und nach Partizipation genauer betrachten.

Räume als Orte jugendkultureller Gleichaltrigengeselligkeit müssen entsprechend des spontanen und unverbindlichen „Gelegenheitscharakters“ der Geselligkeit vor Ort im direkten Lebensumfeld Jugendlicher mit wenig organisatorischem Aufwand respektive bürokratischen Hindernissen zugänglich sein. Dies betrifft nicht nur Räume in Institutionen und Einrichtungen, sondern auch öffentliche Räume wie Straßen und Plätze, Spiel- und Freiflächen. Dezentrale Raumressourcen kommen also dem Interesse Jugendlicher sehr entgegen und tun dies umso mehr, wenn sie als Begegnungs-, Aktions-, Erlebnis-, Schutz-, Rückzugs- oder Experimentierräume gestaltbar sind, also die Mädchen und Jungen zur Aneignung einladen. Es ist zu vermuten, dass die Aneignungspotenziale in überschaubaren regionalen institutionellen und öffentlichen Räumen mehr gegeben sind als in großen zentralen Einrichtungen respektive zentralen öffentlichen Plätzen. Zudem ist anzunehmen, dass durch die Einbettung in die Strukturen des direkten Wohn- und Lebensumfeldes trotz dem darin immanenten Konfliktpotenzial (wie z. B. Lautstärke, Müll) bei den Mädchen und Jungen das Gefühl der Zugehörigkeit zum Gemeinwesen gefördert und durch die Präsenz Jugendlicher vor Ort die öffentliche Wahrnehmung von Mädchen und Jungen als Mitglieder bzw. JungbürgerInnen im Gemeinwesen positiv beeinflusst wird.

In der Strukturmaxime der Dezentralisierung/Regionalisierung ist weiterhin das Interesse Jugendlicher nach Partizipation gut aufgehoben: Wie bereits beschrieben²⁰² ist dieses Interesse im Vergleich zu den Interessen Gleichaltrigengeselligkeit, Raum und Jugendkultur ein eher „verborgenes“, da es nur im Kontext der anderen Interessen gelesen werden kann: Es wird i.d.R. dann virulent, wenn es um die Gestaltung des erfahrbaren Alltags der Mädchen und Jungen geht bzw. die Aneignung ihres unmittelbaren Lebens- und Wohnumfeldes. In der Strukturmaxime der Dezentralisierung/ Re-

²⁰¹ Vgl. Grunwald/Thiersch 2004: 26.

²⁰² Vgl. Teil I / Kap. 1.5.4.

gionalisierung ist vor diesem Hintergrund ein hohes Partizipationspotenzial zu vermuten, da die Einrichtungen und Angebote vor Ort den Mädchen und Jungen überschaubare Experimentierräume zur Mitsprache, Mitgestaltung, Mitwirkung und Mitentscheidung in den sie unmittelbar betreffenden Angelegenheiten bieten.

Integration

Diese Strukturmaxime trägt der notwendigen Einheit der Jugendhilfe Rechnung: Die Zuordnung von Mädchen und Jungen mit besonderen Belastungen in spezialisierte Felder der Jugendhilfe bedeutet Ausgrenzung und Stigmatisierung, die im Widerspruch zum Anspruch einer ganzheitlichen Förderung steht und auch obsolet geworden ist vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse, im Rahmen derer es schwierig wird, zu definieren, welche Jugendlichen besondere Belastungen bewältigen müssen, da – wie bereits ausgeführt²⁰³ – die gesamte Altersgruppe Jugend besonderen Belastungen ausgesetzt ist. Dementsprechend zielt diese Strukturmaxime auf das Neben- und/ oder Miteinander von Mädchen und Jungen unterschiedlicher Lebenslagen (Geschlecht, Migration, Armut, Bildung, etc.) aus unterschiedlichen Lebensverhältnissen sowie unterschiedlicher jugendkultureller Couleur. Integration bedeutet folglich im Wesentlichen die „Anerkennung von Unterschiedlichkeiten auf der Basis elementarer Gleichheit, also Respekt und Offenheit für Unterschiedlichkeit [...] und Räume des Miteinanders“ (Grunwald/Thiersch 2001: 1144).

In dieser Strukturmaxime lassen sich insbesondere die Interessen Gleichaltrigengeselligkeit und Jugendkultur verorten: Die in ihr grundgelegte inhaltliche und atmosphärische Offenheit der Einrichtungen und Angebote für alle Mädchen und Jungen bietet nicht nur den notwendigen Rahmen für unverbindliche Gleichaltrigengeselligkeit, sondern sie ermöglicht auch den Kontakt zu unterschiedlichen Jugendlichen, Cliquen und jugendkulturellen Szenen. Diese der Integration immanente Vielfalt eröffnet Erfahrungs- und Freiräume für neue oder bereits bestehende Freundschaften, für die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Sichtweisen, Meinungen und Standpunkten, für das Experimentieren mit unterschiedlichen jugendkulturellen Stilen inklusive den Optionen des „Ortswechsels“.

²⁰³ Vgl. Teil I / Kap. 1.

Partizipation

Partizipation im Verständnis von Teilhabe und Teilnahme²⁰⁴ meint im allgemeinen Verständnis die Zugänglichkeit gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Ressourcen für Mädchen und Jungen unterschiedlicher Lebenslagen in unterschiedlichen Lebensverhältnissen (Teilhabe) sowie Mitsprache-, Mitgestaltungs-, Mitbestimmungs- und Mitentscheidungsmöglichkeiten in allen Bereichen, die Mädchen und Jungen betreffen (Teilnahme). Daraus ergibt sich zum einen die Notwendigkeit der Schaffung und des Ausbaus von Partizipationsstrukturen im gesellschaftlichen und politischen Raum mit dem Ziel der Gestaltung positiver Lebensbedingungen im Sinne von sozialer Gerechtigkeit für Jugendliche mit oder ohne Migrationshintergrund, aus bildungsfernen oder bildungsnahen Milieus, aus armen oder reichen Verhältnissen. Zum zweiten resultiert aus dieser Strukturmaxime die Implementierung von Beteiligungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten bei der Gestaltung der Einrichtungen und Angebote für die Mädchen und Jungen vor Ort.

In dieser Strukturmaxime findet selbsterklärend das Interesse Partizipation zentrale Berücksichtigung, aber auch die Interessen Räume und Jugendkultur können hier verankert werden: Wenn Partizipation im oben beschriebenen Sinne von Teilhabe und Teilnahme ernst genommen wird, dann sind diese beiden Interessen als wesentliche Elemente von Partizipation zu verstehen, die sich in der Bereitschaft konkretisiert, Mädchen und Jungen an öffentlichen und institutionellen Räumen *teilhabe*n zu lassen und sie in Form ihrer Jugendkulturen gesellschaftlich *teilnehmen* zu lassen.

3.2 Konzept einer interessenorientierten Jugendarbeit

Die konzeptionelle Rahmung einer interessenorientierten Jugendarbeit lässt sich zum einen aus der Situation von Jugend²⁰⁵ und zum anderen aus dem Konzept der Lebensweltorientierung ableiten, in dessen Strukturmaximen die Interessen von Mädchen und Jungen explizit verankert sind²⁰⁶. Im Folgenden werden die wesentlichen Konzeptbausteine skizziert: der Blick auf die Gesamtheit der Mädchen und Jungen als Zielgruppe der Jugendarbeit, deren Interessen als zentraler Inhalt, daraus resultierend

²⁰⁴ Vgl. Teil I / Kap. 1.5.4.

²⁰⁵ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.

Partizipation und Einmischung als wesentliche Arbeitsprinzipien mit dem übergeordneten Ziel der Kooperation und Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen.

3.2.1 Die Zielgruppe: Gesamtjugend

Der Blick auf die Gesamtheit der Mädchen und Jungen als Zielgruppe einer interessenorientierten Jugendarbeit bietet sich ob ihrer gesellschaftlichen Wirklichkeit und aus lebenswelttheoretischer Sicht an: Die gesellschaftlichen Individualisierungs-, Pluralisierungs- und Ökonomisierungsprozesse mit der einhergehenden Entgrenzung, Entstandardisierung und Entraditionalisierung der Jugendphase machen die Benachteiligung einzelner Mädchen und Jungen als Begründung für die Jugendarbeit obsolet, da Jugend insgesamt gesellschaftlich benachteiligt ist.²⁰⁷ Die Frage, wer die Angebote von Jugendarbeit „nötig“ hat, steht im Widerspruch zur gesellschaftlichen Wirklichkeit der Mädchen und Jungen, die sich durch vielschichtig verwobene Lebenslagen, Lebensverhältnisse und individuelle Lebensbewältigungsstrategien samt ihren impliziten Risiken und Chancen, Bevorzugungen und Benachteiligungen auszeichnet. Vor diesem Hintergrund muss sich der Blick auf alle Mädchen und Jungen richten, was auch dem normativen Auftrages der Schaffung und Erhaltung positiver Lebensbedingungen²⁰⁸ sowie dem daraus resultierenden jugendpolitischen Auftrag der Einmischung und Lobbyarbeit entsprechen würde.

Aus lebensweltlicher Sicht lässt sich der Blick auf die Gesamtheit der Mädchen und Jungen aus den Strukturmaximen der Prävention²⁰⁹ und der Integration²¹⁰ ableiten. Prävention, verstanden als Gestaltung positiver Lebensverhältnisse mit dem Ziel eines gelingenderen Alltags richtet per se den Blick auf alle Mädchen und Jungen. Integration wiederum zielt im lebensweltlichen Sinne von Gleichheit in Differenz auf Nicht-Ausgrenzung respektive Nicht-Stigmatisierung, also für die Offenheit von Einrichtungen und Angeboten für Mädchen und Jungen unterschiedlicher Lebenslagen (Migration,

²⁰⁶ Vgl. Teil I / Kap. 3.1.2.

²⁰⁷ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.

²⁰⁸ §1 Abs. 3, KJHG.

²⁰⁹ Vgl. Teil I / Kap. 3.1.1.

²¹⁰ Vgl. Teil I / Kap. 3.1.1.

Geschlecht, Armut), mit unterschiedlichen Lebensverhältnissen samt den daraus resultierenden eventuellen Problemlagen.

Die Rückbesinnung auf die „Gesamtjugend“ als Zielgruppe der Jugendarbeit meint dabei nicht, alle Jugendlichen eines Wohngebietes, eines Stadtteils oder einer Stadt in bestehende Angebote und Einrichtungen der Jugendarbeit zu einzubinden. Dies wäre kontraproduktiv, da zum einen die Attraktivität der Angebote und Einrichtungen wesentlich durch die räumlichen und jugendkulturellen Aneignungsqualitäten bestimmt ist und somit per se eine bestimmte Exklusivität für andere Cliques und Individuen impliziert. Zum anderen haben die Angebote und Einrichtungen für Mädchen und Jungen je nach ihren Lebenslagen, den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und den daraus resultierenden Interessen nur in Teilen oder auch gar keine Bedeutung, was ich am Beispiel eines Stadtteiljugendtreffs skizzieren möchte: Der Jugendtreff kann für Jugendliche, die in der elterlichen Wohnung ausreichende Möglichkeiten haben, sich mit Freunden zu treffen, uninteressant sein. Von Bedeutung wiederum könnte der Musikübungsraum im Jugendtreff sein, da sie ihrem Interesse, Musik zu machen, zu Hause nicht nachgehen können. Für die Skaterszene dagegen kann der Jugendtreff völlig bedeutungslos sein, da sie für ihre jugendkulturelle Inszenierung einen Platz mit entsprechendem Inventar brauchen und Unterstützung in ihrem Anliegen.

Der Fokus auf die Gesamtheit der Mädchen und Jungen als Zielgruppe, bedeutet vielmehr, den Blick beständig über die bestehenden Angebote, Einrichtungen und deren NutzerInnen hinaus auf die unterschiedlichen Lebenslagen, Lebensverhältnisse und die daraus resultierenden Bedürfnisse und Wünsche aller Mädchen und Jungen im Gemeinwesen zu richten und Strategien zu entwickeln, wie sie bei der Realisierung ihrer geselligen, jugendkulturellen, partizipativen oder räumlichen Interessen unterstützt werden können.

3.2.2 Der Inhalt: Interessen Jugendlicher

Die Orientierung an den Interessen der Mädchen Jungen als zentraler Inhalt der Jugendarbeit lässt sich zunächst aus der Jugend selbst und dem Eigensinn der Jugendarbeit begründen: Im Kontext der Veränderungen der Jugendphase heute, vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Individualisierungs-, Pluralisierungs- und Entgren-

zungsprozesse²¹¹ samt den daraus resultierenden komplexen Lebenslagen²¹², entwickeln die Mädchen und Jungen auf der Suche nach der Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse²¹³ in ihren konkreten Entwicklungsaufgaben²¹⁴ allgemeine, auf den ersten Blick unspektakuläre Interessen²¹⁵, deren Realisierung wesentlich ist für die Entwicklung zu selbstbewussten und selbstbestimmten Subjekten. Jugendarbeit als dritte Sozialisationsinstanz neben Familie (die vorrangig ihrem Erziehungsauftrag nachkommt) und Schule (die vorrangig ihrem curricularem Bildungsauftrag nachgeht) kann aufgrund ihrer Prinzipien der Freiwilligkeit, Offenheit und Diskursivität wiederum „unmittelbar“, also nicht über ein Erziehungsverhältnis oder verpflichtetes Bildungsverhältnis auf die Interessen der Mädchen und Jungen eingehen, worin ihr in Theorie und Praxis unbestrittenes „Kapital“ liegt.

Die Sinnhaftigkeit der Orientierung an den Interessen Jugendlicher lässt sich zudem aus den fachtheoretischen Empfehlungen ableiten: Trotz mancher ideologischer Verfremdungen in der Vergangenheit²¹⁶, weisen die aktuellen sozialräumlichen²¹⁷ und subjektorientierten²¹⁸ Ansätze in diese Richtung, insbesondere der lebensweltorientierte Ansatz, in dessen Strukturmaximen (Prävention, Alltagsorientierung, Dezentralisierung/Regionalisierung, Integration sowie Partizipation) die Interessen Jugendlicher (Gleichaltrigengeselligkeit, Räume, Jugendkultur und Partizipation) zentral verankert sind, wie bereits ausführlich dargestellt wurde.²¹⁹

Nicht zuletzt ist die Jugendarbeit vor dem Hintergrund ihres allgemeinen und speziellen gesetzlichen Auftrages²²⁰ den Interessen von Mädchen und Jungen ausdrücklich verpflichtet. Seit dem Internationalen Jahr der Jugend im Jahr 1985 erfahren die Interes-

²¹¹ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.

²¹² Vgl. Teil I / Kap. 1.2.

²¹³ Vgl. Teil I / Kap. 1.3.

²¹⁴ Vgl. Teil I / Kap. 1.4.

²¹⁵ Gleichaltrigengeselligkeit, Räume, Jugendkultur und Partizipation (vgl. Teil I / Kap. 1.5.).

²¹⁶ Vgl. Teil I / Kap. 2.2.

²¹⁷ vgl. Teil I / Kap. 2.3.1.

²¹⁸ vgl. Teil I / Kap. 2.3.2.

²¹⁹ vgl. Teil I / Kap. 3.1.2.

²²⁰ Vgl. SGB VIII / § 1 Abs. 3 und § 11 Abs. 1.

sen Jugendlicher auch ein europäische normative Rahmung z. B. in Form der UN-Kinderrechtskonvention (1989), des Europäischen Weißbuchs „Neuer Schwung für die Jugend Europas“ (2001) oder des aktuellen EU-Programms „Jugend in Aktion“ (2007).

Die Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen konkretisiert sich dabei erstens in der Erkundung dieser Interessen im Gemeinwesen²²¹, zweitens in der Evaluation bezüglich deren Bedeutung für die bestehenden Angebote und Einrichtungen, drittens in der Umsetzung dieser Ergebnisse in Form der Veränderung bestehender Angebote oder der Neuerschließung von Ressourcen und letztlich in einer kontinuierliche Aus- und Verhandlung über bestehende Angebote und Einrichtungen mit allen AkteurlInnen²²² unter einer anwaltlichen Moderation dieser Interessen seitens der Fachkräfte.²²³

3.2.3 Das Arbeitsprinzip: Partizipation und jugendpolitische Einmischung

Partizipation und politische Einmischung als zentrale Arbeitsprinzipien lassen sich ebenso wie der Blick auf die Gesamtheit der Jugend und die Orientierung an deren Interessen aus der gesellschaftlichen Situation und der entwicklungspsychologischen Befindlichkeit von Jugend ableiten und lebenswelttheoretisch begründen.

Da die die Mädchen und Jungen vor dem Hintergrund der Entstrukturierung, Enttraditionalisierung und Entgrenzung²²⁴ der Jugendphase als Ergebnis der pluralisierten und individualisierten gesellschaftlichen Verhältnisse schon früh mit Entscheidungen konfrontiert sind, die sich wesentlich auf ihre zukünftige Biografie auswirken, müssen sie möglichst früh und umfassend in allen sie betreffenden Bereichen entsprechend ihres Entwicklungsstandes beteiligt werden und Möglichkeiten der Mitsprache, Mitgestaltung, Mitwirkung und Mitentscheidung haben. Diese brauchen sie umso mehr angesichts des demografischen Wandels²²⁵, der die Neuverhandlung des Generationenvertrags

²²¹ Hierzu ist in den letzten Jahren ist eine zunehmende Einwicklung von Methoden der Sozialraum- und Lebensweltanalyse zu beobachten (vgl. Deinet 2005 oder Lindner 2000).

²²² Mädchen und Jungen, Fachkräfte, Verwaltung und Politik.

²²³ Dies entspräche den zentralen Elementen einer sozialräumlichen Konzeptentwicklung (Lebensweltanalyse, Ist-Analyse, konzeptionelle Differenzierungen), wie Deinet sie für die Jugendarbeit vorschlägt (2001; 2005).

²²⁴ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.2.

²²⁵ Vgl. Teil I / Kap. 1.1.

erfordert, in welchem die Zukunftssicherung der zahlenmäßig schwindenden jungen Generation eine wesentliche Rolle spielen muss, da diese zukünftig auf der Basis der Erblasten aus Umwelt-, Wirtschafts-, Bildungs-, Infrastruktur- und Sozialpolitik, die ihnen die ältere Generation überlässt, die Gesellschaft zu erhalten und zu gestalten hat.

Partizipation ein zudem ein wesentliches Interesse Jugendlicher²²⁶, in welchem ihre Bedürfnisse, etwas aus eigener Kraft zu gestalten, schöpferisch tätig zu sein und einen Platz in der Gesellschaft zu finden, zum Ausdruck kommen. Im Dickicht ihrer vielfältigen Entwicklungsaufgaben des Frau- bzw. Mannwerdens, der Neugestaltung sozialer Beziehungen, der Orientierung und Entwicklung von Perspektiven für ihr Leben wollen sie ihre Biografie mitschreiben und ihre Lebensbedingungen gestalten können.

Lebensweltlich lassen sich die Arbeitsprinzipien der Partizipation und jugendpolitischen Einmischung aus der Strukturmaxime der Partizipation²²⁷ ableiten, die sowohl die individuelle Ebene der vielfältigen Mitbestimmungsmöglichkeiten in den Einrichtungen sowie bei der Planung der Angebote²²⁸ im Blick hat als auch die strukturell-politische Ebene der Beteiligung an der Gestaltung des Lebensumfeldes und der Lebensbedingungen²²⁹.

Diese Arbeitsprinzipien konkretisieren sich in einer interessenorientierten Jugendarbeit zum einen in der Implementierung vielfältiger und niedrigschwelliger Partizipationsstrukturen in den Angeboten und Einrichtungen, welche den Mädchen und Jungen überhaupt Mitsprache, Mitbestimmung und Mitwirkung ermöglichen, in jugendgerechten Methoden der Gewinnung Jugendlicher zur Partizipation²³⁰ sowie in einer partnerschaftlichen Begleitung und Unterstützung von Beteiligungsprozessen. Sie konkretisieren sich zum anderen in der jugendpolitischen Einmischung im Gemeinwesen über die Einrichtungen und Angebote hinaus für die Interessen von Mädchen und Jungen im lebensweltlichen Sinne der Einmischung in Form von „Verhandlung, Aufklärung und gezielter Skandalisierung“ (vgl. Grunwald/Thiersch 2004: 23) und im normativen Sinne der Erhaltung und Schaffung positiver Lebensbedingungen.

²²⁶ Vgl. Teil I Kap. 1.5.4.

²²⁷ Vgl. Teil I / Kap. 3.1.1.

²²⁸ Vgl. hierzu den gesetzlichen Auftrag zur Partizipation nach SBG VIII (KJHG), § 8.

²²⁹ Vgl. hierzu den gesetzlichen Auftrag nach SBG VIII (KJHG), § 1, Abs. 3.

²³⁰ Entsprechend dem eher „verborgenen“ Charakter des Interesses Partizipation (vgl. Teil I / Kap. 1.5.4).

3.2.4 Das Ziel: Kooperation und Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen

Das übergeordnete Ziel einer interessenorientierten Jugendarbeit sind jugendfreundliche Gemeinwesen, in denen die Interessen von Mädchen und Jungen Anerkennung finden in Form von Experimentier- und Freiräumen für ihre jugendkulturelle Gleichaltrigengeselligkeit, Mitbestimmungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten in allen sie betreffenden Ressorts sowie eines freundlichen Mit- und/oder Nebeneinanders von Kulturen, Generationen und Geschlechtern. Vor dem Hintergrund der komplexen Lebenslagen und Lebensverhältnisse von Mädchen und Jungen verlangt dies die Kooperation und Vernetzung unterschiedlicher AkteurInnen im Gemeinwesen von den Trägern der Jugendarbeit über Einrichtungen und Institutionen der Jugendhilfe in Arbeitsfeldern wie dem ASD, den Hilfen zur Erziehung, der Jugendberufshilfe, dem Kinder- und Jugendschutz bis hin zu öffentlichen Institutionen wie Schulen oder Polizei.

Fachtheoretisch liegen Vernetzung und Kooperation insbesondere in den lebensweltlichen Strukturmaximen der Dezentralisierung/Regionalisierung²³¹ und der Integration²³² begründet. Die Verlagerung von Einrichtungen und Angeboten in das direkte Lebensumfeld von Mädchen und Jungen samt ihrer Verankerung in den regionalen Strukturen und Gegebenheiten impliziert die Kommunikation, Kooperation und Vernetzung mit unterschiedlichen AkteurInnen im Gemeinwesen. Der Maxime der Integration wiederum ist im Sinne von Gleichheit in Differenz der wachsame Blick auf die aus der Differenz resultierenden Problemlagen sowie die respektvolle Hilfe und Unterstützung bei deren Bewältigung immanent. Dies erfordert individuelle und flexible Hilfen, die nur in Kooperation und Vernetzung mit anderen Einrichtungen und Institutionen effektiv und effizient geleistet werden können²³³.

Kooperation im Sinne partnerschaftlicher und gleichberechtigter Zusammenarbeit konkretisiert sich in einer interessenorientierten Jugendarbeit in einer sorgfältigen Prüfung, ob die Kooperationsprojekte den Interessen von Mädchen und Jungen entsprechen, ob die Projektstrukturen das Arbeitsprinzip der Partizipation ermöglichen und nicht zuletzt, ob die inhaltliche Ausgestaltung dem Eigensinn der Jugendarbeit gerecht wird, der zum

²³¹ Vgl. Teil I / Kap. 3.1.1.

²³² Vgl. Teil I / Kap. 3.1.1.

einen in den Strukturbedingungen der Freiwilligkeit, Offenheit und Diskursivität Ausdruck findet und zum anderen in der Ermöglichung von Frei- und Experimentierräumen, in denen die Mädchen und Jungen ihre Fähigkeiten und Grenzen erproben können und in denen Ausprobieren, Scheitern und Fehlverhalten erlaubt sind. Vernetzung im Sinne eines organisierten Zusammenwirkens verschiedener aufeinander abgestimmter Angebote²³⁴ hat wiederum die jugendpolitische Einmischung für die Interessen der Mädchen und Jungen im Blick mit der Konsequenz einer intensiven Aus- und Verhandlungen über Ziele auf der Basis gemeinsamer Problemverständnisse. Dabei ist eine kontinuierliche Vergewisserung der Interessen Jugendlicher notwendig, um im oft unübersichtlichen Dschungel der kooperativen und vernetzten Praxis die Orientierung nicht zu verlieren.

3.3 Realisierungsprobleme einer interessenorientierten Jugendarbeit

Obwohl die Orientierung an den Interessen von Mädchen und Jugend fachtheoretisch ausführlich begründet ist²³⁵, in keinem Praxiskonzept fehlt und als „Fahne der Jugendarbeit“ regelmäßig gehisst wird, scheint sie in der Praxis dennoch ein schwieriges Geschäft zu sein, da die jugendlichen Interessen immer wieder von der „Hauptbühne“ auf die „Nebenbühne“ verwiesen werden. Dies hat ihre Ursachen sowohl in externen als auch in internen Praxisproblemen der Jugendarbeit, die im Folgenden skizziert werden.

3.3.1 Externe Praxisprobleme

Die externen Praxisprobleme resultieren zum einen aus der hartnäckigen sozial- und bildungspolitischen Inpflichtnahme und zum anderen aus der Ökonomisierung der Jugendarbeit.

²³³ vgl. hierzu auch den gesetzlichen Auftrag nach SGB VIII (KJHG), § 78 KJHG (Arbeitsgemeinschaften), § 80 KJHG (Jugendhilfeplanung), § 81 KJHG (Zusammenarbeit mit anderen Stellen und öffentlichen Einrichtungen).

²³⁴ Vgl. Santen/Seckinger 2003: 27.

²³⁵ Vgl. Teil I / Kap. 2.3.

Sozialpolitische Inpflichtnahme der Jugendarbeit

Seit den 1980er Jahren wird die Jugendarbeit zunehmend in die Pflicht genommen zur Lösung politisch und gesellschaftlich verursachter Problemlagen wie Jugendarbeitslosigkeit, Armut, Gewalt, Extremismus oder Politikverdrossenheit. Dies konkretisiert sich in zahlreichen Förderprogrammen auf Bundes- und Länderebene. Die sozial- und jugendpolitischen Problemlagen werden dazu üblicherweise mittels zeitlich befristeter Projektförderung als Arbeitsschwerpunkte in der Jugendarbeit verankert.

Da Jugendarbeit im Gegensatz zu den Erziehungshilfen auf keinem individuellen Rechtsanspruch gründet, sondern lediglich als soziale Infrastruktur zur Verfügung zu stellen ist, gestaltet sich die Finanzierung der Einrichtungen als kontinuierlicher Aus- und Verhandlungsprozess. Angesichts knapper öffentlicher Kassen sind die Einrichtungen der Jugendarbeit deshalb neben der knappen Regelförderung²³⁶ vermehrt auf themengebundene Projektförderung angewiesen, was in Konsequenz die „einfachen“ Interessen Jugendlicher nach Geselligkeit, Räumen, Jugendkultur und Partizipation aus dem Rampenlicht verdrängt.

Unbestritten hat Jugendarbeit als gesellschaftliche Institution ihren Beitrag zu diesen Problemlagen zu leisten. Und das tut sie m. E., indem sie im Zeichen einer lebensweltorientierten Arbeit die Interessen Jugendlicher vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Lebenswelten und Lebenslagen als Ausgangspunkt des pädagogischen Tuns und Lassens bestimmt, mit dem Ziel, Mädchen und Jungen für die vielschichtigen Bewältigungsaufgaben stark zu machen²³⁷.

Bildungspolitische Inpflichtnahme der Jugendarbeit

Eine vergleichbare Vereinnahmung erfährt die Jugendarbeit durch die Bildungsdebatte seit Beginn der PISA-Studien 2000. Zur Lösung der durch schul- und bildungspolitische Versäumnisse verursachten Bildungsmisere gerät die Jugendarbeit massiv unter Druck. Dieser spiegelt sich in der Theoriedebatte der Jugendarbeit in zahlreichen Veröffentlichungen über das Verhältnis von Bildung und Jugendarbeit, über Bildungsver-

²³⁶ Der immer wieder kehrende „Krisenmythos“ in der Jugendarbeit (vgl. Thole/Pothmann 2001) nähert sich seit Anfang des 21. Jahrhunderts deutlich der empirischen Wirklichkeit an (vgl. Thole/Pothmann 2006). Eine ausführliche Bilanz der Kürzungen legt Hafeneeger vor (vgl. 2005: 57ff.).

²³⁷ Oder in C. Wolfgang Müllers Worten: „Moderne Jugendhilfe setzt den Sozialstaat voraus, ersetzt ihn aber nicht!“ (1992: 11).

ständnisse und Bildungsleistungen wider.²³⁸ In der Praxis erfährt diese Inpflichtnahme ihre Entsprechung in Form von vielfältigen Kooperationen zwischen Jugendarbeit und Schule oder in Form von Ressourcenkürzungen in der Jugendarbeit zu Gunsten von Ganztagesbetreuung und Schulsozialarbeit an den Schulen.

Auch hier ist selbstredend, dass Jugendarbeit ihren Teil zur Verbesserung der Misere beitragen muss und dies in Form von non-formellen Bildungsangeboten und der Inszenierung von Gelegenheitsstrukturen für informelle Bildungsprozesse schon immer tut. Die Schwierigkeit scheint in der Definitionsmacht von Bildung zu liegen, die bisher der Schule in ihrem traditionellen Bildungsverständnis der Wissensvermittlung zugesprochen wird. Damit werden die Interessen Jugendlicher, die in ihrer Konkretisierung vielseitige Bildungsprozesse vor allem informeller Art beinhalten, auf die hinteren Ränge verwiesen.

Ökonomisierung der Jugendarbeit

Die knappen öffentlichen Kassen führten in den 1990ern in den Kommunen zu einer Verwaltungsreform (bekannt unter dem Titel „Neue Steuerung“) mit dem erklärten Ziel der Effektivitäts- und Effizienzsteigerung kommunaler Leistungen. Die zentralen Begriffe dieser Reform sind: Produktbeschreibungen (genaue Beschreibung der Leistungen), Budgetierung (Zuteilung der für die Leistung erforderlichen Finanzen), Kontrakte (Zielvereinbarungen) und Controlling (Überprüfung mittels Informations- und Berichtspflicht).²³⁹

Diese Ökonomisierung erreichte auch die kommunal verantwortete Jugendarbeit samt den impliziten Widersprüchlichkeiten zwischen den Struktur- und Arbeitsprinzipien der neuen Steuerung und dem Alltag einer an den Interessen Jugendlicher orientierten Arbeit mit Mädchen und Jungen: Die aus den Interessen Geselligkeit, Räume, Jugendkultur und Partizipation resultierenden Konkretisierungen sind zum einen nicht in Produktkennziffern zu fassen und unterliegen zum anderen einem rasanten Zeitgeist, der nur Grobplanungen zulässt.²⁴⁰

²³⁸ Exemplarisch sei hier verwiesen auf: BJK 2002; Münchmeier 2002; Hornstein 2003; Lindner/Thole/Weber 2003; Müller 2003; Sturzenhecker/Lindner 2004; Müller 2006.

²³⁹ Vgl. Merchel/Schrappner 1996: 9ff.

²⁴⁰ Die Jugendarbeit hat ihrerseits seit den 1990ern vor dem fachlichen Hintergrund des neuen KJHG und des Achten Jugendberichts die Qualitätsdebatte aufgenommen und vielseitige Instrumente der Evaluation der Qualität ihrer Angebote und Arbeitsformen entwickelt. Vor allem in Nordrhein-Westfalen wurden im

Das eigentliche Problem liegt m. E. aber im allgemein gültig gewordenen Diktat der Ökonomisierung unserer Gesellschaft und der damit verbundenen Frage der „Verwertbarkeit“. Diese stellt sich in der Jugendarbeit exemplarisch nach dem ökonomischen Gewinn jugendlichen „Rumhängens“ (eine Form der Geselligkeit), jugendlicher „Schmierereien“ (eine Form der Jugendkultur), jugendlichen Protestes (ein Ausdruck von Partizipation) oder jugendlichen „Rumlungerns“ auf öffentlichen Plätzen (eine Form von Raumaneignung). Da sich der ökonomische Gewinn dieses jugendlichen Tuns und Lassens nicht auf den ersten Blick erschließt, haben die dahinter verborgenen Interessen Jugendlicher in den kommunalen Budgetierungsplänen wenig Gewicht.

3.3.2 Interne Praxisprobleme

Die internen Praxisprobleme können beschrieben werden mit der Parzellierung der Jugend, der Diffizilität der Interessen von Mädchen und Jungen und der Schwierigkeit des „Aushaltens“ dieser Selbstbestimmung, die dem Arbeitsfeld der Jugendarbeit im Besonderen innewohnt.

Parzellierung der Jugend

Entgegen fachtheoretischer und normativer Empfehlungen wird Jugend in der Praxis der Jugendarbeit munter nach willkürlichen Kriterien aufgeteilt. Die gängigste Unterscheidungskategorie scheint immer noch die der Bedürftigkeit zu sein, also die Frage, welche Mädchen und Jungen die Angebote der Jugendarbeit „nötig“ haben. Diese Unterscheidung wird genau genommen nicht von den JugendarbeiterInnen selbst vorgenommen, sondern vielmehr indirekt von der Jugendpolitik: Je öffentlicher die „Auffälligkeit“ von Mädchen und Jungen wird, umso mehr finanzielle Ressourcen werden zur Beseitigung des „Problems“ zur Verfügung gestellt. Diese Parzellierung dient folglich vor allem der Ressourcensicherung der Jugendarbeit.

Eine andere Unterscheidung ist die Trennung in NutzerInnen und Nicht-NutzerInnen von Jugendeinrichtungen. Die Fachkräfte fühlen sich in der Hauptsache zuständig für die BesucherInnen ihrer Angebote und Einrichtungen. Dieser einrichtungszentrierte

Rahmen des dortigen Wirksamkeitsdialogs diese Prozesse ausführlich dokumentiert und evaluiert (vgl. Spiegel 2000; Projektgruppe WANJA 2000). Inwieweit diese tatsächlich zur Qualitätssicherung im kommunalpolitischen Raum beitragen bleibt fraglich: Ebenfalls in Nordrhein-Westfalen wurde seit 2002 nahezu die gesamte Förderung für die Infrastruktur der Jugendarbeit gekürzt.

Blick verstellt den Blick auf die Gesamtheit der Mädchen und Jungen im Gemeinwesen, im Stadtteil, in der Stadt. Obwohl der Anspruch, für die Gesamtheit der Altersgruppe Jugend zuständig zu sein, alleine aufgrund der zur Verfügung stehenden finanziellen, personellen und räumlichen Ressourcen ein Ideal bleiben muss, so ist er doch vor dem Hintergrund einer modernen lebensweltorientierten Jugendarbeit richtungsweisend.

Eine weitere Unterscheidung ist die nach dem Alter. Aus aktuellem Bedarf oder langjährigen Traditionen richtet sich der Fokus auf Kinder oder junge Volljährige. Ich möchte hier nicht die Wichtigkeit von zielgruppenorientierten Angeboten in Frage stellen, wohl aber die Sinnhaftigkeit einer Parzellierung, in der Jugendliche „zwischen Pickel und Führerschein“ keinen Raum mehr finden.

Diffizilität der Interessen Jugendlicher

Eine zweifache Schwierigkeit ist in den Interessen der Mädchen und Jungen selbst begründet. Zum einen sind Jugendliche sich ihrer Interessen nicht immer bewusst und können sie nicht ad hoc artikulieren²⁴¹. Sie brauchen, wie Scherr es in seinem subjektorientierten Ansatz formuliert, zunächst Räume für die Entwicklung ihrer Bedürfnisse und Interessen (vgl. 1997: 142). Die Fachkräfte wiederum brauchen jugendgemäße Methoden der Erkundung jugendlicher Interessen, Wünsche und Visionen, die bisher in der Jugendarbeit noch wenig entwickelt sind²⁴². Obwohl in den letzten Jahren sozialräumliche und ethnografische Methoden in der Praxisforschung der Jugendarbeit zunehmend an Bedeutung gewinnen,²⁴³ sind sie in ihrer Vielfalt doch überschaubar. Dabei ist zu beobachten, dass die Methodenentwicklung in der Praxis weiter fortgeschritten ist als in der Theorie.²⁴⁴

²⁴¹ Hierzu trägt die gesellschaftliche Kulisse der neuen Unübersichtlichkeiten, der Vielfalt der Möglichkeiten, der Reizüberflutung, der Entgrenzung von Jugend wesentlich bei (vgl. Teil I / Kap. 1).

²⁴² Die gut gemeinte Frage an Jugendliche: „Was willst du denn?“ führt selten weiter. Auch kann man nicht mehr davon ausgehen, dass nur verbalisierte Interessen auch solche sind. Folglich kann man das „Schweigen“ der Jugend auch nicht als Desinteresse oder Zufriedenheit interpretieren.

²⁴³ Vgl. Deinet 2002; Lindner 2000; Ortmann 2001.

²⁴⁴ Die „graue“ Literatur in Form von Projektberichten oder die Homepage des Deutschen Kinderschutzbundes zu Kinderpolitik (URL: <http://www.kinderpolitik.de> [Stand: 12.05.2008]) oder der Akademie der Jugendarbeit Baden-Württemberg e. V. zum Thema Beteiligung (URL: <http://www.gelingende-beteiligung.de> [Stand: 12.05.2008]) dokumentiert ein beachtliches Methodenrepertoire.

Zum anderen gestalten sich die Interessen der Mädchen und Jungen oftmals widersprüchlich: So wollen sie erwiesenermaßen mitreden und mitbestimmen, aber auch einfach nur konsumieren, sie wollen anders sein und verschreiben sich zugleich „uniformierten“ Jugendstilen, sie beanspruchen Unabhängigkeit und nutzen das „Hotel Mama“ bis ins hohe Jugendalter, sie klagen über Langeweile und bestehen auf dem Recht des „Rumhängens“.

Der auf den ersten Blick einfache Leitfaden der Orientierung an den Interessen Jugendlicher für das berufliche Handeln entpuppt sich in seiner Konkretisierung im Alltag der Jugendarbeit damit als diffiziles Geschäft, in dem immer wieder die Falle der „Angebotspädagogik“ lauert.

Das „Aushalten“ der Selbstbestimmung

In keinem anderen sozialpädagogischen Arbeitsfeld wird die Selbstbestimmung und Partizipation von Mädchen und Jungen so groß geschrieben und haben Jugendliche solch vielfältige Experimentierräume für ihre Selbstständigkeit wie in der Jugendarbeit. Die Fachkräfte sind in diesem Arrangement zum einen ErmöglicherInnen, zum anderen aber auch Erwachsene, an denen die Mädchen und Jungen sich stellvertretend für LehrerInnen, Mütter und Väter auseinandersetzen und reiben. Die Mädchen und Jungen suchen Erwachsene, „welche die Jugendlichen in ihrer jugendkulturellen Eigenart verstehen und belassen können und trotzdem ihnen als zu respektierende Erwachsene begegnen, an denen sich die Jugendlichen orientieren können, an denen sie viel beobachten und für sich übersetzen können, was sie zum Erwachsensein hinzieht, auch wenn sie kulturell selbständig und in Distanz (oder gar Opposition) zur Erwachsenenwelt sind“ (Böhnisch/Rudolph/Wolf 1998: 161).

Anders als in Familie und Schule stehen die Fachkräfte den Mädchen und Jungen in der Jugendarbeit „unmittelbar“ zur Verfügung, also nicht über die erzieherische Elternschaft oder wissensvermittelnde Lehrerschaft. Und sie tun dies in einem freiwilligen Verhältnis, im Gegensatz zu der rechtlichen und finanziellen Abhängigkeit von den Eltern und ihrer Schulpflicht, was die kontinuierliche Neuverhandlung des Beziehungsverhältnisses impliziert. Dieses Setting macht die besondere Qualität des pädagogischen Bezugs zwischen Erwachsenen und Jugendlichen in der Jugendarbeit aus, die den Fachkräften immense Toleranz, Geduld, Konfliktfähigkeit und Diskursbereitschaft abverlangt. Die konsequente Orientierung an den Interessen Jugendlicher ist vor die-

sem Hintergrund für die Fachkräfte dauerhaft schwer durch- und auszuhalten und macht die Kompromisse in der Praxis verstehbar.

Teil II: Jugendförderung der Stadt Ludwigsburg

In diesem Teil gehe ich eingangs der Frage nach, warum mir die Praxis der Ludwigsburger Jugendförderung geeignet scheint, die oben beschriebenen Konzeptbausteine einer interessenorientierten Jugendarbeit²⁴⁵ in ihrer Konkretisierung genauer zu betrachten. Nach einer kurzen Vorstellung der Stadt und ihrer BewohnerInnen anhand statistischer Daten, wird die krisenorientierte Konzeptentwicklung der Jugendförderung genauer beleuchtet. Dies scheint mir ob des besseren Verständnisses der aktuellen Praxis unerlässlich, da die Konzeptentwicklung in einem Perspektivenwechsel Mitte der 1980er Jahre begründet liegt, im Rahmen dessen sich die Fachkräfte den in Teil I deutlich gewordenen An- und Herausforderungen stellten: Sie warfen grundsätzliche Fragen auf, die auch heute noch vielerorts in der kommunal verantworteten Jugendarbeitslandschaft hartnäckige Aktualität haben, nämlich die Gretchenfragen: „Was ist Jugendarbeit?“ und „Wozu Jugendarbeit?“.

Abschließend wird im Überblick die strukturelle Praxis der Jugendförderung vorgestellt, also die Einrichtungen, die finanziellen und personellen Ressourcen und ihre Verortung in der Verwaltung.

1 Warum (nur) Ludwigsburg?

Wie aus Teil I deutlich wird, sind die Interessen von Mädchen und Jungen als Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse in der Konkretisierung in den Entwicklungsaufgaben und im Kontext ihrer Lebenslagen ein komplexes Gebilde. Dementsprechend ist die Orientierung an ihren Interessen in der Jugendarbeit vor dem Hintergrund der theoretischen Empfehlungen, der normativen Rahmung und der externen und internen Praxisproble-

²⁴⁵ Vgl. Teil I / Kap. 3.2.

me im Alltag der Jugendarbeit ein komplexes Geschäft und dementsprechend gestalten sich die daraus resultierenden Herausforderungen als komplexe Gemengelage.

Im Rahmen meines Erkenntnisinteresses, nämlich der Frage, wie sich die Orientierung der Jugendarbeit an den Interessen Jugendlicher im Alltag der Jugendarbeit konkretisiert (oder auch nicht), entschied ich mich deshalb für die Untersuchung eines Einzelfalls, da diese Forschungsperspektive den ganzheitlichen Blick auf die Komplexität und Gesamtheit des Alltags erlaubt²⁴⁶. Dieser scheint mir deshalb notwendig, da sich die Orientierung an den Interessen von Mädchen und Jungen ob ihrer facettenreichen Vielschichtigkeit weniger in einzelnen Programmen, Projekten und Aktionen zeigt, sondern sie vielmehr als Grundhaltung der Fachkräfte im meist unspektakulären Alltag der Jugendarbeit sichtbar wird.

Meine Wahl fiel dabei auf die kommunale Jugendförderung der Stadt Ludwigsburg, die seit 1991 neue Wege bei der Begleitung ihrer jungen Generation geht. Diese „neuen Wege“ erscheinen mir zum einen interessant ob ihrer *krisenhaften Konzeptentwicklung* und den damit verbundenen grundsätzlichen Fragen an die eigene Praxis: Diese Fragen sind bis heute vielerorts in der Praxis der Jugendarbeit hartnäckig aktuell und spiegeln im Wesentlichen in den vorgeschlagenen Konzeptbausteinen einer interessenorientierten Jugendarbeit²⁴⁷ wider.

Interessant erscheint mir zum anderen der *Perspektivenwechsel von der „Jugendarbeit“ zur „Jugendförderung“* als Ergebnis des Nachdenkens und modellhaften Experimentierens, der im Folgenden in den Worten der BegründerInnen zur Verdeutlichung des „roten Fadens“ wiedergegeben werden soll:

„Der Begriff *Jugendarbeit* ist eine ungenaue Bezeichnung der Tätigkeiten eines *Jugendarbeiters* oder einer *Jugendarbeiterin*, weil sich dahinter quantitativ und qualitativ sehr unterschiedliche Vorstellungen über Inhalte und Formen dieser Tätigkeit verstecken. Andererseits benennt der Begriff der *Jugendarbeit* ziemlich genau die unbestimmte (ungenau) Praxis der Jugendarbeit: nämlich die Defizite der anderen Jugendsozialisationsinstanzen durch *Be-arbeiten* der Probleme und ‚Problemlagen‘ irgendwie auszugleichen und zu kompensieren. [...] Der Begriff *Jugendförderung* als Aufgabe (Recht und Pflicht) des Gemeinwesens (Familie, Nachbarschaft, Gemeinde ...) gegenüber der jungen Generation entspricht am ehesten den ‚neuen Erfordernis-

²⁴⁶ Vgl. Mayring 2002: 41f.; Flick 2000: 253f.

sen' der Zeit (siehe auch Achter Jugendbericht). [...] *Jugendförderung* stellt Mittel und Freiräume zur Verfügung, sie informiert über die möglichen Wege, sie koordiniert die bestmögliche Nutzung der Angebote. Und sie kann – bei entsprechender Ausstattung – mit neuen Ideen und unkonventionellen Methoden die eigene Initiative und die Selbstorganisation stärken und damit dem Zeitgeist und der Trägheit trotzen.“ (Crnkovic/Kemmner/Zinser 1990: 490 f.; Herv. i. O.).

Zum dritten beeindruckt die *Kontinuität des Konzeptes*: Bei aller Modifizierung, entsprechend den gesellschaftlichen Veränderungen, den Veränderungen der Situation von Jugend, den Veränderungen des jugendkulturellen „Zeitgeistes“, hat das Konzept bis heute in den wesentlichen Grundzügen Gültigkeit. Die inzwischen *vielseitig ausdifferenzierte Praxis* scheint wenig in Frage gestellt zu werden: Bis heute baut die Stadt Ludwigsburg ihre Jugendförderung kontinuierlich aus und erweiterte sie 2002 zusätzlich um die Kinderförderung²⁴⁸.

Nicht zuletzt möchte ich der Antwort auf die Spur kommen, warum die Ludwigsburger Praxis offensichtlich für die Mädchen und Jungen, aber auch für Politik und Verwaltung attraktiv ist, da bis dato im Gegensatz zu vielen Kommunen, in denen die Ressourcen der Jugendarbeit entweder direkt oder indirekt durch die Verlagerung der Arbeitsbereiche in die Schulen gekürzt werden, die Jugendförderung kontinuierlich ausgebaut wird, wie am Beispiel der Erweiterung um die Kinderförderung deutlich wird.

2 Ludwigsburg und seine BewohnerInnen

Ludwigsburg ist eine ca. 85.000 EinwohnerInnen, zwölf Stadtteile, acht (ehemalige) Kasernen und drei Schlösser zählende relativ junge Stadt mit barockem Flair im unmittelbaren Speckgürtel der baden-württembergischen Landeshauptstadt Stuttgart, gegründet 1704 von Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg. Die Stadt umfasst den Hauptort mit den Stadtteilen Mitte, Süd, Nord, Ost und West und die sieben Außen-

²⁴⁷ Vgl. Teil I / Kap. 3.2

²⁴⁸ Die Kinderförderung bleibt im Rahmen meiner Arbeit unberücksichtigt.

stadtteile Pflugfelden, Eglosheim, Hoheneck, Oßweil, Grünbühl-Sonnenberg, Neckarweihingen und Poppenweiler.²⁴⁹

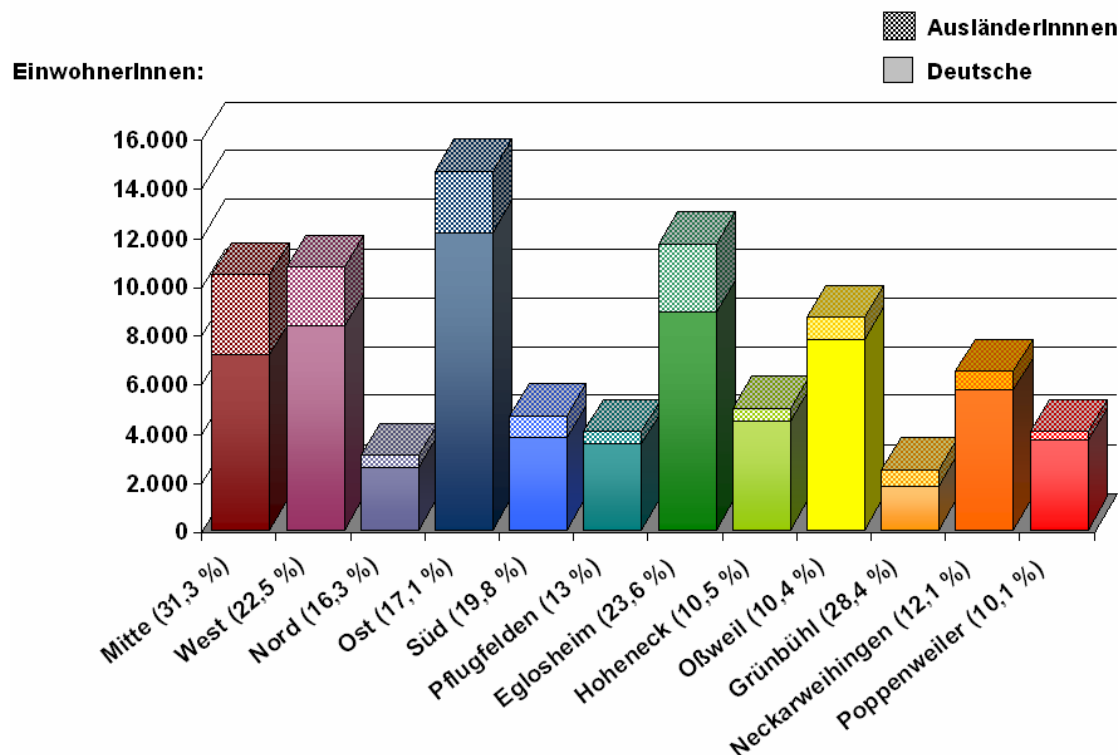
Dienstleistung und Mittelstand bestimmen die wirtschaftliche Landschaft und füllen die Stadtkasse nicht schlecht. Maschinenbau, Handel, Finanzdienstleistungen und neuerdings Softwareentwicklung prägen die Gewerbestruktur. Seit Anfang der 1990er Jahre profiliert die Stadt sich zusätzlich mit der Filmakademie, einer Nachwuchsschmiede für Filmschaffende, und dem Film- und Medienzentrum als attraktiver Medienstandort. Bekannt ist Ludwigsburg aber auch ob der Porzellanmanufaktur, der Schlossfestspiele, der Gartenschau „Blühendes Barock“, des Kongresszentrums „Forum“, der pädagogischen Hochschule, der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung oder ob des zauberhaften Märchengartens. Die politische Szenerie bestimmt die CDU als stärkste Fraktion im Gemeinderat mit 32 %, gefolgt von der SPD und den freien Wählern mit je 20 %, den Grünen mit 15 %, der FDP/LUBU mit 10 % und schließlich den Republikanern mit 3 %.

Im Folgenden wird die Bevölkerungsstruktur in den Stadtteilen nach ihrer Verteilung von ausländischen Frauen und Männer, der Arbeitslosenquote, dem Anteil der Jugendlichen im Alter zwischen 11 und 18 Jahren und hier wiederum der Verteilung von ausländischen Mädchen und Jungen in den Stadtteilen an Hand von statistischen Rahmendaten kurz skizziert.²⁵⁰

²⁴⁹ Die Stadtteile, in denen die Jugendförderung aktiv ist, werden später im Rahmen der Beschreibung der strukturellen Praxis in Teil II / Kap. 4 kurz skizziert.

²⁵⁰ Sämtliche statistische Daten sind dem Statistischen Jahresbericht 2006 (vgl. Stadt Ludwigsburg 2007) entnommen.

EinwohnerInnenzahl der Stadt Ludwigsburg (gesamt: 85.419 E) nach Stadtteilen und Anteil der AusländerInnen in Prozent (gesamt: 18,9 %) (Stichtag: 31.12.2006)



Gut die Hälfte der Ludwigsburger Bevölkerung (43.304 E) wohnt im Hauptort, aufgeteilt in die Gebiete Mitte, West, Nord, Ost und Süd, wobei die **Oststadt** das bevölkerungsreichste Gebiet des Hauptortes ist (14625 E.). Das Stadtteilbild bestimmen drei ehemalige Kasernen, die inzwischen u.a. als Kunstzentrum und als Film- und Medienzentrum genutzt werden. Der größte Stadtteil außerhalb des Hauptortes ist **Eglosheim** (11.628 E.), dessen Stadtteilbild unübersehbar von zwei Großsiedlungen geprägt ist, die nach 1945 ohne nennenswerte Infrastruktur gebaut wurden und den ursprünglich dörflichen Charakter des Stadtteils zurückdrängten. **Oßweil** (8.640 E.), ebenfalls ein Stadtteil mit dörflicher Geschichte, wurde 1922 eingemeindet. Der alte Dorfkern samt der Holderburg ist bis heute erhalten, gerät aber durch die wachsenden Neubaugebieten immer mehr in den Hintergrund. **Neckarweihingen** (6.455 E.), einer der beiden Stadtteile östlich des Neckars, kann auf eine lange Geschichte als Weinbauort zurückblicken. Umgeben von Weinbergen und Feldern prägen viele noch erhaltene historische Gebäude das Bild ebenso wie das Industriegebiet direkt am Flussufer. **Hoheneck** (4.949 E.), direkt am Neckar gelegen, ist als ehemaliger Bauern- und Winzerort ein organisch gewachsener Stadtteil, der sich heute in Alt-Hoheneck, Neu-Hoheneck und das Neu-

baugebiet unterteilt. Bekannt ist Hoheneck nicht nur ob seines Heilbades, sondern auch ob seiner engagierten BürgerInnen²⁵¹. **Poppenweiler** (4.026), der zweite Stadtteil östlich des Neckars, umgeben von Weinbergen, Streuobstwiesen und Feldern, hat bis heute seine dörfliche Struktur samt seinen sehenswerten Fachwerkhäusern bewahrt. Auch in **Pflugfelden** (3.985) ist der dörfliche Charakter noch zu spüren, der vor allem im regen Vereinsleben sichtbar wird. **Grünbühl-Sonnenberg** (2.432 E.) ist der kleinste Stadtteil am östlichen Rand Ludwigsburgs, der nach 1945 aus einem ehemaligen Flüchtlingslager für Heimatvertriebene entstand²⁵² und 1998 um die ehemalige Wohnsiedlung der amerikanischen Streitkräfte „Sonnenberg“ erweitert wurde.

Insgesamt verzeichnet die Stadt Ludwigsburg einen AusländerInnenanteil²⁵³ von 18,9 %, der deutlich über dem baden-württembergischen Landesdurchschnitt von 11,9 %²⁵⁴ liegt und ebenfalls deutlich über dem Bundesdurchschnitt von 8,8 %²⁵⁵. Erwartungsgemäß ist der AusländerInnenanteil in der Kernstadt (Mitte, West, Nord, Ost, Süd), im Trabantenstadtteil Eglosheim und in den ehemaligen Wohngebieten der amerikanischen Streitkräfte (Grünbühl-Sonnenberg) deutlich höher im Vergleich zu langsam gewachsenen Stadtteilen mit teils noch dörflichen Strukturen wie Pflugfelden, Hoheneck, Oßweil, Neckarweihingen und Poppenweiler.

Die Arbeitslosigkeit beträgt insgesamt 9,7 % und liegt damit zwar deutlich über dem baden-württembergischen Durchschnitt von 5,4 %²⁵⁶, weicht jedoch vom bundesdeutschen Durchschnitt von 9,6 % kaum ab.²⁵⁷ Sie verteilt sich wie folgt:

EinwohnerInnenzahl der Stadt Ludwigsburg (gesamt: 85.419 E.) nach

²⁵¹ Bereits 1928 gründete sich der "Bürgerverein der Vorstadt Hoheneck", um die Belange Hohenecks gegenüber der Stadt Ludwigsburg zu vertreten, welcher 1958 von der "Bürgervereinigung Bad Hoheneck e.V." abgelöst wurde (vgl. Felden 1983: 228ff.), welcher wiederum 1990 in den „Bürgerverein Hoheneck“ überging.

²⁵² Vgl. Bürgerverein Grünbühl 1986.

²⁵³ Damit beziehe ich mich auf die im staatsrechtlichen Sinne erfassten Personen ohne deutschen Pass (vgl. auch Teil I / Kap. 1.2.3 zum Thema Migration). Frauen und Männer mit Migrationshintergrund müssen im Folgenden mangels Datenmaterial unberücksichtigt bleiben.

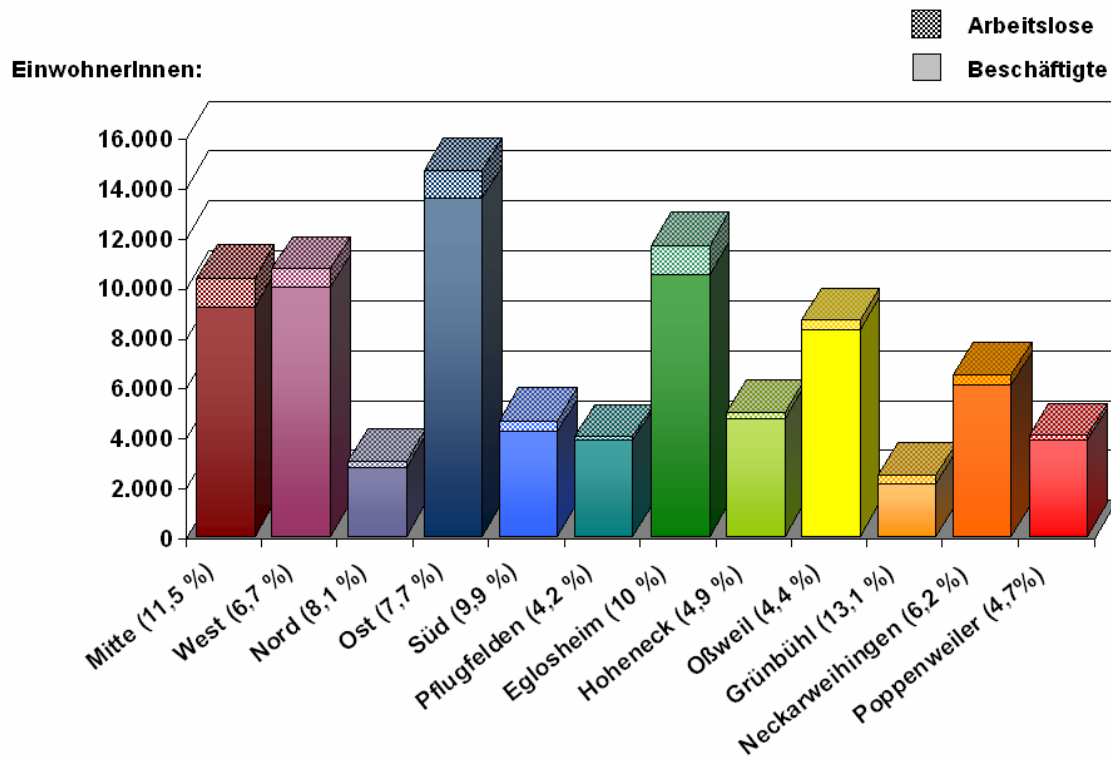
²⁵⁴ Vgl. StaLa 2006a.

²⁵⁵ Vgl. StaLa 2006a.

²⁵⁶ Vgl. StaLa 2006a.

²⁵⁷ Vgl. Bundesagentur für Arbeit 2006.

Stadtteilen und Anteil der Arbeitslosen in Prozent (gesamt: 9,7 %)
(Stichtag: 31.12.2006)

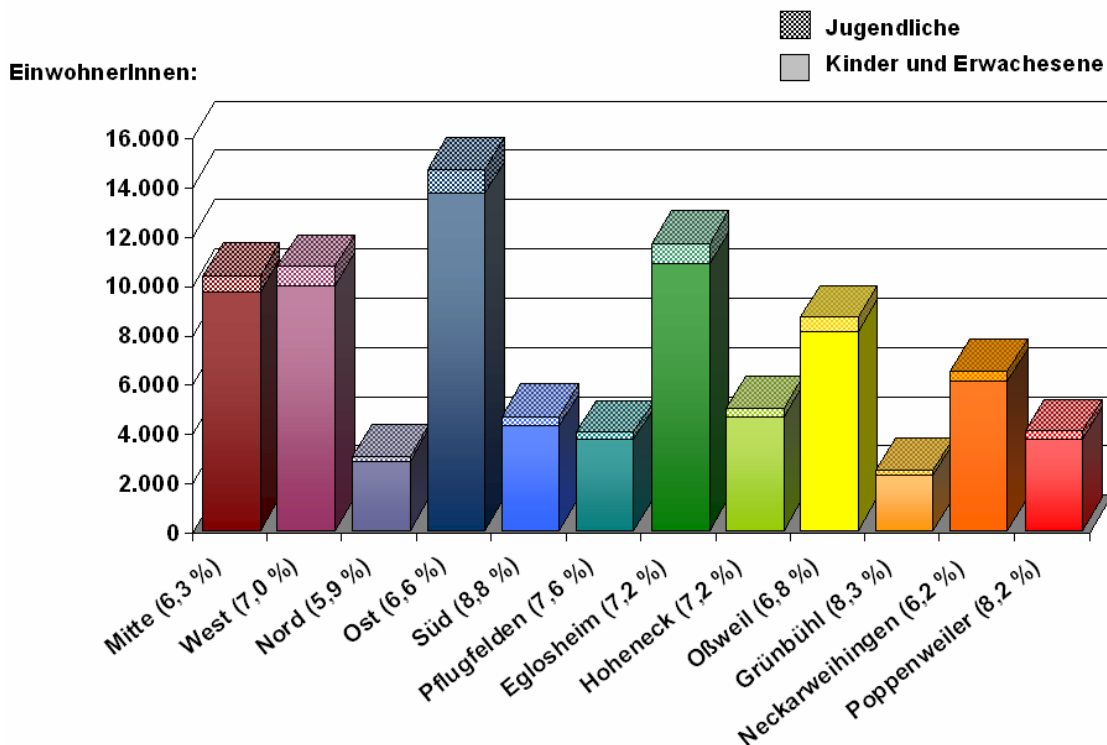


Erwartungsgemäß korrespondiert die Arbeitslosenquote mit dem Anteil von ausländischen Frauen und Männern in den Stadtteilen: Die Stadtmitte, Grünbühl-Sonnenberg und Eglosheim als die Stadtteile mit den höchsten AusländerInnenanteilen, weisen auch die größten Anteile an arbeitslosen Frauen und Männern auf, was exemplarisch die bereits ausgeführten Zusammenhänge von Migration, Armut, Bildung und infolge Arbeitslosigkeit illustriert.²⁵⁸

Im Folgenden richtet sich der Blick auf die jungen LudwigsburgerInnen im Alter von über 11 bis unter 18 Jahren, also auf die Altersgruppe, die als erklärte Zielgruppe im Fokus der Jugendförderung steht. Insgesamt beträgt der Anteil der Jugendlichen in dieser Altersspanne 7,2 %, die auf die Stadtteile folgendermaßen verteilt sind:

EinwohnerInnenzahl Stadt Ludwigsburg (gesamt: 85.419 E.) nach Stadtteilen und Anteil der über 11 bis unter 18jährigen Jugendlichen in Prozent (gesamt: 7,2 %)
(Stichtag 31.12.2006)

²⁵⁸ Vgl. Teil I / Kap. 1.2.3.



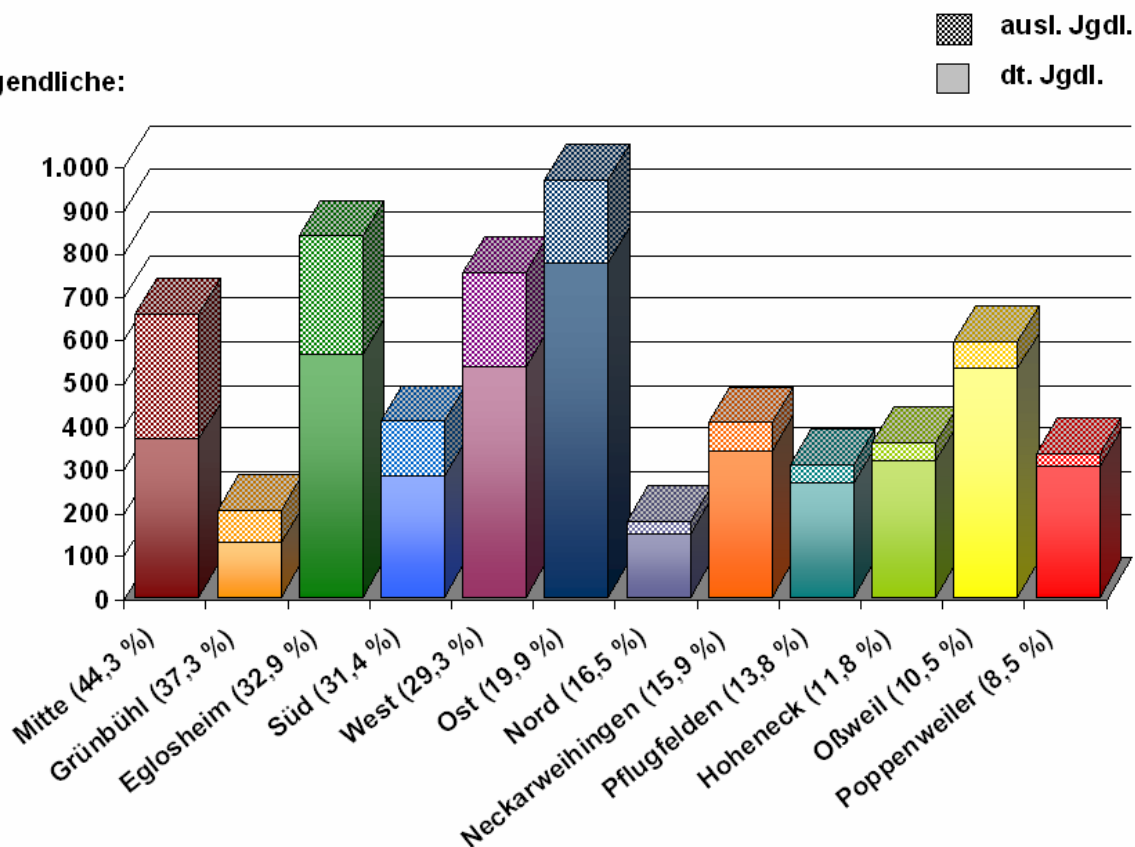
Im Gegensatz zu den miteinander korrelierenden Verteilungen von ausländischen und arbeitslosen Frauen und Männern in den Stadtteilen scheint der Anteil von Jugendlichen in den Stadtteilen von diesen beiden Faktoren relativ unabhängig zu sein.

Ausländische Mädchen und Jungen zwischen 11 und 18 Jahren sind durchschnittlich mit 22,7 % vertreten. Hier muss nochmals darauf verwiesen werden, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund nicht berücksichtigt sind und bundesweit davon auszugehen ist, dass ein Drittel der Kinder und Jugendlichen Migrationserfahrungen haben²⁵⁹. Eine Übersicht über die Verteilung der ausländischen Mädchen und Jungen, in den Stadtteilen gibt folgende Statistik:

Jugendliche der Stadt Ludwigsburg (5.972 Jgdl.) nach Stadtteilen und Anteile der über 11 und bis unter 18jährigen ausländischen Jugendlichen in Prozent (gesamt: 22,7 %) (Stichtag 31.12.2006)

²⁵⁹ Vgl. Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration 2005: 38.

Jugendliche:



Entsprechend der Konzentration von ausländischen Frauen und Männern in der Innenstadt, im Trabantenstadtteil Eglosheim und in den ehemaligen Mietskasernen im Stadtteil Grünbühl-Sonnenberg ist in diesen Gebieten auch der Anteil ausländischer Mädchen und Jungen überdurchschnittlich hoch und dementsprechend im dörflich geprägten Poppenweiler am niedrigsten.

Auf die Lebens- und Freizeitsituation Jugendlicher kann hier nicht näher eingegangen werden, da diese Thematik aufgrund der nicht vorhandenen kommunalen Jugendhilfeplanung und der wenig aussagekräftigen Jugendhilfeplanung des Landkreises ein eigenes Forschungsprojekt erforderlich machen würde. So kann hier nur festgestellt werden, dass Ludwigsburg über die üblichen kommerziellen Freizeitangebote für Jugendliche in der Innenstadt, wie Discos, Kinos, Einkaufszentren, Cafés und Kneipen verfügt. Die Mädchen und Jungen in Stadtteilen sind vor allem auf die Angebote und Möglichkeiten der kommunalen Jugendförderung, der Jugendverbände, der Jugendabteilungen der Vereine, der Kirchengemeinden sowie einige alternative Initiativgruppen angewiesen.

3 Die krisenorientierte Konzeptentwicklung der Jugendförderung²⁶⁰

Obwohl der Perspektivenwechsel der Ludwigsburger Fachkräfte von der Jugendarbeit zur Jugendförderung bereits Ende der 1980er Jahre erfolgte, soll der Prozess dieser krisenorientierten Konzeptentwicklung im Folgenden kurz skizziert werden. Der Blick auf die wichtigsten Wegmarken der Konzeptentwicklung erscheint mir zum einen ob des gesamtheitlichen Blickes und des besseren Verständnisses der Ludwigsburger Praxis bereichernd. Zum anderen ist er für mein Erkenntnisinteresse interessant, da die damals gestellten kritischen Fragen an die eigene und allgemeine Praxis der Jugendarbeit bis heute aktuell sind und in der Summe auf eine interessenorientierte Jugendarbeit verweisen als Antwort auf diese Fragen. Nicht zuletzt gibt die Konzeptentwicklung einen Hinweis auf die Konsequenz der Ludwigsburger Praxis, da die Konkretisierungen der Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen²⁶¹ bereits in der Konzeptentwicklung deutlich werden. Der Prozess der Ludwigsburger Konzeptentwicklung lässt sich chronologisch in drei Etappen unterteilen, nämlich ihrer krisenorientierten Entstehungsgeschichte (1985-1987), ihrer experimentellen Modellphase als „Team Jugendförderung“ (1987-1990) und ihrer Dauereinrichtung seit 1990. Die m. E. richtungsweisenden Wegmarken der Gesamtentwicklung sollen im Folgenden skizziert werden.

3.1 „Alte“ Praxis zwischen sozialpolitischer Inpflichtnahme und unproduktivem Alltag

Die kommunale Jugendarbeit in Ludwigsburg bestand 1985, dem Jahr der Jugend, aus dem traditionsreichen zentralen Jugendhaus „Die Villa“ (eine alte Jugendstil-Villa mit drei Stockwerken und ca. 600 qm Nutzfläche) und einem provisorischen Jugendtreff (ein Flachbau mit ca. 150 qm Nutzfläche) im größten Stadtteil Eglosheim, einem damaligen sog. „sozialen Brennpunkt“. Die personelle und finanzielle Ausstattung war im

²⁶⁰ Die Quellen dieser kompakt dargestellten Geschichte der Konzeptentwicklung sind Gespräche mit den damaligen MitarbeiterInnen, Arbeitsprotokolle und Arbeitsberichte aus den Jahren 1987-1991.

²⁶¹ Zielgruppe der Gesamtjugend, Partizipation und Einmischung, Vernetzung und Kooperation für jugendfreundliche Stadtteile.

Vergleich zu anderen Kommunen relativ großzügig und entsprach der guten wirtschaftlichen Situation der Stadt.

Dieses Jahr war von mehreren, z. T. sich widersprechenden Tendenzen und Zuständen bestimmt. Während sich das zentrale Jugendhaus nach einigen turbulenten Jahren (Drogenprobleme, Gewaltprobleme, einseitige Besucherstruktur, überalterte Besucherstruktur, ...) gerade wieder zu einem beliebten Treffpunkt verschiedenster Jugend-szenen entwickelt hatte, musste das Provisorium im Stadtteil Eglosheim nach gewalttätigen Angriffen einiger aggressiver junger Männer auf die Jugendhausbetreuer wiederholt geschlossen werden, da die gesamte Betreuermannschaft gekündigt hatte.²⁶²

Unabhängig davon wurde zur gleichen Zeit ein Arbeitskreis „Innenstadt“ gegründet, bestehend aus VertreterInnen der kommunalen Jugendeinrichtungen, der freien Träger, der Verwaltung und der Polizei, mit dem Ziel, die zunehmenden Drogen- und Gewaltprobleme in der Stadtmitte in den Griff zu bekommen. Doch nicht nur in der Stadtmitte, sondern auch in anderen Stadtteilen sorgten Jugendliche immer wieder für Schlagzeilen in der örtlichen Presse. Die sich regelmäßig wiederholenden Themen waren Gewalt, Drogen, Ruhestörung und Vandalismus. Stadtverwaltung und Gemeinderat signalisierten hohe Bereitschaft, die aktuellen „Brände“ in den Stadtteilen zu „löschen“, aber auch große Ratlosigkeit, wie dies geschehen sollte. Einig waren sich Verwaltung und Gemeinderat aber darin, dass bei der Lösung dieser Probleme vor allem das Jugendhauspersonal gefragt sein musste.²⁶³

Bei den Fachkräften verstärkte diese sich stetig wiederholende sozial- und ordnungspolitische Inpflichtnahme seitens der Politik und der Verwaltung die seit längerem bestehende Unzufriedenheit mit der eigenen Praxis: Auch wenn es sporadisch gelang, die kommunalen Jugendeinrichtungen für breite Schichten von Jugendlichen attraktiv zu gestalten, so tauchten mit hartnäckiger Regelmäßigkeit immer wieder die gleichen Probleme auf: Gewaltbereitschaft, Zerstörungswut, Drogenkonsum und leere bzw. von wenigen, meist älteren männlichen Cliques besetzte Jugendeinrichtungen.

²⁶² Aus der Tatsache, dass die Stadtverwaltung für diese Einrichtung nur männliches Personal einstellte, da sie den weiblichen Fachkräften das Aggressions- und Gewaltpotenzial nicht zumuten wollte, wird die Funktion deutlich, die Jugendarbeit in diesem sozialen Brennpunkt zu erfüllen hatte: Sozial auffällige Jugendliche in einem „sozial auffälligen“ Stadtteil (in dem sich durch städteplanerische Kurzsichtigkeit die Lebenslagen Armut und Migration potenzierten), sollten aufbewahrt und im optimalen Fall in das Gemeinwesen integriert werden. Dass dieses Vorhaben regelmäßig scheiterte, wurde vor allem der mangelnden Professionalität der Fachkräfte zugeschrieben.

²⁶³ Weitere Facetten der ordnungs- und sozialpolitischen Inpflichtnahme.

3.2 „Alte neue“ Fragen der Fachkräfte nach dem Auftrag und der Zielgruppe

Dies veranlasste die damaligen Fachkräfte, grundsätzlich über Sinn und Zweck offener Jugendarbeit, über die Effektivität von Jugendhauspädagogik und über ihr eigenes Berufsverständnis nachzudenken. Daraus resultieren folgende ausgewählte Fragen, die in ihren Grundzügen die oben beschriebenen Schwierigkeiten der Theoriediskussion sowie die internen und externen Praxisprobleme markieren:

- § Muss offene Jugendarbeit angesichts der zunehmenden Schwierigkeiten des Erwachsenwerdens und zunehmender Risiken für Jugendliche (Drogen, politischer Extremismus, Sekten, Medien etc.) nicht zuallererst dem präventiven Auftrag gegenüber möglichst vielen Jugendlichen gerecht werden anstatt den Bedürfnissen weniger Cliques?²⁶⁴
- § Muss offene Jugendarbeit nicht zuerst in den Stadtteilen die Bedingungen für Jugendliche verbessern, um auf lange Sicht die Konzentration von Problemen (Gewalt, Drogen, Vandalismus etc.) in zentralen Einrichtungen zu verhindern?²⁶⁵
- § Stimmen die vorherrschenden Betreuungsprinzipien von antikapitalistisch-revolutionär über antimilitant-friedliebend bis zu antikommerziell-alternativ noch?²⁶⁶
- § Müssen nach dem Motto "Hilfe zur Selbsthilfe" die Beschäftigungsangebote für Jugendliche nicht Angeboten zur Selbstorganisation und zur politischen Einmischung weichen?²⁶⁷
- § Sollen sich die JugendhausbetreuerInnen nicht besser als kundige ExpertInnen in Sachen Jugend und als deren LobbyistInnen qualifizieren, anstatt kommer-

²⁶⁴ Die Frage nach der Zielgruppe der Gesamtjugend (vgl. Teil I / Kap. 3.2.1) vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der Pluralisierung und Individualisierung (vgl. Teil I / Kap. 1.1).

²⁶⁵ Die Frage nach dem gesetzlichen und fachtheoretischen Auftrag der Partizipation und dem jugendpolitischen Auftrag der Einmischung (vgl. Teil I / Kap. 3.2.3).

²⁶⁶ Das Problem der Ideologisierung von Jugendarbeit (vgl. Teil I / Kap. 2.2).

²⁶⁷ Nochmals die Frage nach dem gesetzlichen und fachtheoretischen Auftrag der Partizipation und dem jugendpolitischen Auftrag der Einmischung (vgl. Teil I / Kap.3.2.3).

ziellen Freizeit Anbietern mit dem unattraktiven Prädikat "pädagogisch besonders wertvoll" erfolglos nachzueifern?²⁶⁸

Auf der Suche nach Antworten war der neugierige Blick in die damalige Theoriediskussion naheliegend, aber wenig befriedigend und inspirierend. Die zu Anfang der 1980er Jahre in der Fachöffentlichkeit ausgerufenen „Krise der Offenen Jugendarbeit“ wurde in breiten Kreisen zwar ausführlich diskutiert. Innovative Lösungsansätze waren aber kaum zu entdecken.²⁶⁹

Zu dieser „Krise der Jugendarbeit“ in Theorie und Praxis kam die Vernachlässigung des Praxisfeldes in den Ausbildungsstätten. Die noch bestehenden Fachbereiche für Jugendarbeit verwaisten zunehmend, woraus die Schwierigkeit resultierte, offene Stellen kompetent oder überhaupt zu besetzen. Für die Ludwigsburger Fachkräfte gab es in dieser Situation zwei Möglichkeiten, nämlich aus der Jugendarbeit auszusteigen oder ungeachtet von Grundsatzstreitigkeiten über neue Wege offener Jugendarbeit nachzudenken.

3.3 „Neuer“ Blick auf die Jugend und die Jugendarbeit

Vor diesem Hintergrund waren die gewalttätigen Ereignisse im Stadtteil Eglosheim für das BetreuerInnenteam des zentralen Jugendhauses gleichsam der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Sie überredeten die betroffenen Kollegen, nicht zu kündigen, sondern den Jugendtreff erst einmal zu schließen, um gemeinsam Rahmenbedingungen für einen produktiven Neuanfang im Stadtteil Eglosheim zu entwerfen und über den Stadtteil hinaus über neue Formen der Jugendarbeit nachzudenken.

²⁶⁸ Die Fragen nach der Orientierung an den Interessen von Mädchen und Jungen (vgl. Teil I / Kap. 3.2.2 und dem jugendpolitischen Auftrag der Einmischung (vgl. Teil I / Kap. 3.2.3).

²⁶⁹ Die sozialräumlichen, subjekt- und lebensweltorientierten Ansätze (vgl. Teil I / Kap. 2.3) wurden in der Praxis der Jugendarbeit erst Anfang der 1990er aufgegriffen. Einen Einblick in die damalige Theoriediskussion mögen die Themen geben, die auf einer landesweiten Fachtagung in Ulm 1985 zum Thema „Wohin entwickelt sich die Offene Jugendarbeit?“ diskutiert wurden: z. B. das Verhältnis zwischen Sozialarbeit und Kulturarbeit (Treptow 1985: 20), die Frage der „Randgruppen“ in der offenen Jugendarbeit (Specht 1985, 33) oder die provokante Frage: "Wozu noch Jugendhäuser?" (Giesecke 1985: 36). Innovative Ansätze fanden kaum Gehör, wie z. B. das Plädoyer von Thiersch, kulturelle Aktivitäten und Lebensprobleme nicht voneinander zu trennen und den Blick vielmehr auf eine "in den Stadtteil hinein praktizierte Jugendarbeit" (1985: 17f.) zu lenken, die sich an regionalen Gegebenheiten orientiert und mit anderen regionalen Institutionen in Kontakt ist.

Der Blick der Fachkräfte richtete sich im Folgenden auf die Freizeitsituation der Ludwigsburger Gesamtjugend und die bestehenden Angebote der Jugendarbeit in der Stadt. Innerhalb kurzer Zeit verschafften sie sich durch Stadtteilbegehungen und in Gesprächen mit Jugendlichen, anderen Trägern der Jugendarbeit und Schlüsselpersonen in verschiedenen Stadtteilen einen Überblick, der trotz Unvollständigkeit und mangelnder „Wissenschaftlichkeit“²⁷⁰ eine Skizzierung der aktuellen Problemfelder zuließ.²⁷¹

- § Die Freizeitattraktivität der Ludwigsburger Stadtteile ist für Jugendliche in Bezug auf Geselligkeit, Unterhaltung und Erholung der Jugendlichen sehr gering.
- § Obwohl das allgemeine Freizeitangebot der Vereine angenommen wird, klagen diese vermehrt über Nachwuchsprobleme.
- § Die von einigen Kirchengemeinden angebotenen Clubabende oder Teestuben beschränken sich meist auf die Konfirmations- bzw. Firmungsjahrgänge.
- § In einigen Stadtteilen gibt es inoffizielle Jugendtreffpunkte (Straßenecken, Spielplätze, u.ä.), über die immer wieder Beschwerden bei der Polizei eingehen
- § Kommerzielle Jugendfreizeitangebote (Discos, Konzerte etc.) gibt es fast nur in der Innenstadt. Die ungünstigen Fahrpläne der öffentlichen Verkehrsmittel an den Wochenenden sind dabei vor allem für Jugendliche unter 18 Jahren ein großes Problem.
- § Kommerzielle Treffpunkte in den Stadtteilen, wie z.B. Kneipen, schreiben den Jugendschutz in der Regel klein.
- § Mit dieser Situation der Freizeitangebote haben Mädchen größere Schwierigkeiten als Jungen.
- § Jugendlichen AusländerInnen, die nicht in festen Cliques integriert sind, bekommt diese Situation noch weniger.

Mit diesen allgemeinen Einschätzungen richtete sich der Blick der Fachkräfte nun gezielt über die bestehenden Einrichtungen hinaus auf die Gesamtjugend und ihre kon-

²⁷⁰ Das Methodenrepertoire der Sozialraum- und Lebensweltanalyse in der Jugendarbeit wurde erst ab den 1990er Jahren offensiv entwickelt (vgl. Teil I / Kap. 2.3.1).

²⁷¹ Vgl. Team Jugendförderung 1988: 3f.

krete Freizeitsituation vor Ort im sozialräumlichen Kontext der bestehenden bzw. fehlenden Angebote.

3.4 „Neue“ Orientierungen: Vernetzung, Gesamtjugend, Partizipation

Unter Berücksichtigung dieser allgemeinen Feststellungen entwickelten die Fachkräfte anschließend ein erstes Rahmenkonzept mit folgenden Orientierungspunkten, die in ihren Grundaussagen die oben beschriebenen Konzeptbausteine einer interessenorientierten Jugendarbeit skizzieren.²⁷²

- § Vernetzung der jugendfördernden Angebote der Kirchen, Verbände, Vereine und der Kommune, um vorhandenen Freizeit- und Kulturangebote für Jugendliche attraktiver zu machen.²⁷³
- § Erweiterung der bisher "geschlossenen" Angebote der Vereine und Verbände um offene Angebote für alle Jugendlichen einer bestimmten Altersspanne und eines bestimmten Einzugsgebietes.²⁷⁴
- § Partizipation Jugendlicher bei der Gestaltung ihres direkten Lebensraumes und ihrer Freizeitmöglichkeiten.²⁷⁵

Diese Vorschläge wurden über das zuständige Kulturamt dem Stadtrat zur Diskussion vorgelegt. Am 5. Mai 1987 beschloss der Schul- und Kulturausschuss des Ludwigsburger Gemeinderates schließlich die Einrichtung des "Team Jugendförderung" (TJF) für die Dauer von zwei Jahren mit dem Auftrag, die Freizeitsituation der Jugendlichen in allen Stadtteilen zu erkunden und Verbesserungsvorschläge zu formulieren. Diese soll-

²⁷² Vgl. Teil I / Kap. 3.

²⁷³ Die Notwendigkeit jugendfreundlicher Gemeinwesen in Kooperation mit anderen Institutionen und Organisationen (vgl. Teil I / Kap. 3.2.4).

²⁷⁴ Die Notwendigkeit des sozialräumlichen Blickes auf die Interessen der Mädchen und Jungen über Vereins- und Verbandsgrenzen hinaus (vgl. Teil I / Kap. 3.2.1 und Kap. 3.2.2).

²⁷⁵ Die Notwendigkeit von Partizipation und jugendpolitischer Einmischung (vgl. Teil I / Kap. 3.2.3).

ten in einem nächsten Schritt modellhaft erprobt und die Ergebnisse dem Ausschuss in Form eines Berichtes vorgelegt werden.²⁷⁶

3.5 „Neues“ Terrain: Lebenswelten sichten und Kontakte knüpfen

Entsprechend den neuen Orientierungspunkten wurden mittels ausführlicher Stadtteilbegehungen zunächst die informellen Treffs und Nischen Jugendlicher ausfindig gemacht und erste Kontakte mit Jugendlichen, Erwachsenen und „Schlüsselpersonen“ geknüpft. Bei diesen Befragungen ging es den Fachkräften weniger darum, Daten und Fakten mit Hilfe eines standardisierten Interviews abzufragen, sondern Meinungen und Einschätzungen über die Situation Jugendlicher im Stadtteil und die auffälligsten Veränderungen in den letzten Jahren zu sammeln. Dabei stellte sich heraus, dass nicht alle Stadtteile „Brennpunkte“ waren, dass aber alle Stadtteile ein Potenzial an Jugendlichen hatten, die für ein Engagement in „ihrem“ Stadtteil zu gewinnen wären.

Im zweiten Schritt wurden Vereinsvorstände und Gemeindepfarrer über ihre Angebote und die Veränderungen in den letzten Jahren befragt und über die Arbeit des TJF informiert. Zugleich wurden bereits konkrete Kooperationsmöglichkeiten und damit verbundene Fragen besprochen, wie z. B. materielle und personelle Unterstützung der Kommune bei offenen Angeboten der Kirchen oder Fragen der Aufsichtspflicht.

Es folgte die Befragung auf der „mittleren“ Ebene der JugendleiterInnen. Schließlich wurde auch stadtteilübergreifend und über Ludwigsburg hinaus erkundet: Ausländische Vereine, die Ausländerbetreuung des Sozialamtes, Stadtjugendring, Kreisjugendring, Stadt- und Kreisschülerrat wurden ebenso befragt wie andere Städte, in denen Neuerungen im Bereich der Jugendförderung bekannt waren, wie z.B. Erlangen, München, Berlin und Saarlouis.

Vor dem Hintergrund der Erkenntnisse, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, wurde das bisherige Rahmenkonzept verfeinert, ausformuliert und allen Interessierten und Zuständigen zu Diskussion unterbreitet, um es gemeinsam weiterzuentwickeln.

²⁷⁶ Vgl. Stadt Ludwigsburg 1987: Beschlussvorlage.

3.6 Denkmodelle im Experimentierfeld: das „Versuchskaninchen“ Grünbühl

Nach einem Jahr Erkundung hatten die Fachkräfte genügend Daten und Erfahrungen gesammelt, um das bisher Gedachte in einem Stadtteil modellhaft zu erproben. Mit Blick auf „günstige Versuchbedingungen“ fiel die Wahl auf den Stadtteil Grünbühl, da es hier bereits intensive Kontakte zu Jugendlichen und engagierten Erwachsenen innerhalb der kirchlichen und verbandlichen Jugendarbeit gab und die schlechte Freizeitsituation der Mädchen und Jungen am offensichtlichsten war. Hier wurde infolge die Palette der Aktivitäten für ein jugendfreundliches Gemeinwesen erprobt, die hier nur stichwortartig skizziert werden kann: Gründung einer Arbeitsgemeinschaft unterschiedlicher Organisationen und engagierter BürgerInnen,²⁷⁷ gemeinsame niedrigschwellige Angebote wie Grillabende, Spielenachmittage, Kino, Ferienprogramme, Gründung eines Jugenddiscoteams,²⁷⁸ erste Jugendvollversammlung für alle 13- bis 18-jährigen Mädchen und Jungen im Stadtteil mit Wahl eines zwölfköpfigen Stadtteiljugendrates²⁷⁹, quotiert nach Alter und Geschlecht.

Auf Grundlage der Erfahrungen aus dem Modellversuch in Grünbühl wurden schließlich die Konzepte für die anderen Stadtteile formuliert und das Rahmenkonzept weiterentwickelt.

3.7 Perspektivenwechsel: Von der Jugendarbeit zur Jugendförderung

Nach zweijähriger Erkundung und Erprobung im Modell konnte das TJF dem Schul- und Kulturausschuss des Gemeinderates 1990 den Projektabschlussbericht vorlegen. Die Kernaussage lautete: "Durch Flexibilisierung und Mobilisierung aller vorhandenen Ressourcen ist eine effektivere und breitere Jugendförderung mit relativ geringem finanziellem Aufwand schon kurzfristig machbar. Für die Verwaltung bedeutet dies vor allem, dass sie die Aufgabenstellung der Jugendhäuser mit dem Ziel einer breiteren

²⁷⁷ Jugendfreundliches Gemeinwesen im Netzwerk vieler (vgl. Teil I / Kap. 3.2.4).

²⁷⁸ Interessen Jugendlicher als zentraler Inhalt (vgl. Teil I / Kap. 3.2.2).

²⁷⁹ Partizipation und jugendpolitische Einmischung (vgl. Teil I / Kap. 3.2.3).

Nutzung der Häuser und eines mobileren Einsatzes der Fachkräfte verändert. Für die freien Träger bedeutet eine solche Sichtweise, dass sie ihre Angebote mehr öffnen und besser miteinander kooperieren müssen." (TJF 1990: 33f.). Für die Umsetzung des Konzeptes gab das TJF u. a. folgende Empfehlungen:

- § Die bisherige kommunale Jugendarbeit soll in Zukunft mobil, servicebezogen und projektorientiert gestaltet werden, als Voraussetzung dafür, die Jugendangebote aller Träger in den Stadtteilen zu koordinieren, zu unterstützen und neue Selbstorganisierungsformen und Initiativen besser zu fördern.²⁸⁰
- § Im Stadtteil Eglosheim wird die Betreuung weniger zugunsten der Förderung vieler junger EglosheimerInnen aufgegeben. Das Jugendhaus ist zusätzlich Stützpunkt für Initiativen und Jugendforen aus anderen Stadtteilen.²⁸¹
- § Die Aufgabenstellung der beiden kommunalen Jugendhäuser muss im Sinne von Jugendförderung neu definiert werden: Weg von der Betreuung weniger, hin zur Förderung vieler²⁸². Dies macht neue Teamstrukturen nötig: Denkbar ist entweder ein Großteam oder eine Aufgabenverteilung auf die bestehenden Teams nach Stadtteilen.
- § In einem Jugendförderplan, der kontinuierlich fortgeschrieben wird, soll der Bedarf regelmäßig überprüft und die Angebotsstrukturen darauf abgestimmt werden. Dafür sind Personal und Ausstattung notwendig.²⁸³

Daraufhin erging folgender Beschluss des Schul- und Kulturausschusses: „Die Abteilung ‚Offene Jugendarbeit‘ des Kulturamtes wird beauftragt, die vom Team Jugendförderung in den Stadtteilen begonnene Arbeit fortzuführen und die flächendeckende Vernetzung und Koordination der offenen Jugendförderung in Ludwigsburg voranzutreiben." (Stadt Ludwigsburg 1990). Dieser grundsätzlich positive Beschluss verzichtet leider auf die Selbstverpflichtung kommunaler Jugendförderplanung, weswegen Ludwigsburg bis heute keine Planung hat.

²⁸⁰ Jugendfreundliches Gemeinwesen (vgl. Teil I / Kap. 3.2.4).

²⁸¹ Zielgruppe Gesamtjugend (vgl. Teil I / Kap. 3.2.1).

²⁸² Zielgruppe Gesamtjugend (vgl. Teil I / Kap. 3.2.1).

²⁸³ Jugendfreundliches Gemeinwesen (vgl. Teil I / Kap. 3.2.4).

Damit war der Perspektivenwechsel von der Jugendarbeit zur Jugendförderung²⁸⁴ eingeleitet, der in den folgenden Jahren weiter konkretisiert wurde.

4 Die strukturelle Praxis der Jugendförderung

Im Folgenden werden im Überblick die stadtteilübergreifenden und die stadtteilorientierten Einrichtungen der Kinder- und Jugendförderung²⁸⁵ vorgestellt, ihre personellen und finanziellen Ressourcen beschrieben und ihre Verankerung in den kommunalen Verwaltungsstrukturen beleuchtet.²⁸⁶ Den inhaltlichen Schwerpunkten im Alltag wird in Teil III ausführlich nachgegangen.

4.1 Die Einrichtungen der Jugendförderung

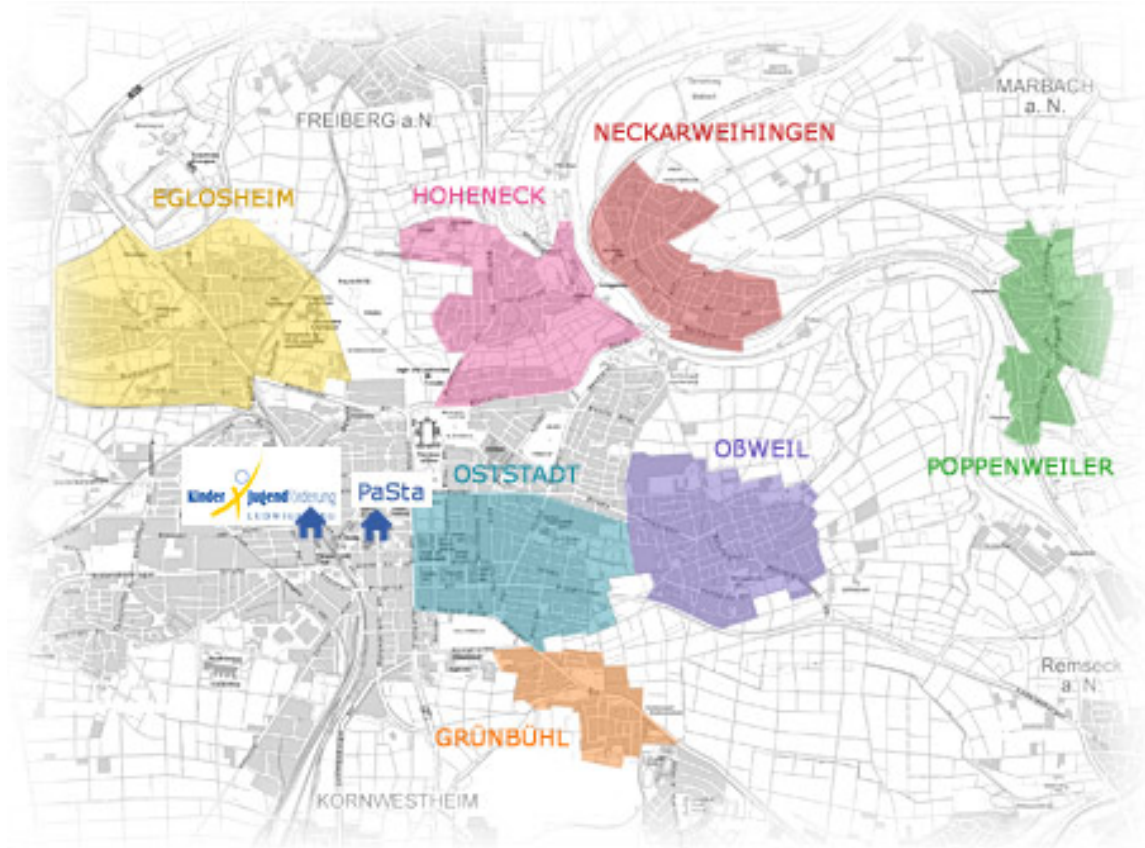
Die aktuellen Einrichtungen der Jugendförderung sind das Ergebnis der oben beschriebenen krisenhaften Konzeptentwicklung. Sie können als strukturelle Antwort verstanden werden auf die grundsätzlichen Fragen nach der Zielgruppe der Gesamtjugend, der Orientierung an den Interessen von Mädchen und Jungen, des Auftrages der Partizipation und der jugendpolitischen Einmischung und nicht zuletzt der Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen. Die Jugendförderung konnte bis dato in sieben Stadtteilen ausgebaut werden und unterhält zusätzlich stadtteilübergreifende Einrichtungen, mit denen sie den unterschiedlichen jugendkulturellen Szenen in der Gesamtstadt Rechnung trägt. Einen räumlichen Überblick über die gesamtstädtischen Einrichtungen und die Stadtteile, in denen die Jugendförderung bis dato tätig ist, gibt folgende Skizze:²⁸⁷

²⁸⁴ Vgl. Teil II / Kap. 3.7.

²⁸⁵ Die Jugendförderung wurde 2002 um die Kinderförderung erweitert, auf welche ich inhaltlich im Rahmen dieser Arbeit nicht näher eingehe. Dennoch wird die Kinderförderung im Rahmen der allgemeinen Daten zur personellen und finanziellen Ausstattung des Gesamtbildes wegen miteinbezogen.

²⁸⁶ Sämtliche Informationen sind – wenn nicht anders ausgewiesen – den Konzeptausführungen der Kinder- und Jugendförderung (vgl. Kinder- und Jugendförderung Ludwigsburg 2007) und den Internetseiten der Stadt Ludwigsburg (URL: <http://www.ludwigsburg.de>) und der Kinder- und Jugendförderung Ludwigsburg (URL: <http://www.jugendfoerderung.de>) entnommen.

²⁸⁷ Vgl. Kinder- und Jugendförderung Ludwigsburg 2006.



Im Folgenden werden die Eckdaten der Einrichtungen kurz vorgestellt und wird jeweils am Ende der Beschreibung ein Überblick über die jeweiligen Partizipationsformen, die Kooperationspartner und die Netzwerkstrukturen gegeben.

4.1.1 Stadtteilübergreifende Einrichtungen

Das **Haus der Kinder- und Jugendförderung**²⁸⁸, die „Zentrale der Dezentralen“, liegt in direkter Nähe des Bahnhofs und verfügt über eine Nutzfläche von ca. 1000 m², verteilt auf vier Stockwerke. Es beherbergt das zentrale **Jugendcafé „BarRock“** mit jugendkulturellem Schwerpunkt, zwei **Bandübungsräume**, die **Büros** der Fachkräfte samt Schulungs- und Besprechungsräumen und Lagerräume für das vielfältige **Verleihmaterial** (Spiel- und Sportgeräte, Veranstaltungstechnik, Bewirtung und Dekoration). Zusätzlich ist hier das Kinderbüro des Stadtjugendringes untergebracht und die

²⁸⁸ Das ehemals zentrale Jugendhaus „Die Villa“ wurde 1992 zur sog. Zentrale der Dezentralen.

Ludwigsburger Musikerinitiative G.R.U.N.Z.²⁸⁹ hat seit 1991 hier ihren Sitz. Ein separates **Nebengebäude** (ehemalige Remise) kann für Veranstaltungen in Selbstorganisation von Jugendlichen und KooperationspartnerInnen der Jugendförderung angemietet werden.

In Regie der Jugendförderung wird zusätzlich der **Pavillon am Stadtbad (PaSta)** geführt, der sich mitten in der Innenstadt, umgeben von sieben Schulen, befindet. Er wurde in Kooperation mit den umliegenden Schulen als selbstverwaltete Schüler-Cafeteria eingerichtet, die über die Mittagszeit für alle SchülerInnen der Innenstadt geöffnet ist. Sie wird in weitestgehender Eigenregie von den Schülermitverwaltungen zweier Schulen betrieben. Der 120 m² große Multifunktionsraum mit integrierter Bar und Küchenzeile und ein kleiner Besprechungsraum wird von Schulen und Organisationen der Kinder- und Jugendarbeit genutzt.

In den Räumen des PaSta befindet sich der **Meeting Point**, ein niedrigschwelliges Angebot für Jugendliche im Innenstadtbereich, die sich bislang den Bahnhofsbereich, die Plätze der innerstädtischen Schulen oder bestimmte Kauf- und Parkhäuser als Freizeitplätze ausgesucht haben. Neben der preisgünstigen Möglichkeit, sich zu treffen, stehen den Mädchen und Jungen unterschiedliche Angebote der Hilfe und Beratung (z. B. zu Sucht, bei der Arbeits- und Ausbildungssuche und bei Krisen) zur Verfügung.

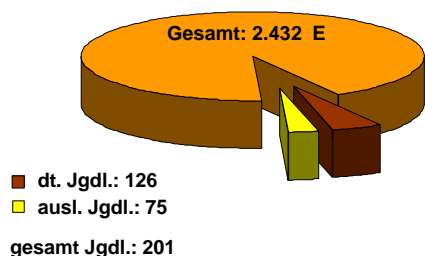
Im Überblick: Partizipationsformen, KooperationspartnerInnen, Netzwerkstrukturen

Partizipation:	„MitMischer“ (jährliche gesamtstädtische Kinder- und Jugendkonferenz), jugendkulturelle Projekte (z. B. Musikproduktionen, Konzerte, Meet Hip Hop)
Kooperation:	Scala Kultur GmbH Ludwigsburg, Popbüro Stuttgart, Tanz- und Theaterwerkstatt Ludwigsburg, Schülermitverwaltungen in der Innenstadt, Schulsozialarbeit der Innenstadtschulen, AWO-Migrationsberatung, Neu Start (Bewährungshilfe), USS (Unterricht, Sprache, Schulung – Qualifizierung junger Menschen), Job Connections (Hilfe für junge Arbeitssuchende), Allgemeiner Sozialer Dienst, Kinderbüro Ludwigsburg
Vernetzung:	Arbeitskreis „Netzwerk Innenstadt“

²⁸⁹ **Gemeinsamer Rock- und Nachwuchs- Zusammenschluss.**

4.1.2 Einrichtungen in den Stadtteilen

Die Jugendförderung betreibt in sieben Ludwigsburger Stadtteilen Jugendcafés, die alle auf Initiative von den Stadtteiljugendräten entstanden. Sie sind für die Mädchen und Jungen zwischen 11 und 18 Jahren mindestens zweimal wöchentlich geöffnet.²⁹⁰ Im Folgenden werden die statistische Eckdaten über die Mädchen und Jungen in den Stadtteilen nochmals in Erinnerung gerufen²⁹¹, die Einrichtungen kurz beschrieben und schließlich im Überblick die jeweils aktuellen Partizipationsformen²⁹², die wichtigsten KooperationspartnerInnen im Stadtteil und die Vernetzungsstruktur skizziert.



Grünbühl-Sonnenberg, das einstige „Versuchskaninchen“ der Jugendförderung Anfang der 1990er²⁹³, ist der kleinste Ludwigsburger Stadtteil mit einem insgesamt hohen Anteil Jugendlicher zwischen 11 und 18 Jahre und einem hohen Anteil ausländischer Mädchen und Jungen. Seit

1990 zogen vor allem kinderreiche AussiedlerInnenfamilien zu, so dass der Anteil von Jugendlichen mit Migrationshintergrund noch mal bedeutend höher zu veranschlagen ist. Ende der 1990er Jahre wurde der Stadtteil um die ehemalige amerikanische Wohnsiedlung Sonnenberg erweitert. Seit 2006 ist der Stadtteil in das Bund-Länder-Förderprogramm „Stadt- und Ortsteile mit besonderem Entwicklungsbedarf - die Soziale Stadt“ aufgenommen. Das Jugendcafé im Stadtteil Grünbühl-Sonnenberg wurde 1990 zunächst in den Räumlichkeiten des evangelischen Gemeindehauses eingerichtet. 2002 zog es in das neu erbaute, ca. 200 m² große Jugend- und Bürgerhaus um, das in Regie der Jugendförderung vom DRK-Stadtteilbüro und anderen Organisationen und Initiativen genutzt wird. Neben dem Veranstaltungsraum und der mit Theke integrierten Küche stehen zwei Gruppenräume sowie zwei Büros für verschiedene NutzerInnen zur Verfügung. Der offene Cafébereich wird von der Kinder- und Jugendförde-

²⁹⁰ Die Räumlichkeiten werden auch von der Kinderförderung genutzt, die hier unberücksichtigt bleibt.

²⁹¹ Alle Daten sind dem Statistischen Bericht (Stadt Ludwigsburg 2007) entnommen.

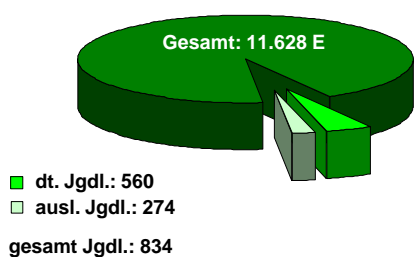
²⁹² Die alltägliche Beteiligung im Alltag der Jugendcafés ist als selbstverständlich vorausgesetzt.

²⁹³ Vgl. Teil II / Kap. 3.6.

nung an zwei Tagen in der Woche betrieben. In unmittelbarer Nähe befinden sich zusätzlich ein Spielplatz, ein Basketball- und ein Fußballplatz.

Im Überblick: Partizipationsformen, KooperationspartnerInnen, Netzwerkstrukturen

Partizipation:	Jugendforen und Projektgruppen
Kooperation:	Evangelische Martinsgemeinde, Turn- und Sportverein, Grundschule, Bürgerverein Grünbühl-Sonnenberg, DRK, ASD, Kinderbüro
Vernetzung:	ARGE (Arbeitsgemeinschaft Grünbühl-Sonnenberg)



Eglosheim ist der größte Stadtteil Ludwigsburgs, weist einen durchschnittlichen Anteil von Jugendlichen im Alter zwischen 11 und 18 Jahren auf und entsprechend der Gesamtbevölkerungsstruktur einen überdurchschnittlich hohen Anteil

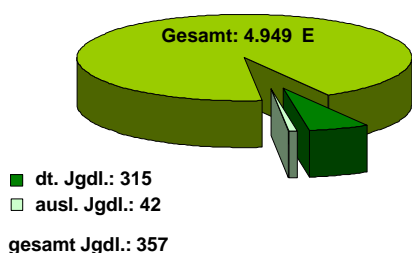
von ausländischen Mädchen und Jungen. In den 1980er Jahren wurde Eglosheim als Modellfall einer Großsiedlung aus den 1950er Jahren mit erheblichen Bundes- und Landesmitteln zum Teil saniert²⁹⁴ und ist seit 2000 in das Bund-Länder-Förderprogramm "Stadt- und Ortsteile mit besonderem Entwicklungsbedarf - die Soziale Stadt" aufgenommen. Das Jugendcafé wurde 2001 neu eröffnet, nachdem das ehemalige Provisorium²⁹⁵ aus den 1980er Jahren abgerissen wurde. Im Erdgeschoss befindet sich der ca. 120 m² große Bistrobereich mit geräumigem Thekenbereich und separater Küche, des weiteren zwei multifunktionale Mehrzweckräume, die sowohl durch einen separaten Nebeneingang als auch durch den Bistrobereich erreichbar sind und unabhängig oder parallel vom Jugendcafébetrieb genutzt werden können. Auf der zweiten Etage erstreckt sich eine Galerie mit ca. 50 m² mit einem kleinen Technikraum für Musikveranstaltungen und einem Internetbereich. In unmittelbarer Nähe des Jugendcafés schließen sich die Skateranlage und der Basketballplatz an.

²⁹⁴ Vgl. Burkhardt 1991.

²⁹⁵ Vgl. Teil II / Kap. 3.1.

Im Überblick: Partizipationsformen, KooperationspartnerInnen, Netzwerkstrukturen

Partizipation:	Stadtteiljugendrat
Kooperation:	DRK Stadtteilbüro, DRK Schulsozialarbeit, Bauspielplatzverein, Grund- und Hauptschulen, Frauenzentrum
Vernetzung:	AGE (Arbeitsgemeinschaft für soziale Kinder- und Jugendarbeit in Eglosheim), Mädchennetzwerk

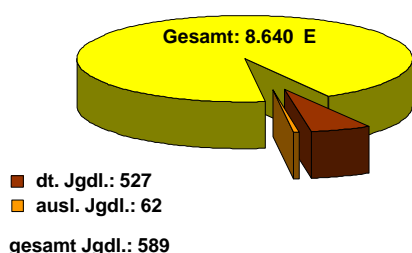


Hoheneck, das ehemalige Winzerdorf direkt am Neckar, weist ebenfalls einen durchschnittlichen Anteil von Jugendlichen an der Gesamtbevölkerung auf, jedoch entsprechend des AusländerInnenanteils im Stadtteil unterdurchschnittlich

wenige ausländische Mädchen und Jungen. Das Jugendcafé ist seit 1993 im evangelischen Gemeindehaus beheimatet, welches die Stadt im Gegenzug Anfang der 1990er Jahre mit einem Baukostenzuschuss für den notwendig gewordenen Umbau unterstützte. Den Mädchen und Jungen stehen ein Bistroraum und ein kleiner Mehrzweckraum mit insgesamt ca. 90m² zur Verfügung.

Im Überblick: Partizipationsformen, KooperationspartnerInnen, Netzwerkstrukturen

Partizipation:	projektorientiert (z. B. Grillplatz, Kunstprojekt ²⁹⁶), „Jugendrädle“ (Stadtteiljugendrat für die Teenies)
Kooperation:	Evangelische Gemeinde, Grundschule, Bürgerverein, Feuerwehr
Vernetzung:	„Runder Tisch“ Hoheneck



Der Anteil Jugendlicher im Stadtteil **Oßweil** liegt unter dem gesamtstädtischen Durchschnitt, ebenso wie der Anteil an ausländischen Mädchen und Jungen. Die Jugendförderung ist hier seit 1993 aktiv und konnte 1995 in einem Nebenraum

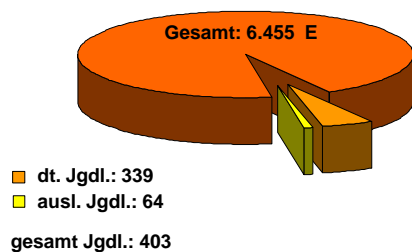
der Mehrzweckhalle ein Jugendcafé einrichten, das 2001 um einen Anbau erweitert wurde, so dass den Mädchen und Jungen nun ca. 70 m² zur Verfügung stehen. In un-

²⁹⁶ Gestaltung eines sog. „Zwei-Seiten-Häuschens“ (überdacht, nach zwei Seiten offen) an einem beliebigen informellen Treffpunkt von Mädchen und Jungen im Stadtteil.

mittelbarer Nähe befindet sich ein Fußballplatz samt Basketballmöglichkeiten. Seit 2000 verfügt Oßweil zusammen mit der angrenzenden Oststadt über die größte Skateranlage in der Stadt.

Im Überblick: Partizipationsformen, KooperationspartnerInnen, Netzwerkstrukturen

Partizipation:	projektorientiert (z. B. Jugendkulturveranstaltungen)
Kooperation:	Fußballsportverein, Kirchen
Vernetzung:	Interessengemeinschaft der Oßweiler Vereine, Kirchen und der Feuerwehr

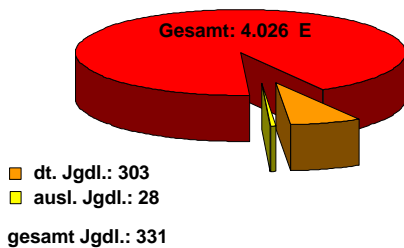


Neckarweihingen weist trotz seines dörflichen Charakters einen auffallend geringen Anteil an Jugendlichen an der Stadtteilbevölkerung auf und ebenso einen unterdurchschnittlichen Anteil an ausländischen Mädchen und Jungen. Die Jugendförderung ist hier seit 1991 mit Jugendratswahlen, Jugendaktionstagen und regelmäßigen Veranstaltungen aktiv, konnte aber erst 1997 ein kleines Jugendcafé in einem ehemaligen Schafstall in direkter Nähe des Rathauses einrichten. Den Mädchen und Jungen steht ein ca. 40 m² großer Cafébereich samt einem kleinen Nebenraum zur Verfügung.

Die Jugendförderung ist hier seit 1991 mit Jugendratswahlen, Jugendaktionstagen und regelmäßigen Veranstaltungen aktiv, konnte aber erst 1997 ein kleines Jugendcafé in einem ehemaligen Schafstall in direkter Nähe des Rathauses einrichten. Den Mädchen und Jungen steht ein ca. 40 m² großer Cafébereich samt einem kleinen Nebenraum zur Verfügung.

Im Überblick: Partizipationsformen, KooperationspartnerInnen, Netzwerkstrukturen

Partizipation:	Stadtteiljugendrat, projektorientierte Formen (z. B. Jugendaktionstage)
Kooperation:	Kirchen, ASD, Robinsonspielplatz, Rad- und Tischtennisverein, Grund- und Hauptschule, Turnverein
Vernetzung:	AKJ (Arbeitskreis Jugend Neckarweihingen), Step (Stadtteilentwicklungsplan)

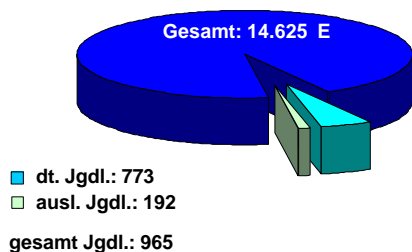


In **Poppenweiler** wohnen überdurchschnittlich viele Mädchen und Jungen, anteilig jedoch die wenigsten ausländischen Jugendlichen, was vermutlich auf den traditionsreichen und sehr dörflichen Charakter des Stadtteils zurückzuführen

ist. Das heutige Jugendcafé wurde 1997 in den Räumen des ehemaligen selbstverwalteten Jugendtreffs „Waschhäusle“ eingerichtet, der seit den 1970er Jahren eine wechselvolle Geschichte aufweisen konnte, bis er schließlich in kommunale Trägerschaft übergeben wurde. Das Gebäude ist ca. 65 m² groß und beherbergt im Erdgeschoß den Bistrobereich mit Theke und kleiner Küchenzeile. Das Dachgeschoß dient bisher nur als Lagerraum.

Im Überblick: Partizipationsformen, KooperationspartnerInnen, Netzwerkstrukturen

Partizipation:	interessenorientierte Projekte (z. B. Sportmöglichkeiten, Aus- und Umbau des Jugendcafés)
Kooperation:	Kirchen, Radsportverein
Vernetzung:	keine



In der **Oststadt**, dem bevölkerungsreichsten Gebiet des Hauptortes, wohnen unterdurchschnittlich wenige Mädchen und Jungen, wovon ebenfalls unterdurchschnittlich wenige Jugendliche ohne deutschen Pass sind. Das Jugendcafé

konnte im Jahr 2000 in einem ca. 80 m² großen Container in der Nähe des Stadionbades eröffnet werden. Neben dem Hauptraum mit einem Thekenbereich steht den Mädchen und Jungen noch ein Außengelände mit überdachter Terrasse zur Verfügung.

Im Überblick: Partizipationsformen, KooperationspartnerInnen, Netzwerkstrukturen

Partizipation:	projektorientierte Formen (Jugendforen)
Kooperation:	Schulen, Schulsozialarbeit, Jugendmigrationsdienst der AWO und der Caritas, ASD, CVJM, Kirchen
Vernetzung:	AOsta (Arbeitskreis Oststadt)

4.2 Personelle und finanzielle Ressourcen

Die Jugendförderung verfügt über eine gute personelle und finanzielle Ausstattung, die sich auf den zweiten Blick jedoch relativiert, wenn man bedenkt, dass die Gesamtkosten nur 0,3 % des gesamtstädtischen Haushaltes betragen und das Ziel einer flächendeckenden Jugendförderung in allen Ludwigsburger Stadtteilen noch in weiter Ferne zu sein scheint. Der Stellenplan der Stadt Ludwigsburg²⁹⁷ für die Kinder- und Jugendförderung gliedert sich in Hauptamtliche (900 %), PraktikantInnen (800 %), Zivildienstleistende (200 %) und Honorarkräfte. Die hauptamtlichen Ressourcen verteilen sich auf folgende Arbeitsbereiche:

- 100% Leitung der Jugendförderung
- 100% Stadtteil Eglosheim und stellvertretende Leitung der Jugendförderung
- 100% Stadtteil Grünbühl-Sonnenberg
- 250% Stadtteile Hoheneck, Neckarweihingen, Oßweil, Oststadt, Poppenweiler
- 150% stadtteilübergreifende Arbeit (Haus der Kinder- und Jugendförderung)
- 50 % niedrigschwelliges Angebot „Meeting Point“ in der Innenstadt (PaSta)
- 150 % Kinderförderung (seit 01.11.2003)

Die PraktikantInnen sind zum Großteil angehende SozialarbeiterInnen bzw. SozialpädagogInnen, die im Rahmen ihrer Ausbildung an einer Berufsakademie, einer Fachhochschule, einer Fachschule oder einer anderen Ausbildungsstätte ihre Praxissemester absolvieren, aber auch angehende ErzieherInnen.

Im Rahmen des jeweiligen Haushaltsjahres können zusätzlich Honorarkräfte für unterschiedliche Tätigkeiten, vor allem zur Unterstützung der Fachkräfte in den Stadtteiljugendcafés, aber auch für Veranstaltungen und Kurse beschäftigt werden.

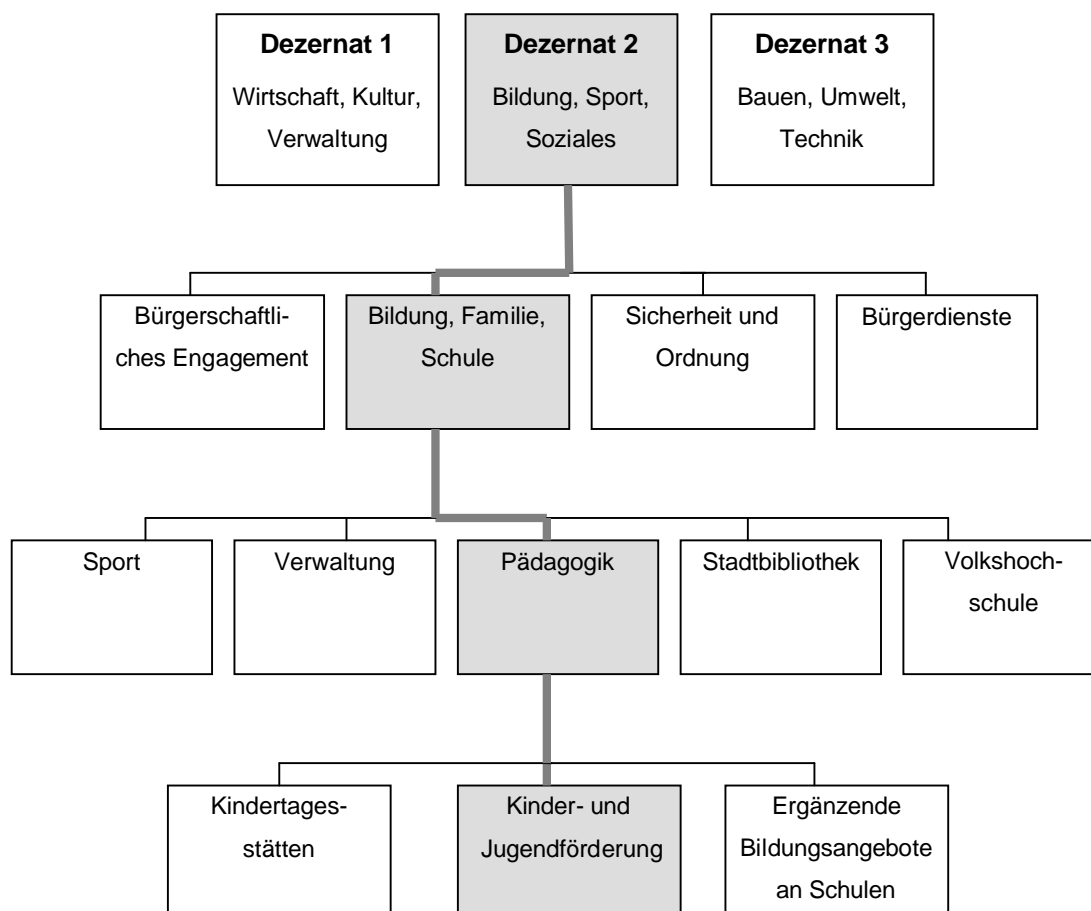
Der Kinder- und Jugendförderung standen im Haushaltsjahr 2005 insgesamt ca. 780.000,00 € zur Verfügung, wovon ca. 570.000,00 € zur Deckung der Personalkosten aufgewendet wurden.²⁹⁸

²⁹⁷ vgl. Kinder- und Jugendförderung Ludwigsburg 2007.

²⁹⁸ Vgl. Stadt Ludwigsburg 2006: 243.

4.3 Verortung in der Verwaltung

Die kommunale Jugendförderung ist in Ludwigsburg seit den verwaltungsinternen Umstrukturierungen im Jahre 2005 folgendermaßen verortet²⁹⁹:



Sie ist neben den Fachbereichen der Kindertagesstätten und den ergänzenden Bildungsangeboten die dritte Säule im Fachbereich Pädagogik und sozusagen zwischen Betreuung und Bildung angesiedelt.

²⁹⁹ Vgl. Kinder- und Jugendförderung 2007.

Teil III: Interessenorientierte Jugendarbeit am Beispiel der Ludwigsburger Praxis

Die Orientierung an den Interessen von Mädchen und Jungen ist sozusagen der spiritus movens des beruflichen Tuns und Lassens der Ludwigsburger Fachkräfte. Die Vielfalt der daraus resultierenden Praxis lässt sich einordnen in das Konzept einer in Teil I skizzierten interessenorientierten Jugendarbeit¹, welche die die Gesamtheit der Mädchen und Jungen als Zielgruppe in den Blick nimmt, ihre Interessen zum zentralen Inhalt erklärt, Partizipation und jugendpolitische Einmischung als wesentliches Arbeitsprinzip definiert und in Konsequenz die Kooperation und Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen als übergeordnetes Ziel formuliert. In diesem Teil wird aus der Perspektive der MitarbeiterInnen der Frage nachgegangen, wie sich dieses Konzept in den vielfältigen Facetten des Alltag inklusive ihrer Stolpersteine konkretisiert, also was sich hinter dem viel zitierten und scheinbar einfachen Anspruch der Orientierung an den Interessen Jugendlicher in der strukturellen und inhaltlichen Praxis verbirgt.

Im ersten Kapitel wird das Forschungsdesign skizziert: die Entscheidungen, die forschungstheoretisch zu treffen waren, das Material, das zu Grunde liegt und die Auswertungsmethoden. Im Anschluss daran kommen einleitend Yasemine und Gökan zu Wort, zwei ehemalige jugendliche AkteurInnen in der Jugendförderung, die aus ihren erinnerten Erfahrungen im Längsschnitt einen Überblick über die vielfältige Praxis geben. Ihre Erzählungen sind sozusagen als eine Annäherung an die wesentlichen Konzeptbausteine zu lesen. Im Weiteren werden die wesentlichen Konzeptbausteine der Ludwigsburger Praxis im Querschnitt entlang der Erzählungen der Fachkräfte genauer beleuchtet.

¹ Vgl. Teil I / Kap. 3.2.

1 Das Forschungsdesign

Im Dschungel der bunten Forschungszugänge und Forschungsmethoden gilt es, sich einen Weg zu bahnen, der dem Erkenntnisinteresse, dem Forschungsgegenstand und nicht zuletzt der Forscherin gerecht wird, woraus bereits deutlich wird, dass es *die* reine Methode nicht geben kann. Auf der Suche nach einem Pfad durch diesen Dschungel begegnete mir viele interessante „Gewächse“, deren Schönheit, Größe oder Vielfalt ich bewunderte, die sich aber für mein Forschungsvorhaben bei genauer Betrachtung als untauglich erwiesen.²

1.1 Entscheidungen

Im Folgenden möchte ich meine Entscheidungen für den qualitativen Forschungszugang in Form einer Einzelfallstudie mit dem Fokus auf das professionelle Handeln der Fachkräfte mittels der Erhebungsmethode des ExpertInneninterviews verdeutlichen.

1.1.1 Qualitative empirische Sozialforschung

Für mein Erkenntnisinteresse, nämlich wie sich die Orientierung an den Interessen Jugendlicher in der professionellen Praxis der Jugendarbeit heute konkretisiert oder auch nicht konkretisiert, ist der Zugang über die qualitative Sozialforschung ob ihrer Charakteristika der Orientierung am Alltagsgeschehen, des Falls als Ausgangspunkt, der Methodenvielfalt, der Perspektive der Beteiligten, der Kontextualität bei der Datenerhebung, -analyse und -interpretation oder der Offenheit gegenüber den Personen, den Untersuchungssituationen und den Forschungsmethoden nahe liegend (vgl. Flick u. a. 2000: 22ff.).

Insbesondere entspricht der qualitative Zugang den Besonderheiten des Feldes der Jugendarbeit mit seinen Strukturcharakteristika der Freiwilligkeit, Alltagsnähe, Partizipation und Diskursivität. Aus ihrem zentralen Inhalt, nämlich der Selbstbestimmung der Mädchen und Jungen, die sich in ihrer Konsequenz sonst in keinem anderen sozialpä-

² Ich erinnere mich noch eindrücklich an ein Gespräch mit Hans Thiersch, in dem er mir bezüglich der Grenzen meines Dissertationsprojektes bildhaft erklärte, dass ich nicht für den ganzen schönen Park zuständig sei, sondern nur für das Stiefmütterchenbeet in diesem Park.

dagogischen Arbeitsfeld findet, resultiert eine Vielfalt von Praxis, Methoden und professionellen Handlungsoptionen, der nur ein differenzierter und alltagsorientierter qualitativer Forschungsblick gerecht werden kann.

Nicht zuletzt resultiert aus der Annahme der Sinnhaftigkeit einer lebensweltorientierten Jugendarbeit auch eine lebensweltorientierte Forschung, die sich dadurch auszeichnet, dass sie sich „im offenen Suchen, im Prozess, in der immanenten Strategie von Entwurf, Korrektur und neuem Entwurf, in Stufen allmählicher Annäherung an den Gegenstand“ (Thiersch 1998: 87) entwickelt.

1.1.2 Einzelfallstudie

Wie bereits in Teil II unter der Frage „Warum (nur) Ludwigsburg?“ erläutert³ entschied ich mich angesichts der Diffizilität meiner Fragestellung für eine Einzelfallstudie, da diese einen gesamtheitlichen Blick auf die Komplexität des beruflichen Alltags erlaubt.⁴ Ihr geht es nicht um Repräsentativität, sondern um die Besonderheit im Einzelnen, um die vielschichtigen Facetten sozialer Wirklichkeit, in meinem Falle der Orientierung an den Interessen Jugendlicher in ihrer Konkretisierung im sozialpädagogischen Alltag.

Bei meinem „Einzelfall“ handelt es sich entgegen der vorherrschenden Forschungspraxis nicht um eine Person, sondern im erweiterten Fallverständnis um eine institutionelle Praxis⁵, anhand derer Potenzialen der Konzeptbausteine einer interessenorientierten Jugendarbeit⁶ überprüfe. Diese ergeben sich zum einen aus der Situation von Jugend vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der Individualisierung, Pluralisierung und Entgrenzung, ihren Bedürfnissen in der Konkretisierung ihrer Entwicklungsaufgaben und den daraus resultierenden Interessen. Sie lassen sich zum anderen fachtheoretisch aus dem Konzept der Lebensweltorientierung ableiten, da dieses die Interessen Jugendlicher umfassend berücksichtigt⁷.

³ Vgl. Teil II / Kap. 1.

⁴ Vgl. Mayring 2002: 41f.; Flick/Kardoff/Steinke 2000. 253f.

⁵ Vgl. Flick/Kardoff/Steinke 2000: 253f.

⁶ vgl. Teil I / Kap. 3.2.

⁷ Vgl. Teil I / Kap.1.

Dass ich mich für den Einzelfall „Jugendförderung Ludwigsburg“ entschied, liegt – wie bereits ausgeführt⁸ – zusammenfassend begründet in der krisenhaften Konzeptentwicklung, im Rahmen derer bereits in den 1980er Jahren die noch heute geltenden grundsätzlichen Fragen nach dem Auftrag kommunaler Jugendarbeit gestellt wurden, in dem daraus resultierenden Perspektivenwechsel von der Jugendarbeit zur Jugendförderung, in der Differenziertheit und Kontinuität der Praxis, und in der offensichtlichen Attraktivität für die Mädchen und Jungen.

1.1.3 MitarbeiterInnenperspektive

Eine weitere Entscheidung innerhalb meiner Forschungsmethodik ist die für die Perspektive der Fachkräfte. Es mag auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen, in einem Forschungsvorhaben, welches die Orientierung an den Interessen Jugendlicher zum zentralen Thema hat, die AdressatInnen unberücksichtigt zu lassen, also die Fragen an die Mädchen und Jungen, ob sich die Praxis tatsächlich an ihren Interessen orientiert. Diese scheint mir in der Ludwigsburger Praxis aufgrund des regen Zuspruchs der Mädchen und Jungen beantwortet: Da das sozialpädagogische Feld der Jugendarbeit wie kein anderes aufgrund ihrer Strukturmaxime der Freiwilligkeit auf die Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen angewiesen ist, was in Konsequenz bedeutet, dass Jugendliche mit den „Füssen abstimmen“, wenn sie ihre Interessen⁹ nicht realisieren können, müssen die Interessen in der Ludwigsburger Praxis „irgendwie“ berücksichtigt sein.

Mein Erkenntnisinteresse richtet sich deshalb auf eben dieses „irgendwie“, also auf die professionellen Handlungsstrategien zur Ermöglichung dieser Erfahrungen und ihren Konkretisierungen im sozialpädagogischen Alltag. Es wäre sicher in einem zweiten Forschungsschritt reizvoll gewesen, die Forschungsperspektive auf die Mädchen und Jungen zu erweitern und zu untersuchen, wie die Jugendlichen diese postulierte Handlungsmaxime der Orientierung an ihren Interessen erleben und erfahren oder welche je individuell aktuellen Grundbedürfnisse in der Realisierung welcher Interessen befriedigt

⁸ Vgl. Teil II / Kap. 1.

⁹ Verstanden als die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung (vgl. Teil I / Kap. 1.5).

werden können. Dies hätte jedoch meine Ressourcen gesprengt, so dass ich mich auf die MitarbeiterInnenperspektive beschränke.

Es kommen dennoch zwei ehemalige jugendliche AkteurInnen zu Wort, Yasemine und Gökan,¹⁰ die einleitend sozusagen im Längsschnitt ihrer erinnerten Erfahrungen als BesucherInnen des Stadtteiljugendcafés, spätere MitarbeiterInnen im Discoteam sowie gewählte StadtteiljugendrätlInnen und aktuell erwachsene ehrenamtliche „GastgeberInnen“ im Stadtteiljugendcafé einen ersten Einblick in die vielfältige Praxis geben und die potentiellen Wirkungen der strukturellen und inhaltlichen Praxis erahnen lassen. Ihre Erfahrungen stehen jedoch nicht im Mittelpunkt meines Erkenntnisinteresses.

1.1.4 ExpertInneninterviews

Methodisch entschied ich mich für das ExpertInneninterview, das im Vergleich mit „klassischen Methoden“ der Sozialforschung als randständiges Verfahren gilt, aber in der Forschungspraxis vermutlich weit verbreitet ist. Es findet vor allem Verwendung in der Evaluationsforschung, um z. B. Erfahrungswissen aus alltäglichen Handlungsroutinen herauszufiltern oder Wissen aus innovativen Projekten zu gewinnen (vgl. Meuser/Nagel 1997: 481).¹¹

Einer Person wird entsprechend des jeweiligen Erkenntnisinteresses der ForscherInnen ein ExpertInnenstatus verliehen, aufgrund der Annahme, „dass sie über ein Wissen verfügt, das sie zwar nicht alleine besitzt, das aber doch nicht jedermann bzw. jederfrau in dem interessierenden Handlungsfeld zugänglich ist“ (Meuser/Nagel. 1997: 484).

ExpertInneninterviews zeichnen sich in der Erhebung durch die begründete Auswahl der InterviewpartnerInnen in Kenntnis der Organisationsstrukturen und Kompetenzverteilungen, durch eine thematische Vorstrukturierung in Form eines flexibel handhabba-

¹⁰ Beide wurden in einem gemeinsamen Interview entlang eines Leitfadens befragt. Die Interviews wurden transkribiert und ebenfalls nach der Methode der strukturierten Inhaltsanalyse nach Mayring (vgl. Teil III / Kap. 1.3) ausgewertet.

¹¹ Trotz aller Aktualität ethnographischer Methoden in der Jugendarbeitsforschung (vgl. Lindner 2000; Küster 2003; Müller/Schmidt/Schulz 2005; Cloos/Königeter/Müller/Thole 2007; Müller 2008) entschied ich mich für die ExpertInneninterviews, da sich mein Forschungsinteresse nicht auf das Verstehen des Alltags und des Alltagshandelns in Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit richtet, sondern auf die normative Frage der Orientierung an den Interessen Jugendlicher vor dem Hintergrund der Entwicklungslinien der Ludwigsburger Jugendförderung und dem Zugang über das z. T. langjährige Erfahrungswissen der Fachkräfte.

ren Leitfadens, durch eine offene und flexible Interviewführung und durch das Prinzip des „theoretical sampling“, also der prozessorientierten Auswahl der Interviewpartner nach den Kriterien der minimalen oder maximalen Kontrastierung aus (vgl. Meuser/Nagel 1997: 486f.). In der Auswertung orientiert man sich bei ExpertInneninterviews an thematischen Einheiten und nicht an der Sequenzialität wie dies z. B. bei narrativen Interviews der Fall ist.

Im Rahmen meines Erkenntnisinteresses wählte ich als ExpertInnen die hauptamtlichen MitarbeiterInnen¹² der Jugendförderung aus, die über Erfahrungen in den Stadtteilen und/oder über Erfahrungen in stadtteilübergreifenden Aufgabenfeldern verfügten. Des Weiteren befragte ich externe ExpertInnen, wie den zuständigen Abteilungsleiter in der Verwaltung, die beiden Jugendreferenten des Landkreises und eine langjährige Stadträtin. Diese Interviews lieferten mir zusätzliche Informationen, die als solche am Rande einfließen, in der inhaltlichen Auswertung jedoch unberücksichtigt bleiben. Schließlich führte ich ein Interview mit den beiden oben erwähnten ehemaligen Jugendlichen Yasemine und Gökan,¹³ deren erinnerte Erfahrungen als ergänzende Illustration der Praxis einleitend vorgestellt werden.

Nach dem Prinzip des „theoretical sampling“¹⁴ entschied ich mich im Prozess der Datenerhebung für vertiefende ExpertInneninterviews mit dem langjährigen Leiter der Jugendförderung, sowie mit einer langjährigen Mitarbeiterin im größten Stadtteil Ludwigsburgs und einer ebenfalls langjährigen Mitarbeiterin in der stadtteilbezogenen und stadtteilübergreifenden Jugendförderung.

In der Auswertung orientierte ich mich an der Methode der strukturierten Inhaltsanalyse nach Mayring, die in Kap. 1.3 vorgestellt wird.

1.2 Das Material

Die Datenerhebung erfolgte von Sommer 2002 bis Frühjahr 2003 vor Ort in Ludwigsburg. Mit dem Leiter der Jugendförderung und fünf MitarbeiterInnen führte ich insgesamt neun ca. zweistündige Interviews in den Räumlichkeiten des Hauses der Kinder-

¹² Keine PraktikantInnen und auch keine langjährigen Honorarkräfte.

¹³ Vgl. Teil III / Kap. 1.1.3.

¹⁴ Mich interessierte die minimale Kontrastierung.

und Jugendförderung. Das ca. zweieinhalbstündige Interview mit den beiden ehemaligen JugendrätInnen Yasemine und Gökan, die mir von einer Mitarbeiterin vermittelt wurden, fand ebenfalls in diesen Räumlichkeiten statt. Die ca. zweistündigen Interviews mit dem Abteilungsleiter und der Stadträtin führte ich im Rathaus, das Interview mit den beiden Kreisjugendpflegern in deren Räumlichkeiten im Landratsamt. Alle Interviews wurden aufgenommen und transkribiert. Im Folgenden beziehe ich mich nach einer einleitenden Illustration der Praxis anhand des Interviews von Yasemine und Gökan auf die Interviews mit den MitarbeiterInnen, da sie das zentrale Material sind, das der Auswertung zu Grunde liegt.

Der Leitfaden wurde in einem Pretest mit zwei Personen erprobt und modifiziert. Standardisiert waren die kurze Vorstellung des Forschungsprojektes, die Klärung der Rahmenbedingungen und die Fragen nach den statistischen Daten. Die inhaltlichen Fragen nach den jeweiligen spezifischen Arbeitsbereichen, den Themen Vernetzung, Partizipation und der Theorie der Jugendförderung variierten in der Reihenfolge und den aufgabenspezifischen Differenzierungen. Sie wurden jedoch in allen Interviews behandelt. Neben den fachlichen Themen war mir wichtig, mit der Frage nach dem „persönlichen beruflichen Steckepferd“ eventuell zusätzlichen Facetten des Alltags auf die Spur zu kommen und mit der Frage nach der Einschätzung der Zukunft der Jugendförderung einen Einblick in Problemstellungen der aktuellen Praxis zu erhalten.

Alle Personennamen wurden anonymisiert, auf Wunsch der MitarbeiterInnen wurden die Namen der Stadtteile jedoch beibehalten.

1.3 Auswertung

Bei der Auswertung meines Materials orientierte ich mich an der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse, im Besonderen der strukturierten Inhaltsanalyse nach Mayring (vgl. Mayring 2000). Sie hat ihre Wurzeln in der quantitativen Inhaltsanalyse, die primär in den 1920er Jahren in den USA entwickelt wurde, mit dem Ziel, die sich ausweitenden Massenmedien zu analysieren. Dieses ursprünglich quantitative Verfahren, das z. B. nach Häufigkeiten bestimmter Motive im Material suchte, wurde seit den 1950ern um die qualitative Dimension erweitert, nachdem deutlich wurde, dass mit den bisherigen Verfahren weder der Kontext von Textpassagen oder latent vorhanden Sinnzusammenhänge, noch markante Einzelfälle oder das, was nicht gesagt wurde, ausreichend erfasst werden konnte (vgl. Mayring 2002: 114).

Der Ansatz der qualitativen Inhaltsanalyse besteht darin, die systematische Technik zu nutzen, um anhand eines theoriegeleitet am Material entwickelten Kategoriensystems einzelne Passagen nach den Regeln des Codierens auf für die Forschungsfrage relevante Aspekte zu durchsuchen. Mayring unterscheidet drei Grundformen der qualitativen Inhaltsanalyse: die *Zusammenfassung* mit dem Ziel, das Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, die *Explikation* mit dem Ziel, einzelne fragliche Textteile durch zusätzliche Recherchen besser zu verstehen und die Strukturierung mit dem Ziel, theoriegeleitet bestimmte Aspekte aus dem Material nach bestimmten Kriterien herauszufiltern (vgl. Mayring 2002: 115).

Ich entschied mich vor dem Hintergrund meines Erkenntnisinteresses für die strukturierte Inhaltsanalyse, im Rahmen derer ich anhand des Materials nach und nach ein Kategoriensystem entwickelte, im Auswertungsprozess modifizierte, um schließlich den vielseitigen Facetten der Orientierung an den Interessen Jugendlicher „Namen“ geben zu können.

2 Im Längsschnitt: Yasemines und Gökans Erfahrungen in der Ludwigburger Jugendförderung

Bevor die Fachkräfte über ihre professionelle Praxis der Jugendförderung ausführlich zu Wort kommen, möchte ich zwei ehemalige Jugendliche über ihre Erfahrungen in der Jugendförderung erzählen lassen¹⁵: Yasemine, 21 Jahre alt, angehende Erzieherin, in Ludwigsburg geboren und seit ihrer zweiten Grundschulklasse im Stadtteil Eglosheim zu Hause und Gökän, 22 Jahre alt, Industriemechaniker in Ausbildung, seit seiner Geburt „stolzer Eglosheimer“ (18). Sie geben aus ihrer Sicht als ehemalige BesucherInnen des Jugendcafés, langjährig engagierte JugendrätInnen und aktuell erwachsene ehrenamtliche MitarbeiterInnen in Form ihrer erinnerten Erfahrungen Einblicke in die facettenreiche Praxis und deren individuelle Bedeutungen und Wirkungen.

¹⁵ Der Lesbarkeit wegen verzichte ich im Folgenden auf die Beifügung „vgl.“, wenn es sich nicht um direkte Zitate aus dem Interview handelt.

2.1 „... da ist man halt aufgewachsen“¹⁶ – Stadtteiljugendcafé

Yasemine und Gökan sind beide ihrem Stadtteil Eglosheim sehr verbunden: Hier leben sie, hier gingen sie zur Schule, hier verbrachten sie ihre Freizeit und hier war es ihnen „noch nie langweilig“ (688/689). Die Innenstadt war für beide bis zum Alter von 17 bzw. 18 Jahren uninteressant: Yasemine war es zunächst verboten, in die Stadt zu gehen, doch auch als ihre Eltern die Erlaubnis gaben, nutzte sie die Möglichkeit nicht: „So in Ludwigsburg hat mich nichts gereizt [...] ich wollte einfach hier bleiben“ (680-686). Obwohl man vom Stadtteil Eglosheim mit dem Fahrrad oder den öffentlichen Verkehrsmitteln in zehn Minuten in der Innenstadt ist, lag „Ludwigsburg“ in Yasemines Wahrnehmung in weiter Ferne und wurde in keinerlei Verbindung zu ihrem Stadtteil Eglosheim gebracht. Dies ist verständlich, da es zum einen keine Notwendigkeit gab, in die Stadt zu fahren, zum anderen war die Stadt eine unbekannte Größe, zu der sie keine Bezüge hatte (686). Auch Gökan wollte „einfach in Eglosheim bleiben“, wo er seine Freunde hatte im Gegensatz zur Stadt, in der er niemanden kannte (670/671). Ihr alltäglicher Treffpunkt war das Jugendcafé im Stadtteil, das Anfang der 1990er im Rahmen der konzeptionellen Umstrukturierungen in den Räumen des ehemaligen Jugendhauses eingerichtet wurde¹⁷.

Yasemine besuchte mit 12 Jahren zum ersten Mal zusammen mit ihrer Clique das damals neue Jugendcafé, von dem „jeder irgendwie so davon geschwärmt hat“ (24). Da der Einrichtung im Stadtteil immer noch der schlechte Ruf¹⁸ des ehemaligen Jugendhauses anhaftete, war ihr der Besuch eigentlich von ihren Eltern verboten, da diese das Jugendhaus mit Rauchen, Alkohol und älteren Besuchern verbanden und der Meinung waren, dass dies für ihre Tochter nichts sei (164-165). Yasemine ging trotzdem hin. Sie und ihre Clique wurden von der Mitarbeiterin freundlich begrüßt, zu einer Cola eingeladen und durch die Räumlichkeiten geführt: „Also es war halt cool, man kam sich da jetzt nicht blöd vor und man musste da auch nichts machen, also Programm oder so“ (47-48). Der freundliche Empfang erleichterte ihr, sich in der neuen Umgebung wohlfühlen, und die Unverbindlichkeit der Angebote entsprach dem ihr wichtigen Interesse nach Geselligkeit mit ihren Gleichaltrigen: „also man wollte einfach quat-

¹⁶ Yasemine: 324.

¹⁷ Vgl. Teil II / Kap. 3.

¹⁸ Vgl. Teil II / Kap. 3.1.

schen oder Bravo lesen oder mal kickern“ (49-50). Attraktiv waren für sie auch die Discos, die „voll viele Leute“ (53) besuchten und den unverbindlichen Kontakt mit den Jungen ermöglichten (54). Im Laufe der Zeit half sie mal an der Theke mit, bei den Discoververanstaltungen oder beim Aufräumen und kandidierte schließlich mit 13 Jahren für den Jugendrat¹⁹.

Gökan kam das erste Mal mit 13 Jahren mit ein „paar Kumpels“ (67) ebenfalls verboteenerweise ins Jugendcafé. Für ihn hatte die Einrichtung einen bestimmten Reiz (60-62), da bereits sein größerer Bruder unerlaubterweise das ehemalige Jugendhaus besuchte, wo „es ja auch Alkohol, Zigaretten und alles mögliche“ gab (65/66). Aber bei ihm war schließlich alles anders, da er ja ins Jugendcafé und nicht ins Jugendhaus ging (66). Für Gökan scheint diese Unterscheidung wesentlich zu sein, da er die Interviewerin einmal freundlich (77) und ein zweites Mal etwas ungeduldig (92) berichtigt, nachdem sie wiederholt die Begriffe „Jugendhaus“ und „Jugendcafé“ synonym verwendet. Auf Nachfrage beschreibt er anhand der Unterschiede zwischen den beiden Einrichtungstypen aus seiner Sicht die Qualitäten, die ihm im Jugendcafé wichtig sind: „Ja der Unterschied ist der, im Jugendhaus da kommen ab 18-Jährige welche rein, da kommen aber auch Kleinere rein, 11-Jährige, 12-Jährige, die rauchen dann auch schon im Jugendhaus. Das darf man zum Beispiel im Jugendcafé nicht. Und dann, wenn da irgendeiner sich schlägert, das interessiert dann meistens denjenigen, der hinter der Theke steht, nicht. Was heißt interessiert ihn nicht, der kümmert sich weniger drum wie bei uns. Über Gewalt und so, bei Gewalt juckt es die halt nicht.“ (94-99). Gökans Vergleichsgrößen sind zwei Jugendhäuser in den benachbarten Städten M. und O., die er von eigenen Besuchen kennt (120). Im Vergleich zum Eglosheimer Jugendcafé mit Altersbegrenzung und einer rauch-, alkohol- und gewaltfreien Atmosphäre verbindet er allgemein mit der Einrichtung Jugendhaus ein altersmäßig breit gestreutes Publikum und MitarbeiterInnen „hinter der Theke“, die weder auf den Jugendschutz achten noch bei gewalttätigen Auseinandersetzungen einschreiten. Zusätzlich schreibt er den Jugendhäusern „Extremismus“ zu (115-118), worunter er die Besetzung der Einrichtung durch eine Clique versteht, die anderen Jugendcliquen den Zugang verwehren. Als

¹⁹ Der Jugendrat ist ein von Jugendlichen des Stadtteils für die Dauer von ein bis eineinhalb Jahren gewähltes Gremium mit dem Auftrag, sich für eine Verbesserung der Freizeit- und Lebenssituation der jungen StadtteilbewohnerInnen einzusetzen. Wahlberechtigt und zur Kandidatur zugelassen sind alle 12- bis 17-jährigen Mädchen und Jungen des Stadtteils. Je nach Größe des Stadtteils werden acht bis zwölf Jugendliche gewählt, quotiert nach Alter (12 bis 14J./ 15 bis 17J.) und Geschlecht. (Kinder- und Jugendförderung der Stadt Ludwigsburg 2007: 36f.).

Beispiel führt er das Jugendhaus in O. an: „Da sind echt nur Türken drin. Ich bin selber Türke, aber das ist dann halt nur ein Jugendhaus für Türken, da trifft man niemand anders, nur Türken, auch keine Mädchen“ (126-128).

Auch Yasemine schätzt die Atmosphäre im Jugendcafé im Vergleich zu den beiden Jugendhäusern in den benachbarten Städten P. und A., die sie von eigenen Besuchen kennt und in denen es schon „ziemlich lockerer“ (108/109) ist, womit sie den erlaubten gängigen Zigaretten- und Alkoholkonsum „in den meisten Jugendhäusern“ (109) meint. Obwohl sie selbst mit 14 Jahren zu rauchen begann, fand sie es damals als Besucherin „o.k.“ (151), dass im Jugendcafé nicht geraucht wurde, da der Großteil sowieso aus Gründen des Jugendschutzes nicht rauchen durfte (150) und ihre Eltern ihr sonst den Besuch auch nicht erlaubt hätten (162). Sie handhabte das Rauchverbot sehr pragmatisch, indem sie einfach „um die Ecke“ (149) ging, um weder von der Mitarbeiterin noch von den Älteren gesehen zu werden, die zwar wussten, dass sie rauchte, vor denen sie aber aus „Respekt“ nicht rauchen wollte (151-152). Das Alkoholverbot wiederum war für sie als türkisches Mädchen sehr wichtig: „Ich hätte mich als Mädchen, als Türkin unwohl gefühlt, wenn dann voll viele Jungs getrunken hätten und gerade in der Zeit, wo die Jungs dann sowieso noch so drauf sind, von wegen blöde Kuh und mal hier antatschen“ (168-171). Diesbezüglich schätzt sie im Jugendcafé seitens der Mitarbeiterin die Pflege einer gewaltfreien verbalen und körperlichen Kommunikation, also „dass eben Ausdrücke nicht gesagt werden, nicht geschlägert wird“ (112) und speziell den Jüngeren und den Mädchen besondere Aufmerksamkeit zuteil wird (113), also den BesucherInnengruppen, die erfahrungsgemäß mehr Schwierigkeiten in offenen Jugendeinrichtungen haben, sich mit ihren Interessen durchzusetzen. Dementsprechend hält Yasemine auch die Altersbegrenzung für wichtig, da sich ihrer Meinung nach 12-Jährige in Anwesenheit von 21-Jährigen „nicht so entfalten können [...], sich nicht trauen, so alles zu zeigen“ (137-138).

Das Jugendcafé wurde mit den Jahren für beide ein Stück „Heimat“ (315), das ihnen vertraut war und wo sie sich täglich mit ihrer Clique trafen. Hier veranstalteten sie „tolle Parties“ (317), konnten rumhängen, wenn sie nicht so gut drauf waren (318) und erlebten ihren ersten Liebeskummer (328). Retrospektiv wurde ihnen dies sehr deutlich, als das alte Jugendcafé abgerissen wurde und der Umzug in den lange geplanten größeren Neubau anstand. Obwohl sie sich als JugendrätInnen für den Neubau verfochten hatten, fiel ihnen der Abschied von den alten Räumlichkeiten schwer, da er auch einen Abschied von ihrer Jugendzeit bedeutete wie Yasemine beschreibt: „Du hast echt gemerkt, he das ist alles vorbei irgendwie die ganze Zeit. Du hast einfach gemerkt, dass

eben die nächste Generation kommt, dass du eben nicht mehr die Jugendliche bist, das fand ich echt, also da ist es einem echt so bewusst geworden, dass man jetzt einfach nicht mehr so dazu gehört wie eben davor. Das fand ich schon ziemlich traurig“ (339-343). Die Abschiedsparty in den alten Räumlichkeiten, bei der die BesucherInnen ihren Abschiedsgruß an die Wand malen konnten, erlebte Yasemine sehr intensiv, sozusagen als Zeitraffer der Jahre, die sie dort verbrachte und erlebte (321-323).

Yasemine, Gökan und einige andere junge Frauen und Männer aus der Clique wechseln sich aktuell jeden Samstagabend als ehrenamtliche GastgeberInnen²⁰ ab (594/595). Bezahlt werden will Gökan dafür nicht: „Ich will auch keine Kohle dafür. Ich meine, du hast da viel gelernt, du hast mit denen viel erreicht, viel erlebt, da kannst du auch weiter mithelfen“ (609-610). Mit dem ehrenamtlichen Engagement als nun Erwachsener scheint er eine Gegenleistung erbringen zu wollen für die Erfahrungen, die er im Jugendcafé gemacht hat und die er offensichtlich als Bereicherung für sich bewertet. Yasemine ist in ihrem Engagement der Aspekt der Freiwilligkeit wichtig, den sie wiederholt betont im Gegensatz zur Pflicht, die für sie mit einer Bezahlung verbunden wäre (615-617). Sie will nicht verpflichtet werden, sondern „echt freiwillig [...] für die Kids irgendwo [...] einfach von dir aus für andere“ (614-618) etwas tun. Für ihr Ehrenamt wurden Yasemine und Gökan in einer Gastgeberschulung qualifiziert, in der sich die Themenpalette vom Umgang mit Jugendlichen, mit Konflikten, mit Grenzüberschreitungen über die Aufmerksamkeit, „ab wann das Knutschen eben echt nicht mehr o.k. ist“ (579) bis hin zum Verhalten in Notfällen erstreckte (576-583).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das Jugendcafé für Yasemine und Gökan eine wichtige Station ihrer Jugendzeit war: Es bot einen geschützten Rahmen für das im Jugendalter zentrale Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit und entsprechenden Räumen, es war Ort der jugendkulturellen Inszenierung und Ausgangspunkt für jugendpolitische Einmischung und schließlich in der Summe der darin gemachten Erfahrungen Motivation für ein weiteres erwachsenes ehrenamtliches Engagement der beiden.

²⁰ Die Ludwigsburger Fachkräfte verwenden den Begriff GastgeberIn für ehren- und hauptamtliche BetreuerInnen der Jugendcafés. Im Unterschied zu den Begriffen MitarbeiterIn oder BetreuerIn werden mit diesem die Haltungen und Verhaltensweisen deutlicher, die den Fachkräften in den Jugendcafés wichtig sind (z. B. gegenseitige Wertschätzung, Freundlichkeit, Begrüßung und Verabschiedung) sowie die Rechte und Pflichten der GastgeberInnen respektive der Gäste.

2.2 „Wir Jugendräte waren ja alle miteinander befreundet ...“²¹ – Engagement in Gleichaltrigengeselligkeit

Yasemine wurde mit 13 Jahren erstmals in den Stadtteiljugendrat gewählt und war Jugendrätin bis sie mit 17 Jahren die Abendrealschule begann und aus Zeitgründen nicht mehr kandidierte (36-37). Damals „machten halt viele aus der Clique mit“ (36), was für Yasemine eine wesentliche Motivation zur Kandidatur darstellte: „Das hat auch viel mit Freunden zu tun, also wenn die Interesse hatten, du hast dann automatisch mitgemacht“ (81/82). Gökan kandidierte ebenfalls mit 13 Jahren erstmals für das Amt. Ausschlaggebend für seine Kandidatur war die Mitarbeiterin Susanne, die ihn darauf ansprach und ihn dafür gewinnen konnte (67-68).

Bei der Frage nach dem schönsten Erlebnis in ihrer Zeit als JugendrätInnen sind sich beide einig: Es war die Fahrt an den Bodensee, wo sie ein Wochenende lang zusammen mit den Fachkräften eine Jugendratsschulung machten (287-292). In Erinnerung sind ihnen drei Tage Dauerregen auf einem Zeltplatz mit tropfnassen Zelten zusammen mit der ganzen Clique (293-295): „Das war echt cool, wir hatten so viel Spaß, nichts geschlafen halt und so“ (295). Über die Inhalte der Schulung erzählen sie nichts, das intensive Gruppenerlebnis steht im Mittelpunkt der Erinnerung. Als ebenfalls schöne Erlebnisse beschreiben sie die von ihnen organisierten „Movie Nights“, Kinonächte im Jugendcafé bis spät in die Nacht, bei denen es vor allem darum ging, nicht einzuschlafen (296-302). Auch die Jugendratswahlen, im Besonderen die damit verbundenen Wahlpartys benennen sie als schöne Erlebnisse (304), die DJ-Auftritte (304) sowie die Halloween Partys, die „super, einfach vom Gastgeber team her“ (305) waren. Erst dann erzählen sie von ihren sichtbaren Erfolgen als JugendrätInnen, den Lichtanlagen für den Bolzplatz, den Skateranlagen, dem schließlich neuen Bolzplatz und dem Neubau des Jugendcafés (306-309).

Hier wird sehr deutlich, dass das Engagement von Yasemine und Gökan als JugendrätInnen untrennbar mit der Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung einhergeht: Nicht die Sachthemen stehen im Vordergrund, sondern ihre Interessen nach Gleichaltrigengeselligkeit und nach Räumen für ihre jugendkulturellen Inszenierungen, hinter denen sich wiederum die Grundbe-

²¹ Gökan: 80.

dürfnisse Jugendlicher verbergen²². Partizipation kann folglich nicht als isoliertes Interesse an sich betrachtet werden, sondern muss vielmehr als Konkretisierung der Interessen nach Geselligkeit, Räumen und jugendkultureller Inszenierung verstanden werden. Damit bildet Beteiligung die Dimension der gesellschaftlichen Verankerung der konkreten Interessen und erfordert folglich einen wertschätzenden Umgang mit den Bedürfnissen Jugendlicher und den daraus resultierenden „einfachen“ Interessen in Partizipationsprojekten. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, wenn Yasemine und Gökan ihr Engagement nicht als „Opfern ihrer Freizeit“ empfinden: „Das war ja unsere Freizeit, also unsere Freunde, also wir hatten da ja unseren Spaß“ (349-352). Und es verwundert auch nicht, dass die meisten JugendrätInnen aus der damaligen Clique heute ehrenamtliche GastgeberInnen sind (360-362).

Insgesamt verdeutlichen Yasemine und Gökan eindrucksvoll die Zusammenhänge zwischen den Interessen Partizipation, Gleichaltrigengeselligkeit und Jugendkultur, verstanden als Konkretisierungen ihrer Bedürfnisse nach Anerkennung, Kreativität, Identität und Orientierung: Entsprechend der Verwobenheit ihrer Grundbedürfnisse müssen auch die Interessen in ihrer Verwobenheit untereinander betrachtet werden: Sie bedingen sich in vielfältiger Weise gegenseitig und können im Einzelnen nur in ihren Bezügen zu den anderen Interessen verstanden werden.

2.3 „Ich fahre auch keine Inline-Skater und ich bin drei Jahre hinter der Inline-Skater-Bahn hergewesen“²³ – Selbstverständnisse als Jugendrat/Jugendrätin

Die Einrichtung einer Skateanlage im Stadtteil Eglosheim war ein zentrales Projekt in Gökans Zeit als Jugendrat. Dieses Projekt war Ergebnis einer Befragung anlässlich einer bevorstehenden Jugendratswahl, bei der sich die Forderung nach einer solchen Anlage als das Hauptinteresse der Jugendlichen herauskristallisierte (423-424). Dieses Allgemeininteresse stand im doppelten Widerspruch zu seinen persönlichen Interessen: Zum einen war Gökan Fußballspieler und der Bolzplatz, auf dem er sich mit seiner Clique traf, sollte bei Realisierung des Projektes der Skateranlage weichen und die

²² Vgl. Teil I / Kap. 1.5.

²³ Gökan: 384-385.

Kicker müssten sich dann auf einen abgelegenen Platz treffen. Zum anderen kam er durch diesen Verdrängungseffekt mit dem Engagement für die Skateranlage bei seiner Clique in Argumentationsnot und musste einige Kritik einstecken: „Viele von meinen Kumpeln haben gesagt, warum machst du das, weil die Skaterbahn war früher unser Bolzplatz, Fußballplatz und da haben die mich angeschwätzt, haben gesagt, hey, warum hast du das da durchgesetzt und was weiß ich was. Manche haben mich dann gar nicht mehr angeschaut, aber irgendwie war das halt so“ (390-394).

Trotz der Auseinandersetzungen mit seiner Clique und dem absehbaren Nachteil für ihn als Fußballspieler war für Gökan das „größere Interesse der Jugendlichen“ (394) wichtiger als seine Eigeninteressen. Als von den Mädchen und Jungen im Stadtteil gewählter Jugendrat fühlte er sich deren Interessen verpflichtet (396-399) und nahm sie ernst, indem er sich über drei Jahre für das Projekt verkämpfte.

In anderen Engagementfeldern wiederum deckten sich Eigen-, Cliquen- und Allgemeininteressen, wie z. B. bei den regelmäßig organisierten Jugenddiscos für die Mädchen und Jungen im Stadtteil. Für Gökan waren diese Veranstaltungen „klar nicht nur vom Interesse der anderen, das ist auch vom eigenen Interesse“ (377-378) und ohne den damit verbundenen Spaß, stellt Yasemine fest, „hätt man das alles ja echt nicht gemacht.“ (382-383).

Als Jugendrat bzw. Jugendrätin war es Yasemine und Gökan auch wichtig, dicht an den Interessen der Jugendlichen im Stadtteil dranzubleiben. Dies konkretisierte sich in Projekten der Interessenerkundung zusammen mit der Mitarbeiterin Susanne. Im Rahmen eines Wettbewerbs, den Yasemine und Gökan persönlich in den entsprechenden Klassen der Haupt- und der Realschulen vorstellten, konnten die Mädchen und Jungen ihre Vorschläge für Verbesserungen im Stadtteil einreichen. Die Ideen, die an einem Abend kurz vor der Jugendratswahl vorgestellt und prämiert wurden, wurden ausgewertet und bildeten die Arbeitsbasis für die JugendrätInnen: „Da hat man gesehen, ha, die wollen einen Grillplatz, die meisten, sagen wir mal von 100 wollten 60 einen Grillplatz. Dann konzentrierst dich jetzt zum Beispiel auf Grillplatz“ (421-423). Ein weiteres Projekt war ein Videostreifzug durch den Stadtteil, bei dem Yasemine und Gökan die aus ihrer Sicht verbesserungswürdigen Ecken im Stadtteil filmten und Jugendliche auf der Straße nach ihren Wünschen befragten (430-435). Im Rahmen dieses Projektes konnten sie auch Mädchen und Jungen auf Schulhöfen und in den Klas-

sen befragen (436-438), was für beide ein sehr eindrückliches Erlebnis darstellte, worauf ich später ausführlicher zurückkommen werde.²⁴

Ihr Engagement als JugendrätInnen bringen beide nicht mit Politik in Verbindung. So stellt Yasemine fest: „Ha Politik, ne, das interessiert mich gar nicht“ (498). Dies ist auf den ersten Blick erstaunlich, wird aber aus ihrer Beschreibung der Unterschiede zwischen Politik und ihrem Engagement im Jugendrat durchaus verständlich. Eine erste Unterscheidung liegt für Yasemine darin, dass sie sich für Menschen engagiert im Gegensatz zur Politik, die ihrer Meinung nach „echt nichts mehr“ (500) mit den Menschen zu tun hat: Im Gegensatz zu den PolitikerInnen habe sie sehr viel Kontakt zu den Jugendlichen, „was bei der Politik nicht so ist“ (502). Eine weitere Unterscheidung liegt für Gökan darin, dass in Parteien die Eigeninteressen Priorität hätten. Zusammenarbeit gibt es nur, wenn die Interessen sich überschneiden: „Das ist beim Jugendrat anders, weil man gemeinsame Interessen hat“ (510). Yasemine stellt zusätzlich in Frage, ob die Aktivitäten der PolitikerInnen auch im Sinne der Menschen sind, da sie die Menschen nicht fragen würden, ob sie etwas wollen oder nicht, im Unterschied zum Jugendrat, der Jugendliche direkt nach ihren Wünschen und Interessen fragt (511-515).

Beide wurden von der SPD ob einer Kandidatur für den Stadtrat angefragt, was weder für Yasemine noch für Gökan in Frage kam (485-495). Gründe hierfür scheinen weniger schlechte Erfahrungen im direkten Kontakt mit PolitikerInnen gewesen zu sein, da sich beide von den PolitikerInnen in ihren Anliegen als Jugendrat/Jugendrätin ernst genommen fühlten, nie das Gefühl hatten, „belächelt“ zu werden (534) und auch sehr selbstbewusst wirken: „Die waren ja dann auch froh, dass wir die ernst genommen haben, die Politiker, denke ich mal“ (537-538). Ihre Absage an ein parteipolitisches Engagement scheint vielmehr in den oben beschriebenen Vorzügen ihrer Jugendratsämter zu liegen, die sich zusammenfassend beschreiben lassen als Lust auf das direkte Engagement an der Basis vor Ort für und in Geselligkeit mit Gleichaltrigen.

Insgesamt wird deutlich, dass Yasemine und Gökan sich den Interessen der Mädchen und Jungen im Stadtteil verpflichtet fühlen und im Spannungsfeld zwischen Eigen-, Cliquen- und Allgemeininteressen sehr klare Prioritäten zugunsten der Interessen der Stadtteiljugend setzen.

²⁴ Vgl. Teil III / Kap. 2.4.

2.4 „... dann kann man was erreichen, dann ist man stolz auf sich“²⁵ – Erfahrungen der Selbstwirksamkeit²⁶

Als Gökan im Alter von 13 Jahren von der Mitarbeiterin Susanne ob einer Kandidatur für den Jugendrat angefragt wurde, zögerte er zunächst, da er nicht wusste, was das war und was er da drin sollte, aber: „Wo ich dann angefangen habe im Jugendrat, da habe ich gemerkt, ja, wenn man da was macht, dann kann man was erreichen, dann ist man stolz auf sich. Das war dann der Kick für mich, da habe ich das dann fünfmal gemacht, da war ich fünfmal Jugendrat“ (70-73). Die Erfahrung, durch eigene Kompetenzen und eigenes Engagement etwas erreichen zu können, löst in ihm Stolz auf sich selbst aus und ist bis heute die treibende Kraft für sein Ehrenamt. Insbesondere der Kampf um die Skateranlage war für Gökan mit besonderer Anstrengung verbunden: Im Verlauf der drei Jahre bis zur Realisierung sprangen manche Mädchen und Jungen wieder ab, neue kamen hinzu, es mussten wieder Verhandlungen mit der Stadt geführt werden bis es endlich so weit war: „Da haben wir echt eine super Skateranlage gekriegt, das hat sich gelohnt die drei Jahre, obwohl ich ja kein Skater bin“ (454/455). Auf seine Leistungen stolz zu sein, das Gefühl, etwas erreicht zu haben und schließlich auch die konkreten Ergebnisse des eigenen Engagements sehen zu können wie z. B. auch das neue Jugendcafé oder die Beleuchtungsanlage der Radwege (461-463), waren für Gökan eindrucksvolle Erfahrungen der Selbstwirksamkeit in seiner Zeit als Jugendrat.

Für Yasemine war die Erfahrung wichtig, „dass man sieht, dass man als Jugendlicher, obwohl man da noch so jung ist, trotzdem Entscheidungen treffen kann [...], das war schon cool irgendwie, dass man gesehen hat so, he wir sind zwar jung aber erreichen echt was, werden ernst genommen, uns hört man echt zu“ (624-628). Die Mädchen und Jungen im Stadtteil, denen Jasmin bis heute bekannt ist, begegnen ihr anerkennend, woraus Jasmin rückblickend für sich resümiert, dass das, was sie zusammen mit den anderen JugendrätInnen erreicht hat, „nicht schlecht“ (472) war. Entsprechend beschreibt sie als den größten Erfolg ihrer Zeit als Jugendrätin, dass Jugendliche mit ihren Wünschen und Ideen auf sie zukamen, weil sie „einfach gewusst haben, du bist der Jugendrat und kannst was erreichen“ (465-466).

²⁵ Gökan: 71-72.

Eine sehr eindrückliche Erfahrung für Yasemine und Gökan war das bereits oben erwähnte Projekt der Interessenerkundung, bei dem sie SchülerInnen an den Eglosheimer Schulen im Unterricht und auf dem Pausenhof befragten (430-438). Eine dieser Befragungen fand auch in Gökans ehemaliger Hauptschule statt, für die er sich extra einen Tag Urlaub nahm (438). Der erste Erfolg, den sie verbuchen konnten, war eine Genehmigung des Rektors, die SchülerInnen in den Klassen im Rahmen des Unterrichts befragen zu dürfen: „Da brauchst du Genehmigung und so, haben wir echt gekriegt“ (442). Der zweite Erfolg war eher persönlicher Art für Gökan: Er wollte sich seinen ehemaligen LehrerInnen als Jugendrat präsentieren und auch zeigen, was aus ihm geworden war: „da wollte ich auch hingehen und meinen Lehrern zeigen, was ich so drauf habe, obwohl ich ja nicht viel drauf gehabt habe in der Schule, denen zeigen, was wir für die Jugendlichen in Eglosheim machen, was wir erreicht haben“ (444-447). Gökan ist stolz auf sich, auf sein Engagement im Stadtteil und auf die bisherigen Erfolge als Jugendrat. Er möchte seinen ehemaligen LehrerInnen, für die er vermutlich nach dem Maßstab von Schulnoten ein schlechter Schüler war, zeigen, dass aus ihm durchaus oder trotzdem etwas geworden ist. Er hat außerhalb von Schule Fähigkeiten und Kompetenzen entwickelt, auf die er stolz ist, für die er Anerkennung bekommt und die sein Selbstbewusstsein stärken. Diese Stärken möchte er seinen ehemaligen LehrerInnen präsentieren, die von ihm als Schüler vor allem seine Lernschwächen wahrnahmen oder wie Yasemine es rückblickend auf diese Befragung in Gökans Schule auf den Punkt bringt: „Hey, hier bin ich und das ist aus mir geworden“ (477).

Diese Erfahrungen der Selbstwirksamkeit machen Yasemine und Gökan selbstbewusst: Sie haben Vertrauen in ihre Fähigkeiten und Kompetenzen, sie haben die Gewissheit, neue oder schwierige Anforderungen bewältigen zu können, was wiederum als Basis für die Lust an persönlicher Weiterentwicklung angenommen werden muss oder am Experimentieren in neuen Engagementfeldern wie z. B. aktuell als GastgeberInnen.

²⁶ Selbstwirksamkeit ist eine wesentliche Dimension des Grundbedürfnisses Kreativität (vgl. Teil I / Kap. 1.3.2 sowie gelingener Partizipationprozesse von Mädchen und Jungen (vgl. Teil I / Kap. 1.5.4).

2.5 „Das haben sie dann auch in der Türkei meinen Verwandten erzählt ...“²⁷ - Erfahrungen der Anerkennung²⁸

Anerkennung ist ein zentrales Bedürfnis von Mädchen und Jungen, das sich in ihren Interessen nach Gleichaltrigengeselligkeit, Jugendkultur und Partizipation ausdrückt: Sie ist eine treibende Kraft bei der Neugestaltung sozialer Beziehungen, beim Experimentieren mit jugendkulturellen Inszenierungen und schließlich auch für jugendliches Engagement, wie bei Yasemine und Gökan deutlich wird: Sie können auf vielfältige Erfahrungen der Anerkennung durch ihre Familie, die Gleichaltrigen in ihrem Stadtteil, die PolitikerInnen und nicht zuletzt durch die Fachkräfte zurückblicken.

Nachdem, wie bereits oben beschrieben, beiden anfangs der Besuch im neuen Jugendcafé verboten war²⁹, gelang es Yasemine und Gökan mit der Zeit, ihre Eltern umzustimmen, so dass sie zumindest erlaubterweise ihrem Engagement nachgehen konnten. Akzeptiert und wertschätzend anerkannt wurde dies dennoch nicht. Bei Yasmines Eltern war die Presse schließlich ausschlaggebend für deren Meinungsumschwung: „Als sie dann echt gesehen haben, also das kommt in der Zeitung und so, dann hat mein Vater auch gesagt, du das kann gar nicht so unwichtig sein“ (238-240). Von nun an war es „ganz klar“ (250), dass sie das Jugendcafé besuchen und ihrem Amt als Jugendrätin nachgehen durfte. Schließlich waren ihre Eltern „dann schon stolz“ (255), was Yasemine daran bemisst, dass die Eltern sogar ihren Verwandten und Freunden in der Türkei von Yasmines Engagement erzählten. Yasemine hat retrospektiv den Eindruck, dass ihre Eltern erkannten, wie wichtig ihr das Engagement war (256) und ihr deshalb auch ungewohnte Freiheiten des Ausgangs zugestanden. Anerkennung erfuhr sie in Folge auch für ihre beruflichen Pläne, Erzieherin zu werden, denen ihr Vater bisher ablehnend gegenüberstand: Nachdem er wusste, wofür sich seine Tochter engagierte und erlebte, dass dieses Engagement auch öffentlich anerkannt wurde, informierte er sich ausführlich über Yasmines Berufspläne und sagte ihr seine persönliche und finanzielle Unterstützung zu (240-248).

Auch bei Gökans Eltern war die externe Anerkennung des Engagements ihres Sohnes ausschlaggebend für einen Meinungswechsel: „Ja und irgendwann, wo ich dann Briefe

²⁷ Yasemine: 252-253.

²⁸ Im Verständnis des Anerkennungsbegriffes von Honneth (vgl. Teil I / Kap. 1.3.5.).

²⁹ Vgl. Teil III / Kap. 2.1.

gekriegt habe von Parteien zum Beispiel von der SPD und CDU [...] da haben sie dann gemerkt, hoppla, was ist denn da los, Briefe von Parteien und so, da kann ja was nicht stimmen“ (265-268). Erst dann setzten sie sich, in der Vermutung, dass die offiziellen Briefe Schwierigkeiten für Gökan bedeuten könnten, mit Gökans Interessen auseinander und Gökan konnte erklären, was sein Engagement genau bedeutete. Auch er hatte den Eindruck, dass seine Eltern stolz auf ihn waren, was er daran festmacht, dass seine Mutter ihn für „fast so etwas wie einen Politiker“ (270) hielt und ihm zutraute, dass er auch den Parkplatzmangel in ihrer Straße beheben könnte. Die anfängliche Skepsis der Eltern bezüglich des öffentlichen Engagements von Yasemine und Gökan führen beide darauf zurück, dass der direkte Kontakt mit PolitikerInnen eine ungewohnte Erfahrung für die Eltern war, die sie selbst nie gemacht hatten und die, wie Yasemine vermutet, viele ausländische Eltern nicht kennen (282-285).

Anerkennung durch die Mädchen und Jungen im Stadtteil erfuhren Yasemine und Gökan zum einen in Form ihrer rege besuchten Veranstaltungen, die sie organisierten, zum anderen aber auch durch persönliche Rückmeldungen. Yasemine hatte in Eglosheim das Gefühl, als Jugendrätin bei den Jugendlichen anerkannt zu sein, nicht „irgendjemand“ (185-186) zu sein, sondern eine Jugendrätin, die etwas erreicht hat. Eine Begebenheit ist Yasemine besonders in Erinnerung: „also einer von den Jugendlichen hat gemeint [...] „ah, Yasmin und Gökan, ihr habt ja damals schon viel erreicht und och, wir versuchen alle so wie ihr zu werden, [...] das war einfach cool“ (187-190). Anderen ein Vorbild zu sein und dieses auch so direkt mitgeteilt zu bekommen stellt ein hohes Maß an Anerkennung dar, über das Yasemine sich sehr freute. Vor allem die Offenheit, mit welcher der Junge sie beide als Vorbilder bezeichnete, beeindruckte Yasemine: „Das hat sich schon gut angefühlt irgendwie“ (193).

Weitere Anerkennung erfuhren Yasemine und Gökan durch die PolitikerInnen. Beide teilen die Einschätzung, dass sie als JugendrätInnen ernst genommen wurden: „Die haben uns richtig ernst genommen. [...] Die haben einfach verstanden, dass wir was wollen und was wir wollen und dass wir es eben wollen“ (530-532). Die StadträtInnen scheinen sich für die Anliegen und Verbesserungswünsche der JugendrätInnen Zeit genommen, sich mit ihnen auseinandergesetzt und sie in ihrem Engagement unterstützt zu haben. Auch die Tatsache, dass sie von den Parteien zu deren Veranstaltungen eingeladen wurden, kann nicht nur als das Bemühen um den politischen Nachwuchs gesehen werden, sondern bedeutete für Yasemine und Gökan Anerkennung in ihrem Amt als JugendrätInnen, aber auch ihrer Personen. Nicht zuletzt erfuhren sie die für sie wichtige Anerkennung auch von der Mitarbeiterin Susanne in Form intensiver

fachlicher Begleitung, tatkräftiger Unterstützung in konkreten Projekten und wertschätzender Haltung, auf welche ich im folgenden Kapitel ausführlich eingehen werde.

2.6 „... wie eine Lehrerin fürs Leben“³⁰ – die Mitarbeiterin Susanne

In den langen Jahren der Zusammenarbeit in den unterschiedlichen Konstellationen (JugendrätInnen, Discoteam, GastgeberInnen) wurde die zuständige Mitarbeiterin Susanne für Yasemine und Gökan eine wichtige Bezugsperson, die in ihrer Erzählung in unterschiedlichen Zusammenhängen immer wieder auftaucht und die Gökan wiederholt mit dem Bild einer „Lehrerin fürs Leben“ beschreibt. Ihre Art der Unterstützung lässt sich m. E. mit dem Motto „So viel wie nötig und so wenig wie möglich“ gut beschreiben. Gökan verdeutlicht dies am Beispiel des Schreibens von Briefen an PolitikerInnen, das für ihn ein eher schwieriges Terrain zu sein schien: Susanne fragte nach seinen Ideen, zeigte verschiedene Möglichkeiten auf, diskutierte mit ihm die Inhalte, versuchte herauszufinden, was ihm wichtig war und korrigierte die Endfassung nach eventuellen orthografischen oder grammatikalischen Fehlern, „aber den Brief schrieb halt ich“ (527). Für Gökan stellt das Schreiben von Briefen an PolitikerInnen vermutlich ein Erfolgserlebnis besonderer Art dar, da er nach eigener Einschätzung in der Hauptschule „nicht viel drauf“ (445) hatte und nun durch die feinfühlige und respektvolle Unterstützung von Susanne ganz neue Kompetenzen entdecken konnte. Unterstützung erfährt er dabei in Form der Diskussion und des Nachfragens mit dem Ziel, dass er sich seine Interessen und Anliegen bewusst wurde, schreiben muss er den Brief jedoch alleine, denn schließlich waren es seine Briefe.

Yasemine stellt für sich fest, dass sie durch Susanne gelernt hat, selbstständiger zu denken und zu handeln (207-208). Sie erinnert sich an eine Standardantwort der Mitarbeiterin bei auftauchenden Fragen: „Denkt mal nach und dann könnt ihr immer noch fragen“ (210-211). Bei aller Unterstützung, die Yasemine in ihrem Engagement durch Susanne erfuhr, hatte das selbstständige Denken und Handeln Priorität und damit auch die Verantwortlichkeit für die eigenen Projekte, wie Susanne ihnen kontinuierlich verdeutlichte: „Sie hat immer gemeint, entweder ihr macht das oder ihr macht das

³⁰ Gökan: 214.

nicht. Ihr müsst das selber tun, das ist euer Ding“ (223-224). Für Yasemine beinhaltet dies auch die Verantwortungsübernahme von gemachten Fehlern, was sie retrospektiv als den wichtigsten Aspekt des Verantwortlichseins beschreibt (220-221). Die Inpflichtnahme der JugendrätInnen für ihre Ideen und Interessen kann bei genauer Betrachtung auch als Respekt der Mitarbeiterin vor deren Urheberschaft verstanden werden, die trotz vielseitiger Unterstützung und inklusive dem Risiko des Scheiterns bei den engagierten Mädchen und Jungen verbleibt. Damit kann letztendlich dem Risiko der Kolonialisierung von Ideen Jugendlicher durch die MitarbeiterInnen frühzeitig vorgebeugt werden.

Yasmin und Gökan beschreiben Susanne auch als Person, mit der sie sich auseinandersetzen konnten: „Die hat eben auch mal gesagt, ne, das geht nicht so ganz klar, also die hat uns dann auch angemotzt und wir haben uns gestritten.“ (204-205). Die wichtigste Erfahrung in den Diskussionen und Auseinandersetzungen mit der Mitarbeiterin war für Yasemine, „dass uns Susanne echt ernst genommen hat“ (560). Sie diskutierte mit ihnen ihre Ideen, auch wenn sie noch so utopisch waren, sie fragte nach, teilte ihre Bedenken mit und überließ die letztendliche Entscheidung darüber, welche Ideen vom Jugendrat weiterverfolgt werden sollten, den jungen Frauen und Männern. Diese Haltung bringt Yasemine mit folgenden Zuschreibungen auf den Punkt: „sie hat nie abgeblockt [...], ist nie verletzend geworden [...], sie hat keinen bloßgestellt“ (564-566). Sich ernst genommen zu fühlen ist mit anderen Worten eng verbunden mit Erfahrungen von Partnerschaftlichkeit im Umgang, Respekt vor den Ideen und Interessen der Jugendlichen, einer partizipativen Grundhaltung und nicht zuletzt demokratischen Aushandlungsprozessen.

Wichtig waren für Yasemine und Gökan auch die oben bereits angedeuteten Erfahrungen der Anerkennung durch Susanne.³¹ Beide vermuten, dass die Anerkennung durch die Gleichaltrigen zum einen Ergebnis ihres sichtbaren Engagements ist, zum anderen aber auch durch Susannes offene Wertschätzung im Alltag gefördert wurde (178-181). Susanne promotete die JugendrätInnen, indem sie ihnen deutlich machte, dass sie in ihrem Amt eine gewisse Vorbildfunktion hatten und indem sie die engagierten Mädchen und Jungen gleichzeitig in dieser Rolle bestärkte. Yasemine erinnert sich an Susannes Erklärung des Status als Jugendrat bzw. Jugendrätin: „Also ihr seid genauso gleich wie die anderen, aber euch nimmt man ernster, weil ihr eben was tut.“ (181-182). Sie ver-

³¹ Vgl. Teil III / Kap. 2.6.

bindet diese Rolle zum einen mit einem guten Gefühl, zum anderen aber auch mit wachsender Ernsthaftigkeit ihrer Rolle als Jugendrätin (184-185).

Schließlich erlebten Yasemine und Gökan Susanne als immer präsent, „wenn man sie brauchte“ (226-227), als Vertrauensperson, die viel von ihnen wusste (547) und auch merkte, wenn sie Probleme hatten (554). Vermutlich ist diese Vertrauensbasis für Jugendliche eine wesentliche Voraussetzung für die beschriebenen Prozesse der respektvollen Förderung von persönlichen Kompetenzen, von Selbstständigkeit und Engagement der Mädchen und Jungen, für partnerschaftliche Diskussion und Auseinandersetzung oder mit anderen Worten die Voraussetzung, um überhaupt als „Lehrerin fürs Leben“ bei den Mädchen und Jungen in Frage zu kommen.

2.7 Resümee: Bedürfnisse, Interessen und ihre Kompatibilität mit den Angeboten der Jugendförderung

Die Einblicke, die uns Yasemine und Gökan über die Bedeutung des Jugendcafés für sie gewährten, die Bedingtheiten von Gleichaltrigengeselligkeit und Partizipation, die Erfahrungen der Selbstwirksamkeit und Anerkennung, ihre Selbstverständnisse als JugendrätInnen und die Rolle der Mitarbeiterin Susanne in ihren unterschiedlichen Aktivitätenfeldern soll im Folgenden zusammenfassend im Querschnitt mit Blick auf die Bedürfnisse und Interessen und deren Kompatibilität mit den Angeboten der Ludwigsburger Jugendförderung beleuchtet werden.

Für Yasemine und Gökan ist der erste Schritt in die Jugendförderung der unverbindliche Besuch des niedrigschwelligen Stadtteiljugendcafés entsprechend ihrem Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit in jugendgemäßen Räumen. Diesem Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit, verstanden als Befriedigung der Bedürfnisse nach Anerkennung und Geborgenheit vor dem entwicklungstheoretischen Hintergrund der Neugestaltung sozialer Beziehungen, des Findens der eigenen Geschlechterrollen und des sich Zurechtfindens in der Welt können sie in dem unverbindlichen Jugendtreff nachgehen: Hier treffen sie sich mit ihrer Clique, hier erleben sie den ersten Liebeskummer, hier finden sie einen alltäglichen Aufenthaltsort, der ihnen in geschützter Atmosphäre Frei- und Experimentierräume bereit hält, hier finden sie kein Programm vor, an dem sie mehr oder weniger freiwillig teilnehmen müssen: Sie selbst und ihr zentrales Interesse nach Räumen für ihre Gleichaltrigengeselligkeit sind Programm, das sie nach ihren Befindlichkeiten gestalten können.

Nachdem sie „angekommen“ sind, die BesucherInnen, die Mitarbeiterin und die Räumlichkeiten gesichtet und ihre Nische gefunden haben, weiten sie ihren Aktionsradius aus, indem sie sich im alltäglichen Betrieb engagieren, bei Veranstaltungen mithelfen bzw. schließlich selbst organisieren. Zu dem Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit kommt das nach jugendkultureller Inszenierung hinzu, wobei sich beide Interessen bedingen und nicht isoliert voneinander betrachtet werden können: Gleichaltrigengeselligkeit hat immer ein jugendkulturelles Setting und Jugendkultur konkretisiert sich in der Regel in Gleichaltrigengeselligkeit. Die vielfältigen Aktivitäten- und Engagementfelder mit den unterschiedlichen Facetten der Verpflichtung vom einfachen Thekendienst über die Mithilfe bei Veranstaltungen bis hin zur selbstständigen Organisation bieten Yasemine und Gökan die Möglichkeit, ihren Bedürfnissen entsprechend aktiv zu werden, wo und in welchem Umfang sie das wollen. Neben den Jugendcafés als unverbindlichen Orten der Gleichaltrigengeselligkeit entsprechen die unterschiedlichen Optionen selbst organisierter jugendkultureller Inszenierung ihren Bedürfnissen nach Kreativität und Identität vor dem Hintergrund der Aufgaben des Frau- bzw. Mannwerdens, des sich Zurechtfindens in der Welt und der Entwicklung von Perspektiven.

Den nächsten Schritt, den Yasemine und Gökan wagen, ist die Kandidatur für den Jugendrat, bei der allerdings das Interesse an Partizipation deutlich im Hintergrund steht: Yasemine kandidiert, weil einige aus ihrer Clique dabei sind; Gökan kandidiert, weil die Mitarbeiterin Susanne ihn gewinnen bzw. überreden kann. Spaß und die gemeinsamen Erlebnisse sind für Yasemine und Gökan dabei mindestens so wichtig wie das Engagement für die Anliegen der Mädchen und Jungen im Stadtteil. Im Laufe der Zeit entwickeln sie ein Selbstverständnis als Jugendrat bzw. Jugendrätin, das sich sehr an den Interessen ihrer Gleichaltrigen, von denen sie gewählt wurden, orientiert, das jedoch von beiden nicht mit Politik in Verbindung gebracht wird: Attraktiv für sie ist das Engagement in Gleichaltrigengeselligkeit für Gleichaltrige. Das Interesse Partizipation ist eng verwoben mit den Interessen nach Gleichaltrigengeselligkeit und jugendkulturellem Experimentieren und muss als die Konkretisierung dieser Interessen betrachtet werden, also als die Dimension der gesellschaftlicher Verankerung der Interessen Geselligkeit in der Peergroup und Jugendkultur.³² Die Themen, für die sie eintreten, liegen dementsprechend dicht an ihrer Lebenswelt und sind nah in ihrem Sozialraum verankert, wie z. B. der Neubau des Jugendcafés, der Bau einer Skateranlage oder die Or-

³² Hier sei verwiesen auf die Ausführungen zum Interesse Partizipation als ein eher „verborgenes“ Interesse in Teil I / Kap. 1.5.4.

ganisation jugendkultureller Veranstaltungen im Stadtteil. Die vielfältigen Optionen, sich im Alltag des Jugendcafés oder im institutionellen Rahmen des Jugendrates oder in projektorientierten Formen für die Interessen der Gleichaltrigen sozusagen „in eigener Sache“ zu engagieren sind die Konsequenz der Orientierung an den Interessen Jugendlicher und entsprechen dem Grundbedürfnis nach Kreativität, nämlich aus eigener Kraft Eigenes zu schaffen, die eigene Biografie zu gestalten und deren Rahmenbedingungen mitzubestimmen.

Yasemine und Gökan machen dabei vielfältige Erfahrungen der Anerkennung und Selbstwirksamkeit, die wiederum grundlegend sind für die Entwicklung von Selbstvertrauen, Selbstständigkeit. Sie erfahren auch, was es bedeutet, Verantwortung für die eigene Lebensgestaltung und für ein verantwortliches gesellschaftliches Engagement in welcher Form auch immer zu übernehmen. Als mögliche Seismografen für eine gelingendere Persönlichkeitsentwicklungen könnten gelten, dass Gökan für sich die schulischen Misserfolge relativieren kann, indem er stolz ist auf seine Erfolge als Jugendrat und darauf, was er in seinem Engagement gelernt hat, dass Yasemine gegen den anfänglichen Widerstand ihres Vaters ihre eigenen beruflichen Pläne eigensinnig verfolgt oder dass sich beide heute als erwachsene ehrenamtliche GastgeberInnen im Jugendcafé weiter engagieren.

In all diesen Prozessen scheint die Mitarbeiterin Susanne eine wichtige Rolle für Yasemine und Gökan gespielt zu haben, deren Attribute sich beschreiben lassen mit Offenheit für ihre Anliegen, Probleme und Ideen, mit verständiger, respektvoller und partnerschaftlicher Begleitung von Yasemine und Gökan im Alltag und in ihren Aktivitäten- und Engagementfeldern, mit der Bereitschaft zur Diskussion und Auseinandersetzung oder mit Fördern und Fordern. Als wesentliche Erfahrung beschreiben Yasemine und Gökan, dass sie als Jugendliche von Susanne immer ernst genommen wurden – eine Erfahrung, die wesentlich zur Bewältigung der jugendlichen Entwicklungsaufgaben und zur gelingenderen Biografiegestaltung beiträgt.

3 Im Querschnitt: Dimensionen einer interessenorientierten Jugendarbeit im Alltag der Fachkräfte

Nachdem Yasemine und Gökan aus ihrer Perspektive als ehemalige BesucherInnen, JugendrätInnen und heutige ehrenamtliche MitarbeiterInnen einige Einblicke in die

Tauglichkeit der Ludwigsburger Praxis für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Interessen gewährten, richtet sich der Blick im Folgenden auf die Fachkräfte. Es wird der Frage nachgegangen, in welchen Dimensionen sich die Konzeptbausteine einer interessenorientierten Jugendarbeit, also die Gesamtjugend als Zielgruppe, deren Interessen als zentraler Inhalt, Partizipation und jugendpolitische Einmischung als Arbeitsprinzip sowie die Kooperation und Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen als übergeordnetes Ziel³³ im professionellen Alltag der Fachkräfte konkretisieren.

Strukturell finden die Konzeptbausteine zunächst ihren Ausdruck in den stadtteilorientierten Einrichtungen mit ihrem niedrighwelligen Angebot der Jugendcafés, in den stadtteilorientierten Partizipationsprojekten, in den stadtteilübergreifenden vielfältigen Initiativen der Unterstützung jugendkultureller Selbstorganisation und in den unterschiedlichen stadtteilspezifischen und stadtteilübergreifenden Vernetzungsstrukturen.³⁴ Wie sich die Ansprüche der Fachkräfte inhaltlich konkretisieren, in welchen Ritzen des Alltags sie den Realitäten das Feld überlassen und welche Stolpersteine der professionelle Alltag bereit hält, soll im Folgenden genauer beleuchtet werden.

Vorab möchte ich jedoch die MitarbeiterInnen, die mir über ihre Praxis ausführlich erzählten, kurz vorstellen und sie mit einem Satz zu Wort kommen lassen:

Alexander (Al), 32 Jahre alt, ist Sozialdiakon und seit 2000 bei der Jugendförderung mit 100% beschäftigt. Er betreut mit je 50% die Stadtteile Oststadt und Poppenweiler. Zur Jugendförderung kam er, weil es interessant klang: „Stadtteilarbeit, Partizipation natürlich ein hoher Anteil, aber kleinere offene Treffs, Stadtteilcafés und natürlich vom Ansatz her mal das zu tun, was sich Jugendliche wünschen, das klang schon sehr verlockend, einfach zu sagen, es geschieht das, was Jugendliche wollen, nicht irgend ein Sozi gibt vor, was Jugendliche gerne jetzt machen würden“ (Al: 49-54).

Axel (Ax), 31 Jahre alt, Gemeindediakon, ist seit 2001 mit 100% für die Jugendförderung im Stadtteil Grünbühl-Sonnenberg zuständig. Er kennt einen Teil der jungen GrünbühlerInnen bereits von seiner früheren Tätigkeit als Schulsozialarbeiter an einer Hauptschule in der Innenstadt. Axel gefällt in der Jugendförderung insbesondere „dieser Teamgedanke, dass man wirklich nicht als Einzelkämpfer arbeitet, sondern im Austausch mit anderen und dann also quasi, wie soll man sagen, global denkt und lokal handelt. Also dass man da andere Kollegen mal von außen mit reinnehmen kann als

³³ Vgl. Teil I / Kap. 3.2.

Experten, aber auch für andere Experte ist, aber man denkt trotzdem stadtteilorientiert.“ (Ax: 36-41).

Lena (Le), 30 Jahre alt, ist seit 1998 mit je 50% in den Stadtteilen Neckarweihingen und Grünbühl-Sonnenberg und seit 2002 mit 100% in der Zentrale der Jugendförderung mit dem angegliederten Jugendcafé „BarRock“ beschäftigt. Hier ist sie mit stadtteilübergreifenden Aufgaben betraut, wie der Unterstützung jugendkultureller Selbstorganisation und stadtteilübergreifender Initiativen sowie der Organisation des Servicebereiches. Entscheidend für ihre Bewerbung bei der Jugendförderung war „eben diese politische Beteiligung, dann diese Stadtteilorientierung und die offene Jugendarbeit dazu so, Jugendhaus allein hat mich nicht so gereizt“ (Le¹: 25-26)³⁵.

Silke (Si), 28 Jahre alt, Dipl. Sozialpädagogin (FH), ist seit 2000 mit 50% im Stadtteil Neckarweihingen beschäftigt. Sie findet es „erst einmal schön, mit Jugendlichen zusammenzuarbeiten. Also ich finde gerade speziell hier in der Jugendförderung, wir schauen ja nicht immer gleich auf die Probleme der Jugendlichen, sondern erst mal, was die so mitbringen, wie die so drauf sind, wo man sie eben unterstützen kann“ (Si: 20-23).

Susanne (Su), 30 Jahre alt, Dipl. Sozialpädagogin (BA), ist seit 1993 bei der Jugendförderung mit 100% für den Stadtteil Eglosheim beschäftigt: „Dann macht’s für mich persönlich einfach dieser Stadtteil Eglosheim aus, ist für mich seit je her eine persönlich Herausforderung. Früher bin ich da mehr reingestoßen worden, aber so im Laufe der Zeit bin ich da reingewachsen [...] und inzwischen haben wir, denke ich, insbesondere in Eglosheim so einen Status, dass man sich das gar nicht mehr ohne die Jugendförderung vorstellen kann“ (Su¹: 38-46).

Thomas (Th), 38 Jahre alt, ist Dipl. Sozialpädagoge (FH) und begann seine Tätigkeit 1989 zunächst als Mitarbeiter im ehemaligen Jugendhaus „Die Villa“. Nach einem einjährigen Ausflug in ein anderes Feld der Jugendhilfe übernahm er 1993 die Leitung der Jugendförderung: „Also wir sind, nachdem wir unsere Rahmensachen abgeklärt haben, frei in der Weiterentwicklung und Gestaltung der Arbeit, wir haben ein relativ buntes Team für relativ bunte Stadtteile, wo, dadurch dass die Stadtteile so verschieden sind,

³⁴ Vgl. Teil II / Kap. 4.

³⁵ Mit Lena, Susanne und Thomas führte ich zwei Interviews. Die ¹ kennzeichnet das erste und die ² das zweite Interview.

auch immer wieder nach neuen Lösungen und Lösungsansätzen gesucht werden darf und muss“ (Th¹: 70-74).

3.1 Die Zielgruppe: Gesamtjugend

Die Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen als roter Faden des professionellen Tuns und Lassens wirft in Konsequenz die Frage auf, um wessen Interessen es geht, also die Frage der Zielgruppe. Die Fachkräfte entschieden sich im Rahmen ihrer Konzeptentwicklung für die Zielgruppe der Gesamtjugend, da nach ihrer Einschätzung die zunehmenden Schwierigkeiten des Erwachsenwerdens und die damit verbundenen Risiken alle Mädchen und Jungen der Altersphase Jugend betreffen³⁶. Dieser Anspruch ist trotz fachlicher Empfehlungen und normativer Verankerung angesichts der 5972³⁷ jungen LudwigsburgerInnen im Alter zwischen 11 und 18 Jahren und den zur Verfügung stehenden Ressourcen ein sehr gewagtes Unternehmen und ist relativierend als ein von den Fachkräften erklärter, von der Kommunalpolitik erwünschter und nicht zuletzt vom Gesetzgeber geregelter Anspruch auf die Zuständigkeit für diese Altersgruppe zu verstehen, der nicht per se auch die Inanspruchnahme der Gesamtjugend bedeutet. Er stellt vielmehr einen Orientierungsrahmen für das professionelle Tun und Lassen der Fachkräfte dar oder wie Thomas es ausdrückt: „Die Jugendlichen, die wichtig sind, sind immer die Jugendlichen, die grad nicht da sind. Wir sind einfach für die gesamten Jugendlichen zuständig“ (Th¹: 687-689).

Diese Zuständigkeit für die Gesamtjugend kommt in der strukturellen Vielfalt der Praxis zum Ausdruck, im Verständnis des Fördergedankens, aber auch in den notwendigen Grenzziehungen zu anderen Arbeitsfeldern der Jugendhilfe und zum Arbeitsfeld der Schule, was im Folgenden skizziert wird.

³⁶ Vgl. Teil I / Kap. 3.2.

³⁷ Vgl. Stadt Ludwigsburg 2007.

3.1.1 Vielfalt der Jugend: Strukturelle Vielfalt der Praxis³⁸

Die Zuständigkeit für die Gesamtheit der Mädchen und Jungen in Ludwigsburg wird zunächst auf der Ebene der strukturellen Vielfalt der stadteilorientierten und stadtteilübergreifenden Angebote und Einrichtungen für die Mädchen und Jungen sichtbar: „Zum einen sind da unsere Jugendcafés, die wir haben, wo Jugendliche kommen können, wenn sie wollen. Das ist der eine Teil. Und der andere Teil ist einfach dieses mitmachen können, wenn gewünscht. Mitmachen, was mit bewegen, mitsprechen, Ideen verwirklichen“ (Su¹: 211-214).

Die Jugendcafés in den Stadtteilen sind wie bereits oben beschrieben³⁹ unverbindliche und kostengünstige Treffpunkte mit dem erklärten Ziel der Offenheit für möglichst viele unterschiedliche Cliques im Stadtteil (Th¹: 337-340), die vor allem den Interessen der Mädchen und Jungen nach Räumen und Gleichaltrigengeselligkeit entsprechen und die je nach den Lebenslagen der Jugendlichen im Stadtteil und den daraus resultierenden Interessen unterschiedlich genutzt werden. Neben den Stadtteiljugendcafés gibt es, wie Susanne beschreibt, noch den „anderen Teil“, nämlich die Engagement- und Aktivitätenfelder für Jugendliche wie z. B. die Stadtteiljugendräte, die Jugendforen sowie andere projektorientierte Formen der Beteiligung, in denen sich Mädchen und Jungen in eigener Sache engagieren können. Diese institutionalisierten Formen von Partizipation sind weitere Mosaiksteinchen im Gesamtmotiv „Orientierung an den Interessen Jugendlicher“, die sich entsprechend des Zeitgeistes in kontinuierlicher Modifizierung im Alltag gestalten.⁴⁰

Die Zuständigkeit für die Gesamtjugend konkretisiert sich weiterhin in der stadtteilspezifischen und gesamtstädtischen Vernetzung mit unterschiedlichen Trägern und der Lobbyarbeit für die Interessen Jugendlicher. Die stadtteilorientierte und stadtteilübergreifende Kooperation und Vernetzung⁴¹ hat das Ziel, „möglichst viele Interessen und Bedürfnisse Jugendlicher abzudecken“ (Th¹: 449-450), woraus zum einen die Vernetzung der Information (Si: 225-227), die gemeinsame Nutzung der vorhandenen Res-

³⁸ Die inhaltlichen Ausdifferenzierungen der Praxisbausteine werden in den nachfolgenden Kapiteln 3.3 und 3.4 ausführlich vorgestellt, weswegen sich Verweise auf diese Kapitel nicht vermeiden lassen.

³⁹ Vgl. Teil III / Kap. 3.2.2.

⁴⁰ Auf die vielseitigen Facetten der Partizipation wird in Teil III / Kap. 3.3 genauer eingegangen.

⁴¹ Die Praxis der Vernetzung und Kooperation wird in Teil III / Kap. 3.4 ausführlich dargestellt.

sourcen sowie die Kooperation bei Veranstaltungen (Al: 371-372) resultieren mit dem Synergieeffekt sozusagen Frühwarnsystems für Problemlagen Jugendlicher im Stadtteil zu bieten (Su¹: 294). Die Lobbyarbeit bedeutet wiederum Parteilichkeit für die Mädchen und Jungen im Alltag, wenn es z. B. um die Einforderung der Berücksichtigung jugendkultureller Interessen beim Stadtteilstfest geht (Su²: 292-295), um die Unterstützung der Mädchen und Jungen bezüglich ihres Aufenthaltsrechts auf öffentlichen Plätzen im Stadtteil (Ax: 484-487) oder um die Einbeziehung Jugendlicher in Planungsprozesse der Stadtteilentwicklung (Su¹: 388-393).⁴²

Der Blick auf die Gesamtheit der Mädchen und Jungen kommt weiterhin in den im Alltag fest verankerten vielfältigen Methoden der Sozialraum- und Interessenerkundung zum Ausdruck, welche die Fachkräfte sozusagen „im Gehen“ entwickelt, erprobt und dem Zeitgeist entsprechend modifiziert haben. Sie lassen sich insgesamt in das Methodenrepertoire sozialräumlicher Lebensweltanalysen einordnen, die den Prinzipien der aktivierenden Befragung folgen, indem Meinungen, Wünsche und Ressourcen der Jugendlichen im Stadtteil eruiert und die Mädchen und Jungen ermutigen werden, für ihre Interessen einzutreten⁴³. Bei ihrer Spurensuche beschränken sich die Fachkräfte nicht nur auf die von ihnen betreuten Stadtteile, sondern werden auch in bisher unversorgten Stadtteilen aktiv, wie z. B. in der Weststadt in Form eines Jugendforums (Le²: 288), in dem es bislang keine offenen Angebote und Einrichtungen gibt. Nach einer Umfrage zur Freizeitsituation von Jugendlichen ist hier ein Jugendforum in Planung, um „zu gucken, wo es eigentlich Bedarf gibt“ (Le² 291). Die grundsätzliche Orientierung an der Gesamtjugend wird hier in kleinen wie in großen Zusammenhängen deutlich: In den Stadtteilen richtet sich der Blick über die bestehenden Einrichtungen hinaus auf die Gesamtheit der Stadtteiljugend, in der Gesamtstadt richtet sich dieser Blick über die bereits versorgten Stadtteile hinaus hin zu einer flächendeckenden Förderung der Ludwigsburger Jugend, die aber bisher noch Vision ist (Th¹: 580).

Nicht zuletzt konkretisiert sich die Zuständigkeit für die Gesamtjugend im vielfältigen Serviceangebot der Jugendförderung für unterschiedliche Jugendszenen, Jugendgruppen und Cliques, „das heißt Vermietung von Disko-Anlagen, Verleih von Bewirtungs- und Dekorationsmaterial, auch so Spiel- und Freizeitmaterial, Zelte, Pavillons, Vermie-

⁴² Die Praxis der Lobbyarbeit der Fachkräfte wird in Teil III / Kap. 3.3.3 ausführlich dargestellt. Der Praxis der Vernetzung und Kooperation wird in Teil III / Kap. 3.4 genauer nachgegangen.

⁴³ Vgl. Teil III / Kap. 3.2.1.

tung unserer Räume an Jugendinitiativen, an Schulen, an Vereine, um einfach auch denen für relativ wenig Geld, Veranstaltungen zu ermöglichen“ (Le²: 259-263)⁴⁴.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass durch die strukturelle Vielfalt der Praxis – in Form der dezentralen Jugendcafés, der institutionalisierten Partizipationsmöglichkeiten, der Vernetzungs-, Kooperations- und Lobbyarbeit, der kontinuierlichen Evaluation der Interessen der Mädchen und Jungen in der Stadt sowie dem vielseitigen Serviceangebot – unterschiedliche Andockmöglichkeiten für Mädchen und Jungen, Cliques und Jugendszenen unterschiedlicher Lebenslagen und Interessen gegeben sind, die im Einzelnen zwar weder vom Querschnitt noch von der Gesamtjugend genutzt werden, in der Summe jedoch die Breite der Zielgruppen widerspiegeln.

3.1.2 Der Fördergedanke

Der bisher beschriebenen strukturellen Facetten der Orientierung an der Zielgruppe der Gesamtjugend sind untrennbar mit dem Perspektivenwechsel von der Jugendarbeit zur Jugendförderung verbunden, der sozusagen als zentrales Ergebnis des Konzeptentwicklungsprozesses das Triebwerk der Ludwigsburger Praxis darstellt. Die Veränderung der Nomenklatur vom Begriff der Jugendarbeit zu dem der Jugendförderung war eine der ersten sichtbaren Veränderungen, die den Richtungswechsel von der Bearbeitung weniger zur Förderung möglichst vieler Mädchen und Jungen öffentlich anzeigen sollte⁴⁵.

Für Silke ist das Wesentliche des Fördergedankens, dass Jugendliche selbst aktiv werden „im Gegensatz zu dieser ich-sitze-hier-und-mach'-was-für-euch-und-ihr-kommt-oder-kommt-nicht-Struktur“ (Si 281-282). Ziel der Arbeit ist demnach nicht die Entwicklung von aufwändigen Freizeitangeboten oder Veranstaltungsprogrammen in den Jugendeinrichtungen, in der Hoffnung, dass diese auch den Interessen der Mädchen und Jungen entsprechen, sondern vielmehr, die Mädchen und Jungen in den Mittelpunkt zu stellen und sie in ihren Interessen in und außerhalb der Einrichtungen zu unterstützen. Alexander, der den Fördergedanken ähnlich beschreibt (Al: 470-475), verweist zugleich auf die diesem Ansatz immanente Schwierigkeit, dass die Interessen der Mädchen und

⁴⁴ Vgl. Teil III / Kap. 3.2.2.

⁴⁵ Vgl. Teil II / Kap. 1.

Jungen auf den ersten Blick nicht immer offensichtlich sind und es deshalb notwendig ist, „nachzubohren“ (Al: 477). Die Wortwahl „Nachbohren“ lässt in den Bemühungen, den Interessen Jugendlicher auf die Spur zu kommen, eine bestimmte Hartnäckigkeit vermuten, die bei anderen MitarbeiterInnen in Formulierungen wie „rauskitzeln“ von Fähigkeiten und Interessen (Le¹: 82), „nachgraben“ (Le¹: 320) oder „locken“ der Jugendlichen (Su²: 16) zum Ausdruck kommt.

Einen weitergehenden Aspekt des Fördergedankens beschreibt Susanne: „Wir fördern eher das Engagement und das ist auch unser Steckenpferd, also wir bewegen mit und für Jugendliche was. Das ist ganz wichtig“ (Su¹: 403/404). Über die Orientierung an den Interessen Jugendlicher als Leitfaden für den professionellen Alltag hinaus bedeutet der Fördergedanke für Susanne in Konsequenz, Jugendliche für ein Engagement für ihre Interessen zu gewinnen und zu unterstützen. Sie möchte die Mädchen und Jungen anregen, über sich und ihre Situation im Stadtteil nachzudenken und ihre Interessen, Meinungen und Ideen öffentlich zu machen (Su¹: 406-411). Dies stellt für sie auch die besondere Qualität der Jugendförderung dar im Gegensatz zur klassischen Jugendhausarbeit, die sie mit abwartender Angebotshaltung assoziiert, „also wo man sich reinsetzt und wartet, was da kommt“ (Su¹: 412).

Thomas beschreibt als weitere Facette des Fördergedankens den gemeinwesenorientierten und generationenübergreifenden Aspekt der Jugendförderung: „Es hat keinen Sinn, wenn man bloß Jugendliche fördert und die dann mit ihren neuen Vorstellung auf die alten Wände treffen, sondern man muss auch überlegen [...], was müssen Erwachsene tun, damit Jugendliche, die sich entwickeln, auch Platz haben und Chancen haben, dieses zu erleben und auszuprobieren“ (Th¹: 419-424). Aus der Förderung resultiert für Thomas das generationenübergreifende Engagement für mehr Jugendfreundlichkeit im Gemeinwesen, das sich zum einen in den Vernetzungsstrukturen konkretisiert, zum anderen in der Lobbyarbeit für mehr Akzeptanz und Toleranz jugendlicher Interessen (Th¹: 434-435).

Nicht zuletzt unterscheiden die Fachkräfte sehr plakativ zwischen „fördern“ und „bearbeiten“. Fördern bedeutet z. B. für Axel, Jugendliche auf ihrem eigenen Weg zu begleiten und sie nicht für einen vorgegebenen Weg zu bearbeiten (Ax: 590-595) oder wie Silke beschreibt: Sie möchte die Mädchen und Jungen fördern und nicht an ihnen „rummeißeln“ (Si: 349).

Zusammenfassend lässt sich der Fördergedanke beschreiben mit Interessenorientierung statt Angebotspädagogik, mit Förderung des Engagements statt Beschäftigung

Jugendlicher und mit Lobbyarbeit für jugendfreundliche Gemeinwesen statt Pflege isolierter Jugendhausinseln.

3.1.3 Offenheit für die Gesamtjugend: notwendige Grenzziehungen

Die Zuständigkeit für die Gesamtjugend erfordert in Konsequenz Grenzziehungen zu Arbeitsfeldern der Jugendhilfe und Schule und deutliche Positionierungen bei den Versuchen der sozial- oder bildungspolitischen Inpflichtnahme,⁴⁶ vor denen auch die Ludwigsburger Fachkräfte nicht gefeit sind. In Bezug auf Jugendhilfemaßnahmen in Form von Einzelfallhilfen hat die Jugendförderung eine klare Position: „Wenn eine Mitarbeiterin für einen Stadtteil da ist, der beispielsweise so um die 500 Jugendliche dieser Altersklasse hat [...] kann man natürlich daraus folgern, dass wir uns um den Einzelfall weniger kümmern können“ (Th¹: 599-606). Thomas sieht die Aufgabe der Jugendförderung vielmehr in der Schaffung von jugendfreundlichen Strukturen, in denen die Mädchen und Jungen in Geselligkeit ihren Interessen nachgehen können, „damit solche tragischen Fälle sich vielleicht langfristig vermeiden lassen“ (Th¹: 626-627). Die Zuständigkeit für Jugendliche mit besonderen Problemlagen sieht er bei den entsprechenden Fachkräften der Mobilen Jugendarbeit, der Suchtberatung oder dem Jugendamt angesiedelt.

Diese Grenzziehung, die von den Fachkräften im Rahmen ihres Auftrages und der ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen für notwendig erachtet wird, gestaltet sich im Alltag ambivalent: Zum einen sichert sie die Offenheit der Angebote für möglichst viele Mädchen und Jungen, zum anderen bedeutet sie die Ausgrenzung auffälliger Jugendlichen mit besonderen Problemlagen wie Drogen oder Gewalt: „also wenn jemand stark auffällig ist, dann verweisen wir den des Hauses“ (Su¹: 437-438). Durch die vielfältigen Netzwerke in den Stadtteilen und in der Stadt ist zwar das Netz für schwierige Mädchen und Jungen gespannt, es erweist sich aber dennoch aufgrund einer fehlenden kommunalen Jugendhilfeplanung (Th²: 350-357) und schwierigen Kooperationsbeziehungen zu den Einrichtungen der Mobilen Jugendarbeit (Le²: 352) als löchrig.⁴⁷

⁴⁶ Vgl. Teil I / Kap. 3.3.1.

⁴⁷ Vgl. Teil III / Kap. 3.4.3.

Vor diesem Hintergrund versuchen die Fachkräfte im Rahmen ihrer Möglichkeiten im Spannungsfeld zwischen fachlichem Auftrag und offensichtlicher Problemlagen Jugendlicher im Alltag individuelle Lösungen zu finden. So kümmert sich z. B. Axel, dem die kleinen und großen Problemlagen der Jugendlichen in dem von ihm betreuten Stadtteil Grünbühl-Sonnenberg aus seiner früheren Tätigkeit als Schulsozialarbeiter vertraut sind, nach pragmatischer Abwägung immer wieder intensiver um einzelne Jugendliche, da er mit dem DRK-Stadtteilbüro die Erfahrung macht, dass kleinere Angelegenheiten manchmal schneller selbst erledigt als dem zuständigen Mitarbeiter erklärt sind (Ax: 309/310). Susanne wiederum kann ihrem Stadtteil Eglosheim auf langjährige Kooperations- und Vernetzungsstrukturen mit den MitarbeiterInnen der Schulsozialarbeit, der Mobilen Jugendarbeit und des dort ansässigen Frauenzentrum zurückgreifen, mit denen sie gemeinsam versucht, Lösungen zu finden (Su¹: 445-453). Früher hatte sie noch mehr Zeit, um auch mal selbst mit einem Mädchen zum Jugendamt zu gehen, heute versucht sie eher, „zuzuhören und nachzufragen und dann aber zu gucken, wer dafür tatsächlich zuständig ist“ (Su²: 345-346).

In Bezug auf Schule ist bei den Fachkräften eine gewisse vorsichtige Haltung festzustellen. Sie liegt zum einen begründet in der vermuteten Gefahr der bildungspolitischen Vereinnahmung oder wie Susanne meint: „also da muss man schon aufpassen, dass man sich nicht in diesen Sog reinziehen lässt“ (Su²: 367-368). Zum anderen resultiert sie aus dem allgemeinen Verständnis von Jugendarbeit als einer Sozialisationsinstanz neben Familie und Schule, die vor allem durch ihren Inhalt, nämlich den Interessen Jugendlicher, und ihrem konstitutiven Prinzip der Freiwilligkeit neben den Pflichtverhältnissen in Familie und Schule den Mädchen und Jungen andere Erfahrungen ermöglicht oder wie Thomas beschreibt: „Ich denke, dass die Jugendarbeit ein anderes System ist [...], in dem eigene Wertigkeiten, eigene Regeln gelten, auch eine eigene Anerkennung gilt. Also da bin ich am ehesten noch wegen der Person anerkannt oder wegen mir anerkannt, hier kann ich eine andere Rolle annehmen und mich anders geben“ (Th²: 292-298).

Zusammenfassend lassen sich die Grenzziehungen als Notwendigkeiten einer Praxis beschreiben, welche sich an die Gesamtheit der Mädchen und Jungen richtet und deren Interessen zu ihrem zentralen Inhalt erklärt. Unberührt davon bleibt die Frage, wie die unterschiedlichen Sozialisationsinstanzen gemeinsam besser zum Wohle der Mädchen und Jungen an einem Strang ziehen können – eine Herausforderung für alle Beteiligten, nicht nur für die Jugendförderung.

3.2 Der Inhalt: Interessen Jugendlicher

Die viel beanspruchte Maxime der Jugendarbeit, sich an den Interessen von Mädchen und Jungen zu orientieren ist in der Ludwigsburger Praxis ein erklärtes Ziel und sozusagen der spiritus movens, der sich facettenreich durch den professionellen Alltag zieht. Diese Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen erweist sich in der Konkretisierung als ein kniffliges Unterfangen, das in der Diffizilität der Interessen⁴⁸ der Mädchen und Jungen selbst begründet liegt: Zum einen äußern Jugendliche selten ad hoc ihre Interessen klar und deutlich und brauchen diese Interessen oftmals Entdeckungs- und Entwicklungsräume. Zum anderen gestalten sich die Interessen oftmals widersprüchlich, was darin begründet liegt, dass die Interessen, verstanden als Konkretisierung der Bedürfnisse nach Geborgenheit, Identität, Kreativität, Orientierung und deren Anerkennung in ihren jeweiligen Facetten der Neugestaltung sozialer Bezüge, des Frau- bzw. Mannwerdens, der Entwicklung von Perspektiven oder des Zurechtkommens mit sich und der Welt⁴⁹ schnelllebigem Veränderungen unterliegen.

Im Folgenden wird die „Spurensuche“ nach den Interessen der Ludwigsburger Mädchen und Jungen genauer skizziert, wird den Operationalisierungen der Orientierung an den Interessen im professionellen Alltag nachgegangen und werden die Stolpersteine beleuchtet, vor denen auch die Ludwigsburger Fachkräfte nicht gefeit sind.

3.2.1 Auf Spurensuche nach den Interessen Jugendlicher

Die Fachkräfte machen im Alltag die Erfahrungen, dass die Mädchen und Jungen „immer mehr so dieses Können verlieren, über ihre eigenen Bedürfnisse nachzudenken und für sich selber zu entscheiden“ (Su²: 418-419) oder wie Thomas es plakativ formuliert, dass sie „abgesehen von zwei, drei Standards wie Musik hören oder Freunde treffen“ (Th¹: 753-754) auf den ersten Blick keine weiteren Interessen zu haben scheinen. In der Vermutung, dass die Interessen der Mädchen und Jungen angesichts der bunten Angebote des kommerziellen Freizeitmarktes, die vordergründig eine schnelle Befriedigung der Bedürfnisse versprechen (Th¹: 770-775), einer sorgfältigen Spurensuche bedürfen, wagen die Fachkräfte mittels kreativer Projekte der Interessen- und Sozial-

⁴⁸ Vgl. Teil I / Kap. 1.5 und Kap. 3.3.2.

⁴⁹ Vgl. Teil I / Kap. 1.5.

raumerkundung und aufmerksamer Beobachtung den differenzierten Blick sozusagen hinter die Kulissen auf die offensichtlich vorhandenen und die „verborgenen“ Interessen der Mädchen und Jungen.

3.2.1.1 Projekte aktivierender Befragung und Erkundung

Vor dem Hintergrund der Erfahrungen, dass Befragungen der Mädchen und Jungen über Erhebungsinstrumente wie Umfragen wenig ergiebig sind, da sie i. d. R. bereits erwartete Ergebnisse bestätigen (Le¹: 426), erproben die Fachkräfte kontinuierlich kreative Methoden der aktivierenden Sozialraum- und Interessenerkundung. Neben den Aspekten der Kreativität und Vielfältigkeit der Methoden legen sie vor allem Wert auf die Aktivierung der Mädchen und Jungen für das Engagement in eigener Sache bzw. auf die Aktivierung des Gemeinwesens für die Belange Jugendlicher, was im Folgenden an vier Methodenbeispielen skizziert werden soll.

(1) Das sog. „Meckermobil“ ist ein Fahrzeug, das als Videoaufzeichnungswagen umgebaut nach Vorankündigung an verschiedenen Tagen in der Woche in Regie der Fachkräfte durch einen Stadtteil fährt und an verschiedenen Orten Station macht. Hier können BürgerInnen generationenübergreifend ihre Meinung zu den ihnen wichtigen Themen im Stadtteil und ihre Verbesserungsvorschläge äußern. Die Probleme und Vorschläge werden zeitnah über die örtlichen Medien veröffentlicht und ebenfalls zeitnah in einer eigenen Veranstaltung im Stadtteil mit für die Themen zuständigen VertreterInnen aus Verwaltung und Politik diskutiert (Th²: 177-187). Die Themenpalette reicht dabei von der Gestaltung öffentlicher Plätze über Probleme der Ruhestörung oder des Mülls bis hin zu längeren Öffnungszeiten der Sportanlagen, mehr Jugenddiscos im Stadtteil oder verbesserten Fahrradwegen (Th²: 187-189). Trotzdem das Meckermobil allen BürgerInnen für ihre Anliegen zur Verfügung steht, sind die Interessen der Jugendlichen dennoch vorrangig (Th²: 191): Die generationenübergreifende Interessenerkundung ist als Strategie zu verstehen, für die Anliegen der Jugendlichen „auch die Erwachsenen ins Boot zu holen, sie als Patentante oder Patenonkel zu gewinnen, die sich in die Pflicht nehmen lassen, was mitzumachen“ (Th²: 193-195). Dies entspricht dem Konzeptbaustein des Fördergedankens⁵⁰, nämlich das Gemeinwesen generationenübergreifend für das Engagement für Jugendfreundlichkeit im Stadtteil zu gewin-

⁵⁰ Vgl. Teil III / Kap. 3.1.2.

nen. Diese generationenübergreifenden Veranstaltungen gestalten sich oftmals als spannende Kommunikationsprozesse zwischen Jung und Alt, in denen sowohl erwachsene BegleiterInnen für die Projekte Jugendlicher gewonnen werden können, als auch Meinungen aufeinanderprallen: „also seitens der Jugendlichen: die Alten verstehen uns nicht, die verscheuchen uns immer bloß, und seitens der Erwachsenen: die Jungen überziehen“ (Th²: 196-198). Die Fachkräfte sehen in diesen Prozessen ihre Aufgabe in der Initiierung von Begegnung, in der Moderation der Kommunikation, der Moderation der Interessen und in der gemeinsamen Entwicklung von Strategien der Umsetzung der vorhandenen Ideen und Wünsche (Th²: 199-204).

Das Aktivierungspotential des Meckermobils liegt dabei zu einen in der zeitnahen Veröffentlichung der Ideen, Wünsche und Probleme in den lokalen Medien und zum anderen in der ebenfalls zeitnahen Bearbeitung der Themen im Rahmen einer Veranstaltung, in der auch die themenspezifischen AnsprechpartnerInnen aus Verwaltung und Politik vor Ort sind, Rede und Antwort stehen und gemeinsam mit den Interessierten Umsetzungs- und Lösungsmöglichkeiten überlegen. Damit wird sicher gestellt, dass die Wünsche und Ideen nicht in der wie auch immer kreativen Erhebungsmethode stecken bleiben, sondern im Rahmen des Möglichen umgesetzt werden.

Neben dem Informationsgewinn über die Interessen im Stadtteil und der Aktivierung Jugendlicher und Erwachsener zeitigt das Meckermobil wichtige Synergieeffekte: Der Bekanntheitsgrad der MitarbeiterInnen wird durch die regelmäßige Präsenz im Stadtteil erhöht, Jugendliche erhalten für ihre Themen regelmäßig öffentliche Aufmerksamkeit und die Kommunikation zwischen den Generationen im Gemeinwesen kann durch die Initiierung von Begegnung und die daraus entstehenden Projekte gefördert werden. (Th²: 205-209). Aktuell wird über eine moderne Variante des Meckermobils nachgedacht, nämlich über öffentliche Computerterminals in den Stadtteilen nach dem Vorbild von E-Democracy-Projekten⁵¹, die aber relativ teuer sind (Th² 209-213).

(2) Ein weiteres Beispiel für aktivierende Befragung ist der Wettbewerb „Zukunft wird aus deinen Ideen gemacht“, in dessen Rahmen Jugendliche ihre Veränderungswünsche in ihrem Stadtteil in Form von individuell gestalteten Stadtplänen, Fotos oder Videos einreichen konnten. Die Beiträge wurden anschließend veröffentlicht, im Rahmen

⁵¹ Der Begriff E-Democracy umfasst alle über das Internet vermittelten Austauschbeziehungen zwischen Bürgerschaft und Politik mit dem Ziel einer aktiven Teilhabe zum Beispiel bei der elektronischen Stimmabgabe, in Planungs- und Gesetzgebungsverfahren oder im Rahmen von Online-Kampagnen (vgl. pol-di.net 2004). Die Bundeszentrale für politische Bildung sieht in diesen Projekten gar eine „Frischzellenkur für Partizipation“ (vgl. bpb 2004). Vgl. auch Holtkamp 2002 und Bauer 2004.

einer Veranstaltung, analog der Verfahrensweise beim Meckermobil, zusammen mit entsprechenden ExpertInnen aus Verwaltung und Politik diskutiert und schließlich von einer „prominenten Jury“ prämiert (Th² 153-161). Neben den oben beschriebenen Aktivierungselementen der Öffentlichkeit und zeitnahen Weiterverhandlung der Ideen und Wünsche kommt in diesem Projekt noch das Element des Wettbewerbs und der öffentlichen Anerkennung in Form einer Prämierung durch eine „prominente Jury“ hinzu.

(3) Silke wiederum organisierte im Vorfeld eines Jugendforums in ihrem Stadtteil eine Fotosafari, bei der Jugendliche mit der Kamera dokumentierten, was ihnen im Stadtteil gefällt bzw. missfällt. Die Fotos bildeten den thematischen Einstieg und die Diskussionsgrundlage für das zeitnahe Jugendforum. Sie wurden anschließend in der lokalen Presse veröffentlicht und in der Schule im Stadtteil ausgestellt: „Da waren einige schon mächtig stolz drauf“ (Si: 321-327). Hier wird ein zusätzliches Aktivierungselement deutlich, nämlich die öffentliche Ausstellung der Sichtweisen der Mädchen und Jungen im Gleichaltrigenmilieu der Schule, in der die Mädchen und Jungen die Erfahrung machen, nicht nur als SchülerInnen sondern auch als engagierte JungbürgerInnen im Stadtteil wahrgenommen zu werden.

(4) Beim Projekt „Abenteuer Eglosheim – wir machen uns auf die Socken“, das im Rahmen des Bund- und Länderprogramms „Soziale Stadt“ in Kooperationen mit verschiedenen Organisationen im Stadtteil Eglosheim mit externer Begleitung eines Instituts für Stadtplanung und Sozialforschung durchgeführt wurde, machten sich Kinder⁵² und Jugendliche zusammen mit MitarbeiterInnen auf den Weg durch den Stadtteil, schauten sich Plätze an, bewerteten sie und entwickelten Verbesserungsvorschläge (Su²: 156-162). Die Gruppen stellten ihre Ergebnisse im Rahmen einer großen Präsentation „auf der Bühne mit Publikum“ (Su²: 166) im lokalen Gemeindezentrum vor. In Rahmen dieser Vorstellung wurden sie von einem Institutsmitarbeiter nochmals ausführlich zu ihren Projekten interviewt, die Ideen wurden mit dem Bürgermeister, den PolitikerInnen und den MitarbeiterInnen des Tiefbau- und Grünflächenamtes diskutiert und an die zuständigen Abteilungen als Arbeitsaufträge weitergeleitet (Su²: 191-195).

Hier wird eine weitere Facette der Aktivierung sichtbar, nämlich die öffentliche Anerkennung der Mädchen und Jungen als ernst zu nehmende ExpertInnen und die Wertschätzung ihrer Interessen: Ihre Sicht auf die Qualitäten des Stadtteils ist so wichtig,

⁵² Da dieses umfassende Erkundungsprojekt für Kinder und Jugendliche konzipiert war, sollen in diesem Fall die Kinder nicht unerwähnt bleiben.

dass ein externes ExpertInnenteam engagiert wird, um den Veränderungsbedarf aufwändig zu eruieren, dass ihre relativ unspektakulären Interessen⁵³ nach öffentlichen Räumen, Spielmöglichkeiten oder Gleichaltrigengeselligkeit im öffentlichen Rampenlicht stehen und dass EntscheidungsträgerInnen aus Politik und Verwaltung persönlich die Anliegen diskutieren und sich ihrer annehmen.

Im Querschnitt kann festgestellt werden, dass die Qualität der Erkundungsmethoden vor allem in ihrem Aktivierungspotenzial liegt, das sich konkretisiert in der Transparenz gegenüber allen AkteurInnen über das weitere Verfahren mit den vorhandenen Interessen und Wünschen, in den zeitnahen Strategien der Umsetzung in Verwaltung und Politik, in der Öffentlichmachung der Interessen der Mädchen und Jungen im Gemeinwesen sowie in Gleichaltrigenmilieus und in der Anerkennung und Wertschätzung der jugendlichen Sichtweisen in Form professioneller Begleitung und der Inpflichtnahme von Verwaltung und Politik, sich dieser auch anzunehmen⁵⁴.

3.2.1.2 Präsenz im Stadtteil und aufmerksame Beobachtung

Neben den Methoden der aktivierenden Interessen- und Sozialraumerkundung sind Präsenz im Stadtteil und aufmerksame Beobachtung oder wie Lena es ausdrückt, „Riesenhoren zu haben“ (Le¹: 421-424), weitere Instrumentarien auf der Spurensuche nach den Interessen der Mädchen und Jungen. Präsent zu sein hat zuallererst das Ziel „dass jeder Jugendliche von uns weiß, der Stadtteil über unsere Arbeit Bescheid weiß und nach Möglichkeit auch schon die Person gesehen hat, und zwar live“ (Th¹: 705-707). Die persönliche Präsenz im Stadtteil verringert nach Einschätzung von Thomas die Hemmschwelle für Jugendliche, die Angebote der Jugendförderung aktiv zu nutzen (Th¹: 740-742) und soll die Offenheit der Fachkräfte den Interessen Jugendlicher gegenüber signalisieren sowie ihrer Bereitschaft, sie in der Umsetzung ihrer Ideen und Anliegen zu unterstützen und ihnen Gehör zu verschaffen (Th²: 145-151). Persönliche Präsenz bedeutet für Thomas zum einen, „auf der Straße“ (Th¹: 720) unterwegs zu sein, zum anderen, in Einrichtungen, in denen Mädchen und Jungen ihre Freizeit verbringen, wie z. B. im Konfirmandenunterricht, bei den Trainingszeiten der Sportver-

⁵³ Im Vergleich zu den Interessen Erwachsener nach z. B. Parkplätzen, Straßenbau, Fußballstadien oder Sporthallen.

⁵⁴ Mit der Erweiterung der Jugendförderung um die Kinderförderung werden aktuell neue Methoden entwickelt, die weniger sprachzentriert sind (Th¹: 585-591).

eine vor Ort, im Schulbus oder bei Kooperationsprojekten mit Schulen die Personen und das allgemeine Angebot der Jugendförderung vorzustellen (Th¹: 721-736).

Lena wiederum nutzt das Jugendcafé als Stützpunkt in Stadtteil (Le²: 120-121), von dem aus sie sich regelmäßig Eindrücke über bestehende, neue oder veränderte Realitäten im Sozialraum verschafft: „Immer wieder im Stadtteil mobil unterwegs zu sein“ (Le²: 86-87) nutzt sie als Gelegenheit, um neue Jugendliche anzusprechen, aber auch, um mit den ihr bekannten Mädchen, Jungen und Cliques, die das Jugendcafé aktuell nicht nutzen – sei es aufgrund veränderter Interessenlagen oder Konflikten mit den aktuellen BesucherInnen – in Kontakt zu bleiben, „zu gucken auch, was ist gerade, was beschäftigt die gerade“ (Le²: 90-91). Das Jugendcafé ist für Lena *ein* Ort neben vielen anderen Orten von Mädchen und Jungen im Stadtteil, ebenso wie die aktuellen BesucherInnen für sie *einen* Ausschnitt der Gesamtjugend im Stadtteil darstellen. Hier wird der einrichtungsübergreifende Blick deutlich, nämlich zum einen auf den Sozialraum und die Lebenswelten von Mädchen und Jungen über die bestehenden Räumlichkeiten hinaus und zum anderen auf die Gesamtheit der Mädchen und Jungen im Stadtteil.

Für Axel ist Präsenz im Stadtteil eine Selbstverständlichkeit, die manchmal über die Arbeitszeit hinausgeht. Da er von seiner früheren Tätigkeit als Schulsozialarbeiter und seinem ehrenamtlichen Engagement bei der evangelischen Kirchengemeinde in Grünbühl-Sonnenberg viele Mädchen und Jungen kennt, ist es für ihn „kein Thema“, sich z. B. im Sommer abends zu den Jugendlichen an den Brunnen zu setzen, sich zu unterhalten, was gerade aktuell ist im Stadtteil, auch die zu treffen, die das Jugendcafé normalerweise nicht besuchen. Auch er geht regelmäßig durch den Stadtteil, um zu „schauen, was sich da tut, sich verändert, wo gerade die Treffpunkte sind“ (Ax: 756), um sich mit Jugendlichen oder auch Erwachsenen über gerade anstehende Themen zu unterhalten (Ax: 761-762).

Neben den aufmerksamen Stadtteilbegehungen, die auch zu Silkes Arbeitsalltag gehören (Si: 403-406), beschreibt sie eine zusätzliche alltägliche Quelle des Informationsgewinns über Jugendliche, die Fahrt im Linienbus: „Also früher als Bekleidungsdesignerin war das so, ich saß im Bus und habe mir irgendwie eine Jacke von irgend jemand angeguckt und jetzt gucke ich mir eben die Jugendlichen an, schnappe mal ein Gespräch auf über Musik, Hausaufgaben, Streit mit dem Freund, der Freundin irgendwie und dann hört man eben auch genauer hin, wenn´s um irgendwas geht, was die blöd finden oder toll finden“ (Si: 397-401). Diese Wahrnehmungsveränderung entsprechend des beruflichen Tätigkeitsfeldes ist einerseits unspektakulär und alltäglich, ande-

rerseits verdeutlicht sie in aller Einfachheit die Sensibilität für die Interessen Jugendlicher für deren Alltag, Themen und Inszenierungen an unterschiedlichen Orten und in unterschiedlichen Settings auch außerhalb des Arbeitsauftrages.

Eigentlich müsste die sensible Wahrnehmung der Mädchen und Jungen, das aufmerksame Beobachten und Hinhören, das sozusagen ständig „auf Sendung sein“ als fachlicher Standard beruflichen Handelns nicht extra erwähnt und veranschaulicht werden. Mir erscheint dies dennoch notwendig, da die fragende Neugier für den Alltag und die Lebenswelten Jugendlicher m. E. eine wesentliche Voraussetzung für gelingende Jugendarbeit darstellt, die es eigensinnig gegenüber dem einrichtungs- und institutionenzentrierten Blick zu verteidigen gilt.

3.2.1.3 Ausschnitte: Interessen der Ludwigsburger Mädchen und Jungen

Die Spurensuche nach den Interessen von Mädchen und Jungen führt weniger zu exotischen Fundstücken – oder wie Susanne es ausdrückt: „da geht’s dann auch gar nicht darum, dass jetzt ein Hallenbad oder ein Schwimmbad oder ein McDonalds kommen soll“ (Su²: 174-176) –, sondern vielmehr zu den zentralen Interessen Jugendlicher nach Räumen für ihre Gleichaltrigengeselligkeit und jugendkultureller Inszenierung, entsprechend ihren Bedürfnissen nach Geborgenheit, Identität, Kreativität und Orientierung vor dem Hintergrund ihrer Entwicklungsaufgaben.⁵⁵ Die Jugendlichen im Stadtteil Eglosheim wünschen sich z. B. eine Überdachung für einen ihrer informellen Treffpunkte (Su²: 179-181), die Neckarweihinger Mädchen und Jungen wollen größere und hellere Räumlichkeiten für ihr Jugendcafé (Si: 50-53), in der Oststadt geht es um einen neuen Belag auf dem Bolzplatz und längere Öffnungszeiten der Sportanlagen (Al: 417-420), die Hohenecker Mädchen und Jungen hätten gerne eine Grillhütte (Th¹: 538), die Schülermitverwaltungen der Innenstadtschulen wollen Räume, in denen sie ihre Mittagspause verbringen können (Le²: 227-228), die Ludwigsburger Jungmusikerszene möchte mehr Übungsräume (Le²: 244-245) oder die jugendliche Breakerszene sucht nach Übungs- und Auftrittsmöglichkeiten (Al: 100).

Darüber hinaus formulieren Jugendliche konkrete Wünsche und Verbesserungsvorschläge, die sich auf ihre Lebens- und Wohnqualität im Stadtteil beziehen. Hauptthema diesbezüglich ist die Mobilität, da sie als „Nicht-AutofahrerInnen“ auf öffentliche Ver-

⁵⁵ Vgl. Teil II / Kap. 1.5.

kehrsmittel bzw. ihre Fahrräder angewiesen sind. Dementsprechend geht es vor Ort z. B. um Fahrradwege (Su¹: 345-350), die Gestaltung von Bushaltestellen (Le²: 61-62) oder die eine verbesserte Beleuchtung bestimmter Straßenzüge im Stadtteil (Th¹: 536-537).

Das Interesse nach Partizipation dagegen scheint sich im Vergleich zu den oben beschriebenen wahrgenommenen Interessen hartnäckig zu verbergen.⁵⁶ Genauer betrachtet muss Partizipation jedoch als Konkretisierung der Interessen nach Geselligkeit, Räumen und jugendkultureller Inszenierung verstanden werden, also als Dimension deren gesellschaftlicher Verankerung. Daraus wird verständlich, dass Jugendliche erst durch die Erfahrungen der Anerkennung ihrer artikulierten Interessen auch ihr Interesse an organisierten Formen von Partizipation wie Jugendräte, Jugendforen oder Jugendkonferenzen entdecken und dass sie für Partizipation nicht der Partizipation wegen gewonnen werden können, sondern diese zunächst in Gleichaltrigengeselligkeit in ihren jeweiligen Jugendkulturen erfahren müssen.

Zusammenfassend kann die Spurensuche nach den scheinbar unspektakulären Interessen der Mädchen und Jungen als vielschichtiges Unternehmen skizziert werden, in dem mittels aktivierender Methoden der Sozialraum- und Interessenerkundung, kontinuierlicher Präsenz im Gemeinwesen und sorgsamer Beobachtung jugendlicher Lebenswelten – bildhaft gesprochen – die Fäden auf den Webstuhl gespannt werden, auf dem je nach Interessen der Mädchen und Jungen die Muster für den Stoff des Alltags gemeinsam gewoben werden.

3.2.2 Alltag im Zeichen der Orientierung an den Interessen Jugendlicher

Neben der aktiven Spurensuche nach den Interessen der Mädchen und Jungen gestaltet sich die Orientierung an ihren Interessen im Alltag als diffiziles Unterfangen mit unterschiedlichen Facetten, die sich im Wesentlichen beschreiben lassen mit der Ermöglichung von Gleichaltrigengeselligkeit in jugendgemäßen Räumen, der respektvollen Unterstützung von Selbstorganisation Jugendlicher, der Qualifizierung dieser Selbstorganisation sowie eines vielseitigen Serviceangebots für die Mädchen und Jungen.

⁵⁶ Vgl. Teil I / Kap. 1.5.4.

3.2.2.1 Die Stadtteiljugendcafés: Räume für Gleichaltrigengeselligkeit

Die Stadtteiljugendcafés entsprechen den zentralen Interessen der Mädchen und Jungen nach Räumen für ihre Gleichaltrigengeselligkeit, hinter welchen immer auch die damit befriedigten Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität, Orientierung und deren Anerkennung gesehen werden müssen und die sich entsprechend den sozialen Strukturen der Stadtteile und der jugendlichen Lebenslagen unterschiedlich gestalten: So spielt z. B. im Stadtteil Grünbühl-Sonnenberg, in dem viele Jugendliche mit Migrationshintergrund in finanziell belasteten Verhältnissen leben, die Alltagsbewältigung eine große Rolle, sei es „dass da einer kommt, ja ich habe da voll den Brief gekriegt, ich blicke gar nicht, um was es sich da dreht“ (Ax: 283-284) oder der zuständige Mitarbeiter Jugendliche bei einem Amtsgang begleitet (Ax: 299). Von Bedeutung ist in Grünbühl-Sonnenberg auch, dass das Jugendcafé ein kostengünstiger Treffpunkt ist, den die Mädchen und Jungen sich leisten können (Ax: 400-403). Im organisch gewachsenen Stadtteil Hoheneck dagegen mit seiner gemischten Bevölkerungsstruktur stehen Freizeitaktivitäten, Veranstaltungen und Projekte im Vordergrund (Th²: 234-235) und im dörflich geprägten Stadtteil Poppenweiler mit seinen starken Vereinsstrukturen geht es wiederum um die unverbindliche Möglichkeit, sich neben den themengebundenen Aktivitäten in den Vereinen im Alltag mit der Clique zu treffen (Al: 322-328). Nach Lenas Einschätzung werden die Stadtteiljugendcafés insgesamt eher von Haupt- und RealschülerInnen als von GymnasiastInnen genutzt (Le¹: 414-415).

Die Stadtteiljugendcafés, die an mindestens drei Tagen pro Woche geöffnet sind, werden von den hauptamtlichen MitarbeiterInnen und sog. GastgeberInnen begleitet: „Das sind Ehrenamtliche oder Honorarkräfte, sind manchmal Jugendliche, die rausgewachsen sind aus dem Jugendcafé oder Studenten, Sozialpädagogikstudenten, die sich ein bisschen was dazu verdienen“ (Le²: 115-117). Sie entlasten die Fachkräfte von Alltagsaufgaben wie Thekenorganisation oder Schließdiensten, so dass Gespräche oder Aktionen mit Jugendlichen im Jugendcafé ungestörter stattfinden können, aber auch, damit die MitarbeiterInnen Zeit für ihre regelmäßigen Stadtteilerkundungen haben (Le²: 121-123).

In den Jugendcafés wird den Mädchen und Jungen kein Angebot vorgesetzt, „das sie fressen können oder nicht“ (Le¹: 265), sondern sie können ihre Freizeit selbst gestalten je nach ihren Bedürfnissen nach Nähe oder Distanz, nach „Nichtstun“ oder Aktivität und finden Unterstützung bei der Umsetzung ihrer Ideen (Le²: 17-18). Der Arbeitsschwerpunkt liegt dementsprechend in der Gestaltung einer gastfreundlichen und an-

regenden Atmosphäre mit jugendgemäßen Bewirtungs- und Spielangeboten von Brettspielen, Billard, Kicker, Dart bis hin zu interaktiven Computerspielen (Su²:233-235). Diese unverbindlichen Settings an der Theke oder im Spiel bieten vielfältige Möglichkeiten, um mit Jugendlichen ins Gespräch zu kommen und näher kennen zu lernen. Susanne macht dabei die Erfahrung, dass sie für Jugendliche über diese unverbindlichen Kommunikationsgelegenheiten mit der Zeit zur Ansprechpartnerin für Nöte und Sorgen schulischer, familiärer oder persönlicher Art wird (Su²: 242-247), wobei die Mädchen und Jungen erst mal „ihr Leid klagen und, ja, sich unterhalten, ein bisschen von der Seele reden“ (Su²: 248-250) wollen. Für Alexander ist das Spiel eine „erste Kontaktbrücke“, um mit Jugendlichen über ihre Themen ins Gespräch zu kommen, wobei er zusätzlich immer wieder von den spielimmanenten Erfahrungs- und Experimentierfeldern fasziniert ist, was das Gewinnen und Verlieren, die Entwicklung von Strategien und Taktiken oder den Umgang miteinander im Spiel betrifft (Al: 107-114).

Die Rollen der Fachkräfte im offenen Alltag der Jugendcafés sind vielfältig. So ist z. B. Lena für die Mädchen und Jungen Berufsberaterin, Hausaufgabenhilfe, Konfliktpartnerin, Streitschlichterin oder Ideengeberin in einer Person, was der folgende Interviewausschnitt illustrieren mag:

„Dann, manchmal ergibt es sich, dass man mit Jugendlichen an der Theke hockt und was weiß ich über ihre beruflichen Vorstellungen redet oder sie mit Hausaufgaben ankommen und sagen: „Lena, ich blick's nicht, kannst du mir das mal erklären, wie das funktioniert?“, oder am Billard gibt es Streit, die Jüngeren dürfen nicht ran, weil die Älteren meinen, sie hätten Vorrechte, dann da einzugreifen und zu gucken, dass die Jüngeren auch mal zum Zuge kommen, dann vielleicht einfach mal ein Brettspiel zu schnappen, wenn man sieht, da hocken welche rum, die sich langweilen oder Blödsinn machen, nichts mit sich anzufangen wissen, zu sagen: „Mensch, komm jetzt lass uns mal ein Spiel machen [...] klar manchmal natürlich irgendwie Konflikte zu schlichten oder sich mit ihnen auseinander zu setzen, wenn mal wieder Grenzen abstecken dran ist“ (Le²: 304-316).

Neben den hier deutlich werdenden Rollen Lenas illustriert dieser Ausschnitt auch die Qualität der Jugendcafés als Orte der Geselligkeit samt all ihren Facetten zwischen Unterhaltung und Auseinandersetzung, an denen Mädchen und Jungen nichts tun oder etwas unternehmen können, wo sie Anregungen finden, wenn sie wollen und ihnen für ihre unterschiedlichen Bedürfnisse und Anliegen eine Ansprechpartnerin zur Verfügung steht. Dieser zunächst einfache Alltag, in dem die Befindlichkeiten und Interessen der Jugendlichen Programm sind, bietet bei genauerer Betrachtung ein vielfältiges Potenzial an Lern- und Experimentierfeldern, was den partnerschaftlichen Umgang miteinander

der, die Erprobung der eigenen Fähigkeiten und Grenzen oder den Entwurf von individuellen Zukunftsperspektiven betrifft, oder zusammenfassend formuliert: das weite Feld für die selbsttätige Aneignung von sich und der Welt in Form von Aus- und Verhandlung, Konflikt, Gespräch oder gemeinsamem Tun.

3.2.2.2 Selbstorganisation unterstützen: respektvolle Begleitung

Die Orientierung an den Interessen Jugendlicher bedeutet in Konsequenz die vielseitige Unterstützung von Mädchen und Jungen bei der Selbstorganisation ihrer Aktivitäten in ihren Stadtteilen und auf gesamtstädtischer Ebene, deren Grundsatz Lena so einfach wie treffend beschreibt: „Jugendliche kommen mit Ideen zu uns und wir unterstützen sie je nach Bedarf“ (Le²: 197-198). Wie diese Unterstützung sich in Form respektvoller Begleitung der jugendlichen Anliegen konkretisiert soll an zwei Beispielen aus Lenas professionellen Alltag deutlich gemacht werden, nämlich der Unterstützung der HipHop-Szene im Jugendcafé „BarRock“ und der Begleitung einer schulübergreifenden Initiative für eine Cafeteria in der Innenstadt.

Im Jugendcafé „BarRock“ wollen die Mädchen und Jungen eine HipHop-Jam⁵⁷ organisieren, wozu sich Lena mit den Jugendlichen 14-tägig trifft, um „zu besprechen, was wollt ihr machen, was müssen wir bedenken, wie kommen wir an Sponsoren, wie muss so ein Flyer aussehen, wie kriegen wir die Leute dazu, dass sie ins Haus kommen, wen könnte man einladen, also so einfach alles, was zu so einer Veranstaltungsorganisation gehört“ (Le²: 218-222). Die erste Dimension ist zunächst die konkrete Begleitung und Beratung der Jugendlichen bei der Detailplanung des Programms, der Öffentlichkeitsarbeit bis hin zur Mittelbeschaffung, die prozessorientiert in der Gesamtgruppe und im weiteren in kleineren Arbeitsgruppen (Le²: 223) dicht entlang der Ideen und Interessen Jugendlicher verläuft. Lena ist es dabei wichtig, den Mädchen und Jungen zu verdeutlichen, dass es ihr Projekt ist und in Konsequenz, „dass, wenn sie nichts machen, auch nichts passiert“ (Le²: 408-409). Hier wird die zweite Dimension deutlich, nämlich der respektvolle Umgang mit den Anliegen der Mädchen und Jungen: Die Urheberschaft des Interesses samt der damit einhergehenden Verantwortung für das Projekt bleibt bei den Jugendlichen oder anders ausgedrückt: Die jugendlichen Interessen werden von der Mitarbeiterin nicht kolonialisiert. In Konsequenz akzeptiert sie da-

⁵⁷ Eine Jam ist eine HipHop-Party mit den Elementen Rap (Gesang), DJ (Musik) und Breakdance (Tanz).

mit auch die andere Seite der Medaille der Interessen Jugendlicher, dass nämlich bei aller möglichen und nötigen Begleitung und Unterstützung die Mädchen und Jungen ihre Interessen aufgrund veränderter Lebenszusammenhänge, veränderter sozialer Beziehungen in der Gleichaltrigengruppe oder neuer Freundschaften immer wieder neu priorisieren, auch auf die Gefahr hin, dass Projekte wieder verworfen werden.

Ein weiteres Beispiel für die respektvolle Begleitung jugendlicher Interessen stellt das Projekt der Schülermitverwaltungen der weiterführenden Schulen in der Innenstadt dar, das die Einrichtung einer gemeinsamen Cafeteria zum Ziel hat. Im ersten Schritt ist es Lena wichtig, „sich mit denen zusammzusetzen, zu überlegen, wie kann das vonstatten gehen, was brauchen wir, wie sichern wir das ab, wie kann das praktisch laufen, wie machen wir das mit der Werbung“ (Le²: 227-232). Wie bereits oben beschrieben geht es zunächst um die konkrete Unterstützung bei Planung, Finanzierung und Absicherung des Projektes der Jugendlichen. Um den Bedarf einschätzen zu können, nimmt sie Kontakt zu den SchulsozialarbeiterInnen, den VertrauenslehrerInnen und den VerbindungslehrerInnen der betreffenden Schulen auf (Le²: 279-283), dennoch bleiben die engagierten SchülerInnen ihre hauptsächlichen AnsprechpartnerInnen und deren Interessen handlungsleitend für das weitere Vorgehen. In regelmäßigen Arbeitstreffen erarbeitet sie mit den InitiatorInnen weitere strategische Schritte, berät sie bei der vertraglichen Absicherung ihres Projektes mit den zuständigen RektorInnen, hält sich aber insgesamt im Hintergrund: Die notwendigen Verhandlungen führen die SchülerInnen (Le²: 276-278). In der konsequenten Anerkennung der AutorInnenschaft der Mädchen und Jungen für ihre Interessen und die daraus resultierenden Ideen und Projekte wird der respektvolle Umgang mit den Interessen der Jugendlichen nochmals deutlich.

3.2.2.3 Selbstorganisation qualifizieren: Bedarfe aufgreifen und Netzwerke fördern

Neben der Begleitung und Beratung ist die Qualifizierung von Mädchen und Jungen in Workshops und Kursen ein weiteres Instrument der Unterstützung jugendlicher Selbstorganisation. So werden z. B. in sog. Gastgeberschulungen ältere ehrenamtliche Jugendliche für die Selbstorganisation der Öffnungszeiten der Jugendcafés qualifiziert. Susanne kann aktuell im Stadtteil Eglosheim auf ein GastgeberInnenteam von 15 ehrenamtlichen ehemaligen Jugendlichen zurückgreifen, die vor allem an den Samstagabenden die Öffnungszeiten gewährleisten (Su²: 72-74). Die Inhalte der Schulungen

beziehen sich auf rechtliche Hintergründe wie Jugendschutzbestimmungen, auf die Rolle und das Auftreten als GastgeberInnen oder auf mögliche Strategien der Konfliktbewältigung (Su²: 70-71). Die weitere Begleitung der GastgeberInnen nach der Schulung versucht Susanne mit regelmäßigen Besprechungen zu gewährleisten, in denen es neben organisatorischen Dingen auch um aktuelle Entwicklungen im Jugendcafé geht oder um die Sensibilisierung für einzelne Jugendliche mit offensichtlichen Problemlagen: „zum Beispiel da ist Alex grad zur Zeit blöd drauf, guckt auf den mal ein bisschen mehr, schaut mal, was da ist“ (Su²: 82/83). Für die ehrenamtlichen jungen Frauen und Männer ist Susanne während der selbst organisierten Öffnungszeiten telefonisch immer erreichbar und sie ist vor Ort, „wenn halt irgendwas brennt“ (Su²: 119).

Weitere Formen der Qualifizierung sind Kurse und Workshops zu unterschiedlichen Themen der Mädchen und Jungen: „also wenn Jugendliche kommen und sagen: ‚Wir wollen gerne tanzen, wir wollen das gerne lernen, wir wollen auftreten‘, dann heißt es, zu gucken, was können die, gibt es vielleicht noch ältere Jugendliche im Haus, die denen das beibringen können, die denen was zeigen können, wen kann man engagieren“ (Le²: 207-210). Lena macht hier eine wesentliche Komponente der Unterstützung der jugendkulturellen Selbstorganisation deutlich, nämlich die Förderung von Netzwerken unter Jugendlichen mit ähnlichen Interessen, indem Kontakte zwischen unterschiedlich kompetenten Jugendlichen vermittelt werden und die Mädchen und Jungen dann in ihrem gemeinsamen Lernen – falls nötig – begleitet werden. Ein weiteres Beispiel hierfür sind die Technikerworkshops im gut eingerichteten Tonstudio (Le²: 254-255), in denen erfahrene und weniger erfahrene junge MusikerInnen der 15 Musikbands, die sich im Haus die beiden Proberäume teilen (Le²: 242-245)⁵⁸, gemeinsam Musik einspielen. Neben der Begleitung sieht Lena ihren Part dementsprechend vor allem in der Vermittlung von Kontakten zwischen den Jugendlichen (Le²: 257-258).

Zentrale Bedeutung haben weiterhin die DJ-Kurse, in denen die Mädchen und Jungen KnowHow für ihre Veranstaltungen vor Ort, für ihre Schulpartys oder ihre Vereinsfeste erwerben können (Al: 102-105). Diese Kurse berechtigen zusätzlich zur Nutzung der hochwertigen Veranstaltungstechnik, die unabhängig von der Jugendförderung ausgeliehen werden kann: „In der Regel ist es so, dass ältere Jugendliche, die schon viel Erfahrung haben, die Workshops machen, wir das begleiten oder je nachdem, wenn jemand neu Workshops leitet, dass wir den dann auch entsprechend vorbereiten“

⁵⁸ Der Bereich der Musikerförderung liegt in Hauptverantwortung ihres Kollegen (Le²: 242-243).

(Le²: 250-253). Hier wird neben der Initiierung von Netzwerken eine weitere Dimension der Förderung von Selbstorganisation sichtbar, nämlich die Qualifizierung jener Jugendlicher, die bereits Erfahrung in einem der Metiers haben, für die Vermittlung ihres Wissens an die anderen interessierten Mädchen und Jungen.

Die Qualifizierung jugendlicher Selbstorganisation beinhaltet also zum einen die Organisation bedarfsgerechter Kurse und Workshops, zum anderen die Förderung von Netzwerken innerhalb der verschiedenen Jugendkulturen mit dem Ziel, Jugendliche mit ähnlichen Interessen zusammenzubringen und vorhandene Ressourcen Jugendlicher gegenseitig nutzbar zu machen und in Konsequenz die zusätzlichen Begleitung Jugendlicher in der Qualifizierung ihrer AltersgenossInnen.

3.2.2.4 Service: Gerätepool und Räume

Nicht zuletzt konkretisiert sich die Orientierung an den Interessen von Mädchen und Jungen in dem vielseitigen Serviceangebot, das von einzelnen Jugendlichen, Cliques, Gruppen oder Initiativen in Anspruch genommen werden kann. Attraktiv für Jugendliche sind nach Alexanders Einschätzung zum einen die Räumlichkeiten im zentralen Haus der Jugendförderung, „wo sie ihre Veranstaltungen, Großveranstaltungen, HipHop-Jams machen können“, zum anderen „aber auch diese kleinen Dinge wie Bandübungsräume oder tanzen zu können oder als HipHopper auflegen zu können, die Räumlichkeiten und Anlagen mieten zu können und hier mal üben zu können, das sind Service-Dinge, die man sonst als Jugendlicher nicht so sehr hat“ (Al: 334-339). Die Fachkräfte beschreiben diese Servicemöglichkeiten unisono als sehr förderliche Rahmenbedingungen ihrer Arbeit, die ihnen ohne großen organisatorischen oder verwaltungstechnischen Aufwand ermöglichen, zeitnah auf die Wünsche und Ideen der Mädchen und Jungen eingehen zu können.

Zusammenfassend kann die Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen als Handlungsmaxime in den Ritzen des beruflichen Alltags skizziert werden, die in der Ermöglichung von Gleichaltrigengeselligkeit samt ihren vielfältigen Facetten jugendlicher Themen, der respektvollen Förderung jugendlicher Selbstorganisation und der serviceorientierten Unterstützung ihrer Anliegen zum Ausdruck kommt.

3.2.3 Zwischen Anspruch und Alltag: Stolpersteine

Die Orientierung an den Interessen Jugendlicher gestaltet sich im Alltag manchmal schwierig und hat ihre Grenzen. Aus den Erzählungen der MitarbeiterInnen werden zwei Schwierigkeiten deutlich, die ich in Anlehnung an Müllers Bild vom „Trapper“ und „Siedler“ in der offenen Jugendarbeit⁵⁹ als „Einrichtungsfalle“ und „Angebotsfalle“ bezeichnen möchte.

3.2.3.1 Die „Einrichtungsfalle“

Die Jugendcafés in den Stadtteilen haben bei den Fachkräften hohe Priorität: Auf die Frage nach dem Erfolg seiner Arbeit nennt Axel beispielsweise an erster Stelle ein „volles Jugendcafé“ (Ax: 67), gefragt nach der Attraktivität der Jugendförderung für Jugendliche benennt Thomas „erst mal das Jugendcafé“ (Th¹: 334), beschreibt Lena „zunächst einmal die Anlaufstelle, die Jugendcafés“ (Le¹: 258) und beginnt Silke ihre Aufzählung mit den Öffnungszeiten des Stadteiltreffs (Si: 185-188).

Dass die Jugendcafés einen großen Stellenwert im Alltag der Fachkräfte haben, ist zunächst nicht außergewöhnlich. Sie entsprechen dem zentralen Bedürfnis Jugendlicher nach Räumen für ihre Gleichaltrigengeselligkeit, sie prägen durch die von den Fachkräften zu gewährleistenden regelmäßigen Öffnungszeiten die zeitliche Wochenstruktur der MitarbeiterInnen und sie sind für die StadtteilbewohnerInnen das materiell Sicht- und Erlebte der Jugendförderung. Nach Einschätzung von Thomas werden die Einrichtungen im Stadtteilalltag von Politik, Verwaltung und den BürgerInnen mehr wahrgenommen als Beteiligungsprojekte, Infrastrukturarbeit oder die Lobbyarbeit im Hintergrund (Th¹: 374-380). Alexander fügt in seiner Beschreibung dieser Beobachtung eine kritische Einschätzung hinzu: „Man muss sagen, die Arbeit ist immer noch sehr auf das Jugendcafé fixiert“ (Al: 601-602). Aus seiner Sicht geht die Konzentration der Arbeits- und Zeitressourcen auf die Jugendcafés (in Müllers Verständnis „Siedlungen“) auf Kosten der Interessenerkundung Jugendlicher und der fachlich notwendigen Lebenswelt- und Sozialraumanalysen (in Müllers Verständnis dem „Trappen“). Lebens-

⁵⁹ Müller beschreibt in seinem Artikel über Kompetenzprofile in der Offenen Jugendarbeit zwei konkurrierende Modelle: das „Siedlermodell“ und das „Trappermodell“. Der Siedler zieht sich im „Urwald“ der vielfältigen Anforderungen offener Jugendarbeit auf ein Teilgebiet von Fachkompetenz zurück (z. B. Medien, Jugendkultur, Einzelbetreuung), der Trapper kennt den „Urwald“ und versucht mit Blick auf Jugendliche „bestmögliche Wege und das jeweils Machbare herauszufinden“ (Müller 1998: 74).

weltorientierte Jugendförderung, ausgerichtet an den Interessen Jugendlicher, hätte für ihn zur Konsequenz, „viel mehr“ mobil im Stadtteil präsent zu sein, um den Stadtteil „viel, viel besser“ kennen zu lernen und damit letztlich näher an den Interessen Jugendlicher zu sein. Dies würde für ihn in Folge bedeuten, die Jugendcafés als einen Arbeitsbereich unter vielen anderen der Jugendförderung zu relativieren, um den kontinuierlichen Blick auf die Lebenswelten der Mädchen und Jungen nicht zu verlieren (Al: 601-622). Die Einrichtungen werden aus seiner Sicht also dann zur „Falle“, wenn die MitarbeiterInnen im Verhältnis zu den anderen Konzeptbausteinen der Jugendförderung überproportional mehr Zeit und Arbeitsenergie in die Jugendeinrichtungen investieren, was in Konsequenz die Gefahr eines Rückschritts zum traditionellen Insel-dasein von Jugendeinrichtungen birgt.

3.2.3.2 Die „Angebotsfalle“

Mit den Angeboten verhält es sich ähnlich wie mit den Einrichtungen: Sie werden in der Öffentlichkeit, in Verwaltung und Politik sichtbar auf Plakaten und gedruckten Programmen als konkrete Maßnahmen der Jugendförderung wahrgenommen⁶⁰ im Gegensatz zu den Grundangeboten von Räumen für Gleichaltrigengeselligkeit, Jugendkultur und Partizipation, die in ihrer Allgemeinheit samt den unkalkulierbaren Aktivitäten und Aktionen, die sich in diesen Gelegenheitsstrukturen entwickeln, schwer vermittelbar sind. Diese Programmangebote bergen die grundsätzliche Problematik, dass sie ihren Ausgangspunkt nicht bei den Mädchen und Jungen haben, sondern in den Köpfen der Fachkräfte entstehen, was am Beispiel von Jugendkulturwochen im Stadtteil Hoheneck verdeutlicht werden soll, deren Grundidee Thomas folgendermaßen beschreibt:

„Wir hatten vier Bereiche angeboten, einer war Tanz und Bewegung, einer war Medien, einer war Musik und der vierte war noch was. Am Montag setzten sich alle Interessierten zusammen, besprachen, was man in dem Bereich machen will, um dann mit den entsprechend vorbereiteten Workshopsleitern, dann auch diese Interessen, die sich angemeldet hatten, verfolgen zu können, um dann am Freitag mit irgendeiner Art Ergebnis wieder auseinander zu gehen.“ (Th²: 163-169).

⁶⁰ Es ist immer noch gängige Praxis in Verwaltung und Politik, die Qualität der Jugendarbeit am Umfang der Öffnungszeiten von Jugendeinrichtungen und an der Zahl der Veranstaltungen zu messen. Hier stellt sich die Frage, warum es ein so schwieriges Geschäft für die Fachkräfte ist, die anderen Qualitäten von Jugendarbeit zu beschreiben und zu vermitteln, worauf in diesem Rahmen nicht genauer eingegangen werden kann.

Was auf den ersten Blick nach Interessensorientierung aussieht, nämlich Jugendlichen die völlige Gestaltungsfreiheit bei den angebotenen Themen zuzugestehen und dann mit großem Engagement und Aufwand zu versuchen, die Wünsche der Mädchen und Jungen sehr zeitnah umzusetzen, ist bei genauer Betrachtung ein Angebot, das MitarbeiterInnen für Jugendliche geplant haben, ohne deren Interessen im Stadtteil recherchiert zu haben und ohne sie bei der Planung zu beteiligen: Sie konnten weder entscheiden, ob sie überhaupt Jugendkulturwochen wollten ebenso wenig wie sie bestimmen konnten, um welche „Kultur“ es gehen sollte. Die Teilnahme der Mädchen und Jungen hielt sich schließlich in Grenzen, das Projekt wurde nur von einem „relativ kleinen Ausschnitt“ (Le¹: 67) Jugendlicher angenommen.

Die „Siedlung“, um in Müllers Bild zu bleiben, ist in diesem Falle das routinierte Angebot, das im Team schnell entworfen und vorbereitet ist und als bekanntes Terrain Überschaubarkeit und Sicherheit bedeutet. Da die gemeinsame Entwicklung von Angeboten als Ergebnis der Spurensuche nach den Interessen der Mädchen und Jungen, also das „Trappen“, oftmals ein mühsames Geschäft ist, da die Interessen erst einmal formuliert werden müssen, Unzuverlässigkeit und Spontaneität ausgehalten oder ganz neue Ideen berücksichtigt werden müssen und diese Prozesse mit dem kontinuierlichen Legitimationsdruck, dem das Arbeitsfeld ausgesetzt ist, konfrontiert sind, kann die konsequente Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen nicht immer durchgehalten werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen vor dem Hintergrund der allgemeinen internen und externen Praxisprobleme des Arbeitsfeldes der Jugendarbeit⁶¹ ein hoher Anspruch ist, dessen Relevanz in der alltäglichen Praxis kontinuierlicher wachsender Überprüfung bedarf.

3.3 Das Arbeitsprinzip: Partizipation und jugendpolitische Einmischung

Die Partizipation der Mädchen und Jungen ist als Konsequenz der der Zuständigkeit für die Gesamtjugend sowie der Orientierung an deren Interessen ein wesentlicher Konzeptbaustein der Ludwigsburger Praxis. Wie bereits mehrfach erwähnt, ist die Par-

⁶¹ Vgl. Teil I: Kap. 3.3.

tizipation Jugendlicher ein diffiziles Unterfangen, da Partizipation ein eher verborgenes Interesse Jugendlicher ist und nicht isoliert von den Interessen nach Räumen für Gleichaltrigengeselligkeit und Jugendkultur betrachtet werden kann.⁶² In der Ludwigsburger Praxis konkretisiert sich Partizipation strukturell in den unterschiedlichen institutionalisierten Formen jugendlicher Partizipation auf gesamtstädtischer und auf Stadtteilebene⁶³ und inhaltlich in der kontinuierlicher Gewinnung der Mädchen und Jungen für das Engagement in eigener Sache samt der sorgsamem Begleitung des jugendlichen Engagements.

Die jugendpolitische Einmischung wiederum lässt sich vor diesem Hintergrund gar nicht verhindern. Sie konkretisiert sich zum einen in der Lobbyarbeit für die Belange der Mädchen und Jungen im sozialräumlichen Alltag und zum anderen in der Vertretung ihrer Interessen in Verwaltung und Politik.

3.3.1 Jugendliche für das Engagement „in eigener Sache“ gewinnen

Mit dem erklärten Ziel, möglichst viele Mädchen und Jungen für ein Engagement in eigener Sache zu gewinnen, arbeiten die Fachkräfte vor Ort mit unterschiedlichen Formen von Partizipation und vielseitigen Methoden, die Mädchen und Jungen anzusprechen. Bei allem Engagement stoßen sie dabei auch an Grenzen, die vor allem in der viel zitierten gesamtgesellschaftlichen Politik- und Parteienverdrossenheit begründet liegen, mit welcher auch die Jugendförderung zu kämpfen hat.

3.3.1.1 Vielfalt der Formen

Je nach den Interessen der Mädchen und Jungen vor Ort, gibt es in den Stadtteilen unterschiedlich verbindliche Partizipationsmöglichkeiten für die jugendlichen StadtbewohnerInnen. Die verbindlichste Form stellt der Stadtteiljugendrat dar, ein von Jugendlichen des Stadtteils gewähltes Gremium, das sich je nach Größe des Stadtteils aus acht bis zwölf JugendrätInnen zusammensetzt und nach Alter (12- bis 14- und 15- bis 17-Jährige) und Geschlecht quotiert ist. Er wird für die Dauer eines Jahres gewählt

⁶² Vgl. Teil I / Kap. 1.5.4.

⁶³ Vgl. Teil II / Kap. 4.1.

mit dem Arbeitsauftrag, sich für eine Verbesserung der Lebens- und Freizeitsituation der Mädchen und Jungen im Stadtteil einzusetzen.⁶⁴ Lena, die in den von ihr betreuten Stadtteilen hauptsächlich mit dieser Partizipationsform arbeitet, beschreibt den Jugendrat als „Sprachrohr [...] für die Interessen Jugendlicher in ihrem Stadtteil“ (Le¹: 311-312), das sicherstellt, dass auch Jugendliche, die weniger in der Lage sind, ihre Interessen gegenüber den zuständigen Verantwortlichen zu formulieren, gehört werden. Im Stadtteil Eglosheim haben die Jugendräte inzwischen eine zehnjährige Tradition (Su¹: 313-315), wenngleich es nach Einschätzung der zuständigen Mitarbeiterin Susanne zunehmend schwieriger wird, die Mädchen und Jungen dafür zu gewinnen (Su¹: 360-361). Die bisherigen Generationen von JugendrätInnen in den einzelnen Stadtteilen können beachtliche Erfolge verbuchen: Insgesamt gehen die Stadtteiljugendcafés und Skateranlagen größtenteils auf das hartnäckige Engagement dieser Mädchen und Jungen zurück (Th¹: 485-486).

Silke wiederum arbeitet im Stadtteil Neckarweihingen abwechselnd mit der Beteiligungsform der Jugendrats und des Jugendforums (Si: 130-131). Das Jugendforum ist eine Jugendversammlung, zu der alle 12- bis 17-jährigen Mädchen und Jungen und politische EntscheidungsträgerInnen aus dem Stadtteil eingeladen werden. Die Themen werden im Vorfeld mittels der oben beschriebenen Methoden der Interessen- und Sozialraumerkundung⁶⁵ gesammelt, im Jugendforum diskutiert und schließlich in vereinbarten Arbeitsgruppen auf den Weg gebracht⁶⁶. Die Beteiligungsform des Jugendforums ist zeitlich und thematisch überschaubarer für die Mädchen und Jungen, da sie sich im Gegensatz zum Stadtteiljugendrat weder für die Zeitspanne eines Jahres noch dem allgemeinen Auftrag der Verbesserung der Jugendfreundlichkeit im Stadtteil verpflichten, sondern sich je nach ihren Ressourcen und Interessen für ein zeitlich und thematisch abgegrenztes Projekt einbringen können. Sowohl die Jugendratswahlen als auch die Jugendforen sind in ein jugendkulturelles Rahmenprogramm wie z. B. eine Jugenddisco (Si: 325) eingebettet, um mehr Mädchen und Jungen zu erreichen, da Partizipation – wie bereits mehrfach beschrieben – nicht isoliert ohne Geselligkeit und Jugendkultur verhandelt werden kann.

⁶⁴ Vgl. Kinder- und Jugendförderung Ludwigsburg 2007.

⁶⁵ Vgl. Teil III / Kap. 3.2.1.

⁶⁶ Vgl. Kinder- und Jugendförderung Ludwigsburg 2007.

Im Stadtteil Grünbühl-Sonnenberg wiederum arbeitet Axel mit „lockeren Hearings“. Diese niedrigschwellige Form scheint nach Einschätzung des Mitarbeiters den Mädchen und Jungen mehr gerecht zu werden als die institutionalisierte Form des Jugendrates samt der damit verbundenen längerfristigen und verbindlichen Verpflichtung: „In Grünbühl muss schnell was entschieden werden [...] Grünbühl muss immer sofort befriedigt werden“ (Ax: 98-102). In den Hearings können Jugendliche zum einen ihre Interessen und Wünsche einbringen, zum anderen werden in diesem Rahmen aktuelle Probleme im Stadtteil besprochen (Ax: 106-108). Im Vergleich zum Jugendforum, aus dem i. d. R. weiteres Engagement in den unterschiedlichen Arbeitsgruppen erwächst, sind die Hearings punktuelle Veranstaltungen, aus denen sich weiteres Engagement ergeben kann, aber nicht muss.

Allen Partizipationsformen gemeinsam ist die Verortung im Stadtteil, in welcher Thomas im Vergleich zu der vielerorts üblichen Partizipationsform der Jugendgemeinderäte auf gesamtstädtischer Ebene mehrere Vorteile sieht: Zum einen können im Mikrokosmos des Stadtteils Jugendliche aus unterschiedlichen Cliques für ein Engagement gewonnen werden, „so dass eigentlich was relativ Repräsentatives für den Stadtteil entsteht“ (Th¹: 499/500), zum anderen wissen die Mädchen und Jungen aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen des Lebens und Wohnens im Stadtteil, wofür sie sich engagieren (Th¹: 501-504). Die gemeinsamen Erfahrungen des Aufwachsens im Kindergarten und in der Grundschule schaffen wiederum eine gewisse Stadtteilidentität, die nach Einschätzung von Thomas auch die Toleranz unter den Mädchen und Jungen fördert oder wie er beschreibt: „Man kennt sich von der Grundschule und von dem her mag der Achmed zwar blöd sein, aber er ist auch irgendwie okay, weil man ihn kennt, weil er halt auch ein Eglosheimer oder Grünbühler ist“ (Th¹: 505-507). Nicht zuletzt ermöglichen die überschaubaren stadtteilorientierten Partizipationsformen auch den neu zugezogenen Mädchen und Jungen Kontakte zu anderen jugendlichen Stadtteilbewohnerinnen und erleichtern das Hineinwachsen in das neue Umfeld (Th¹: 510-512).

3.3.1.2 Mädchen und Jungen sensibilisieren und aktivieren

Neben den bereits beschriebenen kontinuierlichen Methoden der Interessen- und Sozialraumerkundung,⁶⁷ über deren immanentes Aktivierungspotenzial die Mädchen und

⁶⁷ Vgl. Teil III / Kap. 3.2.1.

Jungen für ein Engagement für ihre Interessen und Belange gewonnen werden, versuchen die MitarbeiterInnen im Vorfeld von den Stadtteiljugendratswahlen oder den Jugendforen die Mädchen und Jungen für deren Interessen zu sensibilisieren und sie für eine Kandidatur bzw. für die Teilnahme zu gewinnen.

Am Beispiel des Stadtteils Eglosheim mit seiner inzwischen 10-jährigen Tradition der Stadtteiljugendräte lassen sich die sensibilisierenden und aktivierenden Vorbereitungsarbeiten exemplarisch beschreiben: Neben den allgemeinen Werbemaßnahmen über die kommunalen und stadtteilspezifischen Informations- und Presseorgane, über Plakate und Flyer werden alle Mädchen und Jungen im Stadtteil mit einem persönlichen Brief zur Wahl eingeladen, „und das waren immerhin 855 jetzt dieses Jahr, die da persönlich eingeladen wurden zur Wahl“ (Su²: 19-20). Im Vorfeld der Wahl geht Susanne an die Schulen und spricht die Mädchen und Jungen als potenzielle WählerInnen und KandidatInnen persönlich auf dem Pausenhof an (Su²: 14-15). Rund um den Wahltermin gibt es im Stadtteil Jugendaktionstage mit vielfältigem jugendkulturellen Programm von neuen Medien über Sport und Spiel bis hin zu Musik, worüber Jugendliche z. B. unter dem Motto „Beweg dich, beweg was, Eglosheim bewegt sich“ (Su²: 20-26) auf die bevorstehenden Wahlen aufmerksam gemacht werden. Seit einigen Jahren organisiert Susanne im Vorfeld vorgezogene Wahlen an den Schulen, bei denen alle 11- bis 17-jährigen EglosheimerInnen ihre Stimme abgeben können, sei es, weil sie am Wahltag keine Zeit haben oder „weil sie halt doch manchmal so eine Hemmschwelle haben, eine Jugendeinrichtung zu betreten“ (Su²: 38-39). Die letzte Wahlmöglichkeit gibt es dann am Wahlabend, der ebenfalls in ein jugendkulturelles Programm eingebunden ist (Su²: 28-30).

Lena illustriert eine weitere Facette der Aktivierung Jugendlicher: Im Bestreben, möglichst viele Mädchen und Jungen über das Stadtteiljugendcafé hinaus zu erreichen, aktiviert Lena im Vorfeld der Jugendratswahlen die amtierenden JugendrätInnen, im Rahmen ihrer Ressourcen und Bezüge Jugendliche anzusprechen. Ihr ist es dabei auch ein Anliegen, dass die JugendrätInnen sich als VertreterInnen der Interessen Jugendlicher im Stadtteil und nicht nur ihrer eigenen Interessen verstehen und dass sie diesen Auftrag auch wahrnehmen (Le²: 73-78).

Im Rahmen der Vorbereitungen von Jugendforen in den Stadtteilen finden ähnliche Sensibilisierungs- und Aktivierungsarbeiten statt. Da die Jugendforen stark themenbezogen sind, richten sich die Bemühungen entsprechend auf die kreative Themenfindung vor der Veranstaltung. So organisierte z. B. Silke in Stadtteil Neckarweihingen

einen Wettbewerb für die Mädchen und Jungen, im Rahmen dessen sie in Form von Bildern oder selbstgebauten Modellen Verbesserungsvorschläge für den Stadtteil einreichen konnten. Für das aktuell bevorstehende Jugendforum geht sie mit den Jugendlichen dieses Mal auf Fotosafari im Stadtteil, um den Blick für verbesserungswürdige Nischen, Ecken und Plätze im Stadtteil oder für ganz neue Projekte zu schärfen (Si: 301-304).

3.3.1.3 Grenzen der Aktivierung und Sensibilisierung

In den vielfältigen Bemühungen, möglichst viele Mädchen und Jungen für ein Engagement in eigener Sache zu gewinnen, geraten die Fachkräfte immer wieder an Grenzen, die jedoch weniger in den internen Problematiken der Jugendarbeit begründet liegen, sondern vielmehr in den gesellschaftlichen Verhältnissen mit ihren Auswirkungen auf die politische Kultur, die sich in der Jugendarbeit als einem gesellschaftlichen Teilsystem widerspiegeln.

Nach Einschätzung von Alexander muss die jugendliche Motivation zur Beteiligung mit Blick auf die Partizipationskultur der Erwachsenen relativiert werden: „Gerechterweise muss man auch sagen, dass die politische Partizipation der Erwachsenenwelt [...] auch nicht so riesig berauschend ist und da müssen wir unsere Ziele dementsprechend auch mal vernünftigerweise anpassen“ (Al: 158-161). Mit dieser Relativierung macht Alexander die Möglichkeiten und Grenzen der Jugendarbeit deutlich: Sie kann ihren Teil zur Partizipation beitragen, kann jedoch das gesellschaftlich verursachte Problem der Partizipationsmüdigkeit nicht lösen. Die „Ellbogengesellschaft“ (Al: 448), in der jede/r versucht, für sich möglichst gut zurechtzukommen, bestimmt auch die Lebenswelten der Mädchen und Jungen und macht es zunehmend schwieriger, die Jugendlichen für ein Engagement zu gewinnen: „Was springt da für mich raus?‘ ist so die Kernfrage. Wenn was für mich dabei herausspringt als Jugendlicher, dann bin ich vielleicht eher noch bereit, mich einzusetzen“ (Al: 451-452). Dementsprechend arbeitet die Jugendförderung im Rahmen ihrer Möglichkeiten zunehmend mit projektorientierten Beteiligungsformen, wie z. B. den Jugendforen, im Rahmen derer sich die Mädchen und Jungen für zeitlich und inhaltlich überschaubare Projekte entscheiden können. Lena macht in ihrem Arbeitsalltag die Erfahrung, dass diese den Bedürfnissen Jugendlicher aus bildungsfernen Familien besser entsprechen als die institutionalisierten Gremien wie die Stadtteiljugendräte, da diese „einfach viel zu weit weg für manche Jugendliche“ (Le¹: 338) sind.

Thomas beschreibt als weitere Schwierigkeit die Schwerfälligkeit der Politik, mit welcher nicht nur Jugendliche konfrontiert sind, welche jedoch die Mädchen und Jungen vor dem Hintergrund ihrer Lebenslage Jugend und der damit verbundenen starken Gegenwartsorientierung⁶⁸ besonders betrifft: „Das ist für Jugendliche nicht nachvollziehbar, wenn die von der ersten Idee der Skatebahn bis zur Fertigstellung drei Jahre warten müssen. Dann ist der Jugendliche, der vielleicht mit 16 angefangen hat, nun 19, fährt Auto und nicht mehr Skateboard“ (Th¹: 477-480). Dabei ist das Alter nur eine von vielen möglichen Variablen im Prozess der Veränderung von Interessen: Veränderte Lebensbedingungen von Mädchen und Jungen, ein neuer Freundeskreis oder veränderte Prioritäten in der Gleichaltrigengruppe sind weitere Einflussfaktoren, die einem langfristigen Engagement für ein bestimmtes Interesse entgegen stehen.

Susanne sieht ein weiteres Problem jugendlicher Partizipation in der Instrumentalisierung jugendlichen Engagements für verwaltungs- und parteipolitische Profilierung, im Rahmen derer die Mädchen und Jungen ermuntert werden, ihre Ideen einzubringen, diese jedoch im Endeffekt unberücksichtigt bleiben und lediglich eine politische Alibifunktion haben, um sich mit der Beteiligung Jugendlicher rühmen zu können (Su¹: 385-387). Diese Erfahrungen der Mädchen und Jungen, zwar mitreden zu können, aber nicht gehört zu werden, sind nach Axels Einschätzung für Jugendliche sehr frustrierend und bestätigen gleichzeitig die im Elternhaus erfahrenen Vorurteile über PolitikerInnen: „Dann habe ich erst recht Hass auf die Politiker, die mein Papa eh schon Scheiße findet“ (Ax: 514-515).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass den Mädchen und Jungen die Zugänge zu einem Engagement in eigener Sache zum einen durch die strukturelle Vielfalt bedarfsgerechter Partizipationsformen und zum anderen durch kreative Gewinnungsstrategien der Fachkräfte erleichtert wird. Wie die Fachkräfte im Spannungsfeld der oben beschriebenen Auswirkungen der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen auf die jugendliche Partizipationsmotivation und im Rahmen der pädagogischen und jugendpolitischen Möglichkeiten vor Ort Jugendliche in ihren Partizipationsversuchen begleiten und unterstützen, wird im Folgenden genauer skizziert.

⁶⁸ Vgl. Teil I / Kap. 2.3.1.

3.3.2 Partizipation begleiten

Die fachliche Begleitung jugendlicher Partizipation ist ein vielfältig ineinander verwobenes Unternehmen, dessen wesentliche Dimensionen sich beschreiben lassen mit sorgsamem Pflege von Gleichaltrigengeselligkeit in Partizipationsprojekten, einer Gratwanderung zwischen der Absicherung der Experimentierfelder und den Zumutungen des Scheiterns sowie mit der Ermöglichung von Erfolgen für die Mädchen und Jungen.

Wie sich diese Dimensionen im Alltag konkretisieren soll im Folgenden entlang den Beschreibungen der Mitarbeiterin Lena verdeutlicht werden. Ich habe sie ausgewählt, weil sie über langjährige Erfahrungen in der Begleitung von JugendrätInnen in unterschiedlichen Stadtteilen verfügt und sich das Thema Partizipation hartnäckig wie ein roter Faden durch ihre Erzählung zieht: So benennt sie z. B. auf die Frage, was ihre Arbeit für sie interessant macht, „diese politische Beteiligung“ (Le¹: 25), gefragt nach ihrem persönlichen beruflichen Steckepferd beschreibt sie „so diese politische Beteiligung, das ist etwas, was ich immer gerne gemacht habe“ (Le¹: 45-46), gefragt nach der Zukunft der Jugendförderung hätte sie gerne mehr Zeit, „um auf Interessen einzugehen“ (Le¹: 400) und sie fände es erstrebenswert, „dass die Jugendräte [...] mit ein paar Rechten ausgestattet würden“ (Le¹: 405-406). Gefragt nach dem konzeptionellen Unterschied zwischen den Begriffen Jugendarbeit und Jugendförderung, beschreibt sie „so diese Idee, einfach nicht zu sagen, wir bieten jetzt was an, sondern wir wollen Jugendliche unterstützen, ihre Interessen, ihre Wünsche umzusetzen, sei es jetzt wirklich auf der politischen Ebene aber so ganz einfach im Stadtteil“ (Le¹: 357-360).

3.3.2.1 Gleichaltrigengeselligkeit als Basis von Partizipationsprozessen

Wie bereits mehrfach erwähnt, ist Partizipation von Jungen und Mädchen untrennbar mit ihren Interessen nach Geselligkeit in jugendkultureller Inszenierung verbunden,⁶⁹ weswegen die Pflege der Gleichaltrigengeselligkeit für Lena ein zentrales Element in ihrer Arbeit mit den jugendlichen Engagierten darstellt. Die pädagogische Begleitung der frisch gewählten JugendrätInnen beginnt für Lena unmittelbar nach der Wahl: „Wir sind in der Regel relativ kurz nach der Wahl auf Jugendratsschulung gefahren, dass die sich kennenlernen können, zusammen wachsen können“ (Le²: 128-129). Lena ist

⁶⁹ Vgl. Teil I / Kap. 1.5.4.

es zunächst wichtig, den neu gewählten Jugendrat als Gruppe zu stärken, indem sie mit den Mädchen und Jungen schon kurz nach der Wahl wegfährt. Mit dieser gemeinsamen Anfangssituation an einem für alle unvertrauten Ort ermöglicht sie das nähere Kennenlernen untereinander und die Entwicklung und Stärkung eines Wir-Gefühls. Die Pflege und Wertschätzung des zentralen Interesses der Jugendlichen an Gleichaltrigengeselligkeit als Raum der Neugestaltung sozialer Beziehungen, des Experimentierens mit Geschlechterrollen, des Findens eigener Positionen hat für Lena zentralen Stellenwert. Dementsprechend gestaltet sie die weiteren Schritte.

Bevor sie mit der Gruppe die konkreten Planungen beginnt, sensibilisiert sie die neu gewählten JugendrätInnen für ihren Stadtteil und eventuelle Veränderungsbedarfe: „Ich habe oft auch so noch mal, um so bisschen das Bewusstsein bei denen noch mal für ihren Stadtteil zu wecken, mit ihnen den Stadtplan angeguckt: Wo sind so eure Treffpunkte, was sind Orte, an denen ihr euch gerne aufhaltet, was sind Orte, die ihr nicht so toll findet, [...] was sind Ärgernisse oder Punkte, wo euch was fehlt, also das noch mal so aufzugreifen“ (Le²: 132-137). Lena lenkt die Aufmerksamkeit nicht auf aktuelle politische Themen im Stadtteil, sondern setzt dicht am zentralen Interesse der Mädchen und Jungen nach Räumen für ihre Gleichaltrigengeselligkeit an, mit dem Ziel, die Jugendlichen für die Wahrnehmung der Qualität der Räume in ihrem direkten Lebensumfeld zu sensibilisieren und eventuelle Verbesserungswünsche zu eruieren.

Erst dann beginnt sie, „so ein bisschen Jahresplan zu machen, was will man erreichen, welche Themen gehen wir jetzt zuerst an“ (Le²: 130-132) und die Verwaltungsstrukturen „ein bisschen“ (Le²: 141) zu verdeutlichen. Lena wählt für die Beschreibung der Anfangssituation mit einem neuen Jugendrat insgesamt vorsichtige und relativierende Formulierung, die den Eindruck vermitteln, dass sie den Mädchen und Jungen Raum und Zeit zugesteht für die Prozesse des Kennenlernens und der Orientierung in ihrem neuen Amt. Sie macht deutlich, dass sie den engagierten Mädchen und Jungen prozessorientiert ermöglichen möchte, sich in der Gruppe zurechtzufinden, sich ihrer Interessen und ihres Auftrages zu vergewissern und in Geselligkeit mit Gleichaltrigen ihre Positionen zu finden. Sie überfordert die Jugendlichen nicht mit detaillierten inhaltlichen Planungen oder unübersichtlichen Verwaltungsstrukturen, sondern stellt deren so einfaches wie zentrales Interesse nach Gleichaltrigengeselligkeit in den Mittelpunkt.

3.3.2.2 Partizipation begleiten: Nötiges absichern und Mögliches zumuten

Die Begleitung der JugendrätInnen bedeutet für Lena im Alltag zunächst die Absicherung des Arbeitsrahmens: Sie lädt zu den mindestens monatlich stattfindenden Sitzungen ein, moderiert, dokumentiert und macht die nötige Öffentlichkeitsarbeit, wobei sie die JugendrätInnen je nach ihren Fähigkeiten einbezieht (Le²: 52-55). In der konkreten Arbeit mit den Mädchen und Jungen an ihren Projekten macht sie den Grad ihrer Unterstützung vom bisherigen Erfahrungshintergrund der Jugendlichen als JugendrätInnen abhängig: bei noch unerfahrenen JugendrätInnen begleitet sie „quasi jeden Schritt“, die „alten Hasen“ dagegen lässt sie bewusst alleine die Besprechungen mit Ämtern oder Gremien meistern, „auch wenn sie sich das erst mal nicht zutrauen“ (Le²: 153). Trotzdem die Mädchen und Jungen im Laufe ihres Amtes in den bereits oben erwähnten Jugendratschulungen lernen, wie sie sich in Gremien der Erwachsenen samt ihren Spielregeln verhalten können und sich in Rhetorikworkshops in Kommunikation üben können (Le²: 149), scheint der „Ernstfall“ dennoch Überwindung zu kosten, die Lena ihnen auch abverlangt.

Die Abwägung zwischen Absichern und Zumuten zeigt sich auch bei der Schilderung ihrer Rolle bei den von den JugendrätInnen organisierten Veranstaltungen wie z. B. den Jugenddiscos im Stadtteil, die zusammen mit den Stadtteildiscoteams durchgeführt werden. Gemeinsam mit den Jugendlichen macht sie im Vorfeld die Termin- und Ressourcenplanung (Räume, Technik, Bewirtung, Dekoration) und plant die Arbeitsaufteilung am Veranstaltungsabend (Theke, Kasse, Bewirtung, Musik, Programm). Bei der Veranstaltung selbst sichert sie die Rahmenbedingungen wie Aufsichtspflicht oder die Einhaltung des Jugendschutzes ab und kümmert sich um etwaige Beschwerden der AnwohnerInnen (Le²: 159-190). Sie ist an den konflikträchtigen Orten wie z. B. der Kasse oder dem Eingangsbereich präsent, steht für Fragen und Probleme zur Verfügung und hält sich ansonsten im Hintergrund (Le²: 181-190): „In der Regel wird Theke, Programm und alles andere von den Jugendlichen abgedeckt und ich bin einfach da“ (Le²: 185-187). Die Durchführung der Veranstaltung bleibt folglich in der Verantwortung der Mädchen und Jungen und Lena nimmt mit Augenmaß die Aufgaben wahr, die sie mit Blick auf die Fähigkeiten und Grenzen der engagierten Jugendlichen für nötig hält.

3.3.2.3 Erfolge ermöglichen

„Es ist immer die Kunst zu gucken, dass man ihnen am Anfang möglichst mit einem einfacheren Thema ein Erfolgserlebnis vermittelt, um dann erst einmal zu zeigen, es geht, wenn man was tut und dass sie dann vielleicht auch einen bisschen längeren Atem haben für eine schwierigere Geschichte“ (Le¹: 347-350). Angesichts der oben beschriebenen Schwierigkeiten der Schwerfälligkeit von Verwaltung und Politik⁷⁰, die mit der Gegenwartsorientierung der Mädchen und Jungen schwer vereinbar ist, achtet Lena in der Anfangssituation darauf, dass die Mädchen und Jungen sich Projekte vornehmen, mit denen sie zeitnah Erfolge erzielen können. Diese Erfahrungen der Selbstwirksamkeit machen den neu gewählten JugendrätInnen nach Lenas Einschätzung Mut für größere, langfristige Projekte und stärken ihr Durchhaltevermögen.

Haben die Mädchen und Jungen sich für ihre Projekte entschieden, so versucht Lena, die Wege zu ebnen, indem sie je nach Anliegen der Jugendlichen mit den zuständigen Ämtern Kontakt aufnimmt, um die Gegebenheiten und Veränderungsmöglichkeiten zu prüfen, also „im Grünflächenamt mit jemanden zu sprechen, um für eine Verbesserung im Bereich der Sportplätze zu sorgen oder im Kulturamt, wenn es um besondere Events geht“ (Le²: 56-58). Sie ist in den politischen Gremien präsent, „sei es mal Gemeinderat oder Bauausschusssitzung, sei es Stadtteilausschuss“ (Le²: 59-60), schreibt mit Jugendlichen zusammen Briefe an eventuelle UnterstützerInnen (Le²: 60-61) und geht auch mal unkonventionelle Wege, um die Anliegen der Mädchen und Jungen besser vertreten zu können: So macht sie sich schon mal selbst auf den Weg zu einer Bushaltestelle, bei der Jugendliche Veränderungsbedarf angemeldet haben, um die Platzverhältnisse auszumessen, um so fundierte Argumente in den Diskussionen mit den zuständigen Ämtern zu haben (Le²: 62-64).

Zusammenfassend lässt sich die Begleitung jugendlicher Partizipation als Verbund von kontinuierlicher Pflege der Gleichaltrigengeselligkeit sowie aufmerksamer Gradwanderung zwischen Absichern der Rahmenbedingungen und Zumuten neuer Erfahrungsfelder beschreiben – beide Pole verstanden als „Leitplanken“ für Erfahrungen der Selbstwirksamkeit – mit dem Ziel, den Mädchen und Jungen Erfolge zu ermöglichen, um sie so in ihrem Engagement in eigener Sache zu stärken.

⁷⁰ Vgl. Teil III / Kap. 3.3.1.3.

3.3.3 Jugendpolitische Einmischung: Lobbyarbeit

In Konsequenz der bisher beschriebenen Partizipationspraxis zieht sich die fach- und jugendpolitische Lobbyarbeit für die Interessen Jugendlicher im Gemeinwesen, in Politik und Verwaltung quer durch die Arbeitsfelder der Fachkräfte. Je nach Stadtteil, in dem die Jugendförderung aktiv ist, sind die MitarbeiterInnen in Stadteilausschüssen, -konferenzen oder -arbeitskreisen vertreten⁷¹. Neben dem Informationsaustausch nutzen die Fachkräfte diese Gremien, um die Interessen Jugendlicher einzubringen und aktuelle Probleme und Themen Jugendlicher im Stadtteil zu diskutieren.

Im Stadtteilarbeitskreis in Grünbühl-Sonnenberg geht es z. B. um die regelmäßig wiederkehrenden klassischen Konfliktfelder im Stadtteil zwischen Jugendlichen und Erwachsenen, nämlich den Müll vor der Jugendeinrichtung und den Lärm auf öffentlichen Plätzen (Ax: 481-483). Lobbyarbeit bedeutet für Axel in diesem Fall, den Erwachsenen die Freizeitsituation von Jugendlichen im Stadtteil zu verdeutlichen und gemeinsam Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln:

„Auch klar machen, wo sollen die sich denn treffen. Ihr stellt euch immer vor, da stören sie, ihr habt sie von der Stange⁷² weggejagt, weil sie da gestört haben. Klar waren sie laut, jetzt sind sie vorne am Platz, jetzt stören sie euch wieder. Da müsst ihr Alternativen aufzeigen, wo sollen sie hingehen. Dürfen sie auf den Schulhof? Nein! Dürfen sie auf den Bolzplatz? Vielleicht! Aber da sind sie ja ganz weg vom Schuss, da wollen sie wiederum nicht hin. Wo kann man Möglichkeiten schaffen, also um es für den 50-Jährigen möglich zu machen, um halbelf ins Bett zu gehen und gleichzeitig aber auch für junge Leute die Möglichkeit zu schaffen, wo sie ihr Autoradio von zwei auf vier stellen dürfen. Und das sind Lobbyarbeiten und die muss ich in so einem Gremium machen“ (Ax: 484-494).

Ohne das Verhalten der Jugendlichen zu rechtfertigen und die Müll- und Lärmproblematik zu bestreiten, versucht er, Verständnis für die Situation der Jugendlichen zu wecken und die Mitglieder des Arbeitskreises zum gemeinsamen Nachdenken über mögliche Konfliktlösungsstrategien zu gewinnen. An Hand konkreter Beispiele illustriert er den Engagierten die Problematik der Jugendlichen, sich nirgendwo ungestört treffen zu können und nimmt die Erwachsenen in die Pflicht, den Jugendlichen Alternativen zu ihren derzeitigen informellen Treffpunkten aufzuzeigen. Er gibt die Verantwortung für

⁷¹ Vgl. Teil II / Kap. 4.1.

⁷² Die „Stange“ ist ein Hochhaus, das Jugendliche als informellen Treffpunkt im Stadtteil Grünbühl-Sonnenberg nutzen.

die Situation der Jugendlichen zurück an den Stadtteil und macht damit deutlich, dass Jugendliche ebenso wie Erwachsene StadtteilbewohnerInnen mit Rechten aber auch Pflichten sind. Dabei vermittelt er Verständnis für die Bedürfnisse der erwachsenen BürgerInnen und sucht Lösungen, die sowohl den Jugendlichen als auch den Erwachsenen einigermaßen gerecht werden. Bei allem Verständnis für die Anliegen der Erwachsenen macht er jedoch seine Parteilichkeit für die Interessen der Mädchen und Jungen deutlich.

Susanne wiederum beschreibt die Lobbyarbeit für die Interessen Jugendlicher im Rahmen der Stadtteilentwicklungsplanungen in Eglosheim: „Also sprich, bei der sozialen Stadt z. B. hat man eine Zukunftswerkstatt gemacht, da waren sie beim ersten Teil mit dabei, konnten auch ihre Ideen einbringen. Es gibt einen zweiten Teil und dann, also wenn ich da jetzt nicht vehement gesagt hätte, da sind auch noch Jugendliche, die da gerne mit möchten, dann hätte man wahrscheinlich keine Jugendthemen im zweiten Teil der Zukunftswerkstatt gehabt ...“ (Su¹: 388-393). Obwohl der Jugendrat gerade im Stadtteil Eglosheim eine langjährige Tradition hat und in der Regel gefragt und gehört wird (Su¹: 335-340), bedurfte es „vehementen“ Einspruchs der Mitarbeiterin, damit die Wünsche und Ideen Jugendlicher nicht vergessen wurden. Neben der Vehemenz wird hier auch die Notwendigkeit von Wachsamkeit deutlich: Die anfängliche Beteiligung Jugendlicher im Planungsprozess sichert noch lange nicht die kontinuierliche Berücksichtigung ihrer Interessen, da die Partizipation Jugendlicher per se aus mehrfach erwähnten Gründen⁷³ ein arbeitsintensives Unternehmen ist, das sich in Arbeitsstrukturen Erwachsener noch potenziert und nach anfänglichen öffentlichkeitswirksamen Bemühungen schnell in Vergessenheit geraten bzw. zur Alibifunktion verkommen kann.⁷⁴

Einspruch erhob Susanne in Eglosheim auch vor Jahren bei den Zuständigen für die Planungen zum traditionellen jährlichen Kelterplatzfest im Stadtteil: „Wenn da so viel für Erwachsene geboten wird, dann muss auch für die Jugend mal was gemacht werden“ (Su²: 293-294). Sie machte sich stark für die jugendkulturelle Präsenz der jungen EglosheimerInnen mit dem Ergebnis, dass es bei dem Stadtteilstfest seit Jahren einen ausgewiesenen Platz samt Bühne für die Jugendkultur im Stadtteil gibt (Su²: 294-306).

Auf gesamtstädtischer Ebene wird die Lobbyarbeit in stadtteilübergreifenden Arbeitskreisen, Ausschüssen und Gremien hauptsächlich von Thomas, dem Leiter der Ju-

⁷³ Vgl. Teil I / Kap. 1.5.4.

⁷⁴ Vgl. Teil III / Kap. 3.3.1.3.

gendförderung, wahrgenommen. Hierzu gehören die regelmäßigen Berichterstattungen in Gemeinderatsausschüssen (Th²: 43-45), die Mitarbeit in Arbeitskreisen der Agenda 21 zu konkreten oder von Thomas vermuteten Jugendthemen (Th²: 46-48) oder beratende Aufgaben im Stadtjugendring (Th²: 61-62). Neben diesen routinierten Standards setzte sich die Jugendförderung initiativ für den Arbeitskreis Jugendhilfe ein, einen Unterausschuss der Liga der freien Wohlfahrtsverbände mit weiteren Mitgliedern⁷⁵, mit dem Ziel, sich auf gesamtstädtischer Ebene regelmäßig über aktuelle Problemlagen Jugendlicher und eventuelle Bedarfe auseinanderzusetzen. Diese Organisationsform wurde von der Jugendförderung bewusst gewählt, da sie sich dadurch in der (fach)politischen Diskussion „besseres Gehör“ und „anderes Gewicht“ verspricht. (Th² 94-97).

Bisher leider erfolglos blieben die Bemühungen um eine kommunale Jugendhilfeplanung, die seit Jahren innerhalb der Stadtverwaltung in Zuständigkeitsdiskussionen zwischen Stadt und Landkreis „versanden“ (Th²: 356-358).

Zusammenfassend lässt sich die Lobbyarbeit der Fachkräfte beschreiben als sozial-räumliche Wachsamkeit für die Belange der Mädchen und Jungen, als ressortübergreifende Einmischung mit dem Ziel der Erhaltung und Schaffung jugendfreundlicher Gemeinwesen sowie als kontinuierliche Vertretung jugendlicher Interessen in den klassischen Feldern kommunaler Gremien- und Ausschussarbeit.

3.4 Das Ziel: Kooperation und Vernetzung für jugendfreundliche Gemeinwesen

Die Vernetzung der Information im Gemeinwesen sowie die Kooperation mit unterschiedlichen Trägern und Institutionen der Jugendarbeit und der angrenzenden Felder der Jugendhilfe waren bei den konzeptionellen Neuüberlegungen Ende der 1980er eine wesentliche Forderung der damaligen Fachkräfte und eine der Hauptempfehlungen an Verwaltung und Politik bei der Verabschiedung des neuen Konzeptes kommu-

⁷⁵ Die Mitglieder: Stadtverwaltung, Jugendförderung, Polizei, Schulsozialarbeit, Mobile Jugendarbeit, Kreisjugendpflege, Deutsches Rotes Kreuz (DRK), Caritas, Arbeiterwohlfahrt (AWO), Diakonisches Werk, Bildungsverbund Berufliche Qualifikation im Berufbildungswerk der Deutschen Wirtschaft (BBQ, mit dem Schwerpunkt Übergang Schule/Beruf).

nal der Jugendförderung⁷⁶. Dieser Konzeptbaustein ist sozusagen die notwendige Konsequenz aus der beanspruchten Zuständigkeit für die Gesamtheit der Mädchen und Jungen, der Orientierung an deren Interessen sowie den darin begründeten Beteiligungs- und Einmischungsstrategien.

Welche Ziele mit der Vernetzung der Information in den Stadtteilen verfolgt werden, wie sich Kooperationen in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern gestalten und wo die Fachkräfte sich zwischen dem Anspruch der Schaffung jugendfreundlicher Gemeinwesen einerseits und fach-, sozial- und bildungspolitischen Vereinnahmungen andererseits positionieren, soll im Folgenden näher beleuchtet werden.

3.4.1 Vernetzung der Information⁷⁷

Die Vernetzung von Informationen dient im Wesentlichen dazu, aktuelle Entwicklungen und Problemlagen im Stadtteil frühzeitig zu erkennen und mögliche Lösungsstrategien zu entwickeln sowie die Freizeitangebote für die Jugendlichen effizienter zu gestalten. Wichtige Orte für diese Vernetzung sind vor allem die jeweiligen Stadtteilarbeitskreise.

Alexander beschreibt den Informationsaustausch im Stadtteilarbeitskreis der von ihm betreuten Oststadt als hilfreich für seine Arbeit, da er „sehr, sehr viel mehr“ erfährt im Stadtteil (AI: 286). Durch die unterschiedlichen Zugänge der Mitgliedsorganisation (Jugendmigrationsdienste der Arbeiterwohlfahrt und der Caritas, katholischen und evangelischen Jugendarbeit, Stadtjugendring, CVJM, kommunales Kinderbüro, Schulsozialarbeit der Oststadtschule) zu verschiedenen Jugendszenen und Jugendgruppen, bekommt Alexander „eher und schneller so Tendenzen mit, wo's grade klemmt, wo's Ärger gibt, ob irgendwelche Gruppierungen grad Schwierigkeiten mit der Polizei oder mit der Justiz haben“ (AI: 390-392). Diese Informationen über Problemlagen im Stadtteil werden in der Arbeitsgemeinschaft auf ihre Schnittmengen zu den unterschiedlichen Arbeitsfeldern hin untersucht, um dann Problemlösungsstrategien zu entwickeln, „wer wo ansetzen kann“ (AI: 393-394).

⁷⁶ Vgl. Teil II / Kap. 3.7.

⁷⁷ Ich beschränke mich hier auf die Informationsvernetzung der MitarbeiterInnen im Alltag vor Ort und lasse die klassischen Felder der Informationsvernetzung in gesamtstädtischen Verwaltungs- und Politikstrukturen wie z. B. Gemeinderats- oder Verwaltungsausschüsse des Leiters unberücksichtigt.

Ähnlich beschreibt Lena die Vorteile des Stadtteilarbeitskreises in Hoheneck. Hier ist die Kommunikation, Vernetzung und Kooperation unterschiedlicher Träger, die mit Jugendlichen arbeiten, von den Kirchengemeinden über die Feuerwehr bis hin zu „anderen sozialen Einrichtungen“ (Le²: 29-30), in Form eines „Runden Tisches“ institutionalisiert mit dem Ziel, „zu gucken, was steht grad an im Stadtteil, welche Probleme gibt es gerade oder haben die alle mit den Jugendlichen, wo fehlt es vielleicht an Angeboten“ (Le²: 32-35). Aktuell wird von den Mitgliedsorganisationen ein erhöhtes jugendliches Aggressionspotenzial im Stadtteil wahrgenommen, dementsprechend es auch hier in einem ersten Schritt um den Abgleich von Einschätzungen aus unterschiedlichen trägerspezifischen Perspektiven geht, um dann gemeinsam Handlungsstrategien zu entwickeln (Le¹: 290-294). Neben den Vorteilen der Vernetzung der Information spricht Lena auch einen insgesamt kritischen Aspekt an, nämlich die Gefahr, „dass die Jugendlichen dann durch das Netz nicht mehr durchkommen“ (Le¹: 305), also keine geschützten Räume mehr haben, in denen sie mit unterschiedlichen Rollen experimentieren können, ohne dass der ganze Stadtteil darüber informiert ist. Sie betont vor diesem Hintergrund den sorgsamen Umgang mit Information samt der Notwendigkeit, immer wieder an die Verschwiegenheitspflichten dieser Gremien zu erinnern (Le¹: 307-308).

Für Susanne hat die Vernetzung der Information eine weitere Dimension: Neben der Funktion eines Frühwarnsystems im Stadtteil über Schwachstellen und Problemlagen für die engagierten Organisationen und Institutionen nutzt sie den Stadtteilarbeitskreis auch, um Sichtweisen und Meinungen der Jugendlichen einzubringen. Da nach Susannes Einschätzung die Jugendförderung im Stadtteil dicht an den Interessen Jugendlicher dran ist, kann sie die Ideen und Änderungsvorschläge, die ihr „zu Ohren kommen“ und die Wünsche und Vorschläge, die der gewählte Stadtteiljugendrat von seinen jugendlichen WählerInnen erfährt, an das Gremium weitergeben (Su¹: 287-292) mit dem Ziel, gemeinsame Lösungen zu finden bzw. in entsprechenden Strukturen von Verwaltung und Politik gemeinsame Lobbyarbeit für die Berücksichtigung der jugendlichen Belange zu leisten.

Thomas betrachtet die Vernetzung der Information zuallererst als eine Frage der effizienten Nutzung der zur Verfügung stehenden Ressourcen: „Wir haben nicht unendliche Finanzen, wir haben ein begrenztes Budget und da heißt es, den Kuchen möglichst gut aufzuteilen, dass möglichst viele davon satt werden, das denk ich ist wesentlicher Inhalt und Sinn von Vernetzung“ (Th¹: 462-465). Den „Kuchen möglichst gut aufzuteilen“ bedeutet für ihn, dass nicht alle Anbieter alles machen müssen, sondern dass

entsprechend der Stärken der einzelnen Organisationen und Institutionen die Angebote abgesprochen werden mit dem Ziel, für die Mädchen und Jungen vieles möglich zu machen. Er schildert dies am Beispiel des Fußballspielens: „Wir bieten sicher auch mal Fußballspiele an, aber wir sehen auch, dass in der Regel der Fußballverein in diesen Sachen stark ist und wenn wir es auch noch schaffen, dass der Fußballverein sich manchmal über seine Vereinsmitgliedersache öffnet, denk ich, haben Jugendliche zusätzliche Freizeitmöglichkeiten“ (Th¹: 453-457). Was auf den ersten Blick einleuchtend und selbstverständlich erscheint und sich für die Mädchen und Jungen sichtbar in den Stadtteilführern über die Angebote für Jugendliche konkretisiert, erweist sich bei genauer Betrachtung als eine grundsätzliche Herausforderung für alle AkteurInnen, den bisher einrichtungs- und institutionenzentrierten Blick hin auf die Interessen der Mädchen und Jungen im Gemeinwesen zu richten. In Konsequenz beschreibt Thomas die Notwendigkeit „auch zu forschen zusammen mit den Jugendlichen“ (Th¹: 457-458), welche Interessen vorhanden sind, ob diese befriedigt werden können und wo es Veränderungsbedarf gibt.⁷⁸

Dieser vereins- und verbandsübergreifende Blick, der über Themen- und Terminab-sprachen hinausreicht, ist in der gängigen Praxis der Jugendarbeit nicht selbstver-ständlich. Er kann bestenfalls bei den hauptamtlichen MitarbeiterInnen der Organisati-onen und Institutionen der Jugendarbeit und der Jugendhilfe angenommen werden, nicht aber bei den ehrenamtlichen MitarbeiterInnen der Vereine insbesondere in noch dörflich geprägten Stadtteilen. Diese Erfahrung macht z. B. Alexander im Stadtteil Poppenweiler: „Hartes Brot sind manchmal die Vereine, also z. B. in Poppenweiler, die doch sehr auf sich selbst fixiert sind, wenig Kooperationsbereitschaft zeigen und auch wenig über ihren eigenen Tellerrand schauen, was so Gesamtprobleme Jugendlicher betrifft“ (Al: 267-270). Er vermutet, dass es in dieser dörflichen Struktur noch einige Jahre dauern und es noch einiger Präsenz bei Vereinsfesten bedürfen wird, bis Ver-netzung und Kooperation selbstverständlich werden könnten. Bis dahin setzt er auf die Strategie der kontinuierlichen Kommunikation (Al: 287-293).

Ein ebenfalls noch dörflich geprägter Stadtteil ist Neckarweihingen, in dem Silke arbei-tet. Im Gegensatz zu Alexander in Poppenweiler erlebt sie Unterstützung von den örtli-chen Vereinen für das Stadtteiljugendcafé und Offenheit für den Vernetzungs- und Ko-operationsgedanken. Sie gründete vor einem Jahr den „Arbeitskreis Jugend Neckar-

⁷⁸ Die Spurensuche nach den Interessen Jugendlicher wurde in Teil III / Kap. 3.2.1 ausführlich beschrie-ben.

weihingen“ (AKJ), für den sie den traditionsreichen Turnverein Neckarweihingen, die katholische und evangelische Kirche, den Rad- und Tischtennisverein, den Allgemeine Soziale Dienst, den Robinsonspielplatz und die Grund- und Hauptschule zur Mitarbeit gewinnen konnte: „Und das kam auch ganz gut an und wir haben auch ziemlich schnell was auf die Reihe gekriegt. Und ja, der Besuch ist auch sehr regelmäßig“ (Si: 228-230). „Auf die Reihe gekriegt“ haben sie aktuell einen ansprechend gestalteten Informationsflyers für Jugendliche über die Angebote in Neckarweihingen. Trotz des hoffnungsvollen Starts des Arbeitskreises und der bisherigen regelmäßigen Teilnahme der Mitglieder, ist sich Silke jedoch darüber im Klaren, dass sie die ehrenamtlichen Strukturen nicht überfordern darf und auch akzeptieren muss, dass die Vereine ob ihrer knappen ehrenamtlichen Ressourcen zunächst ihre Vereinsinteressen verfolgen (Si: 230-238). Im Falle des gemeinsamen Stadtteilführers ist der Nutzen für die Engagierten deutlich sichtbar. Wie sich die Vernetzung bei Problemlagen Jugendlicher im Stadtteil gestalten wird, bleibt abzuwarten.

Zusammenfassend kann die Vernetzung der Information zum einen als Frühwarnsystem für Problemlagen Jugendlicher bzw. Problemlagen Erwachsener mit Jugendlichen im Gemeinwesen beschrieben werden, in dem es je nach ländlichen oder städtischen Strukturen respektive hauptamtlichen und ehrenamtlichen Strukturen gelingt, einrichtungs- und institutionenübergreifend Problemlösungsstrategien zu entwickeln. Sie kann zum anderen im Ergebnis als Effektivierung der Angebote für Jugendliche beschrieben werden, mit dem Ziel, die vorhandenen Ressourcen für möglichst viele Mädchen und Jungen zugänglich und nutzbar zu machen.

3.4.2 Kooperation der Träger

Die Vernetzung der Information ist das eine Geschäft, die stadtteilorientierte und stadtteilübergreifende Vernetzung der Aktivitäten, also die Kooperation unterschiedlicher AkteurlInnen, ein anderes. Ich halte diese Unterscheidung für hilfreich, da sie einen differenzierteren Blick auf die Aktivitäten erlaubt, die sich hinter dem allgemeinen Begriff „Vernetzung“ verbergen und da sie deutlich macht, dass die Vernetzung der Information nicht per se die Kooperation der Träger zur Folge haben muss.⁷⁹

⁷⁹ Bereits die Vernetzung der Information ist ein Gewinn für die sozialpädagogische Praxis.

Vor Ort in den Stadtteilen arbeiten die Träger vor allem bei Veranstaltungen im jugendkulturellen Bereich zusammen, wie z. B. bei den Jugendkulturtagen in der Oststadt (Al: 398-400), in Eglosheim (Su¹: 275) sowie in Hoheneck (Th²: 161-164), bei den Kinderspieletagen in Grünbühl-Sonnenberg (Ax: 473-477), beim „Basketballevnt um Mitternacht“, bei Streetballturnieren oder bei Sommerfesten (Al: 382-385). Die Vernetzung der personellen, räumlichen und technischen Ressourcen ermöglicht größere Veranstaltungen für die Mädchen und Jungen in den Stadtteilen (Al: 371), die wiederum durch die unterschiedlichen Zugänge der KooperationspartnerInnen zu verschiedenen Jugendgruppen und -szenen ein breites Publikum ansprechen: „also wenn z. B. die Caritas oder die AWO in ihren Übergangwohnheimen für die gemeinsame Teeniedisco wirbt, teilweise auch in russischer Sprache, da laden die natürlich ganz anders ein als wenn ich da irgendein Plakat bei der Wohnheimleitung abgeben würde“ (Al: 401-404). Darüber hinaus profitieren die AkteurInnen in den Stadtteilen von der Jugendförderung als kommunaler Einrichtung, da diese in den Verwaltungsstrukturen eingebunden ist und i. d. R. kürzere Wege hat, wenn es um den Zugriff auf kommunale Ressourcen oder Genehmigungen geht (Su¹: 275-278).

Ein weiteres Kooperationsfeld sind allgemeine Problemlagen Jugendlicher, die i. d. R. in den Stadtteilarbeitskreisen und auf gesamtstädtischer Ebene in dem oben beschriebenen Arbeitskreis Jugendhilfe⁸⁰ verhandelt werden. So konnte im Stadtteil Grünbühl-Sonnenberg, in dem die Freizeitsituation für die Mädchen und Jungen schon immer schwierig war und noch schwieriger wurde mit der Erweiterung um die ehemalige amerikanische Wohnsiedlung Sonnenberg, durch das gemeinsame Engagement des Bürgervereins, der Kirchen, des DRK und der Jugendförderung das Jugend- und Bürgerhaus realisiert werden. In diesem Fall profitierte die Jugendförderung wiederum von den freien Trägerschaften, da dem Mitarbeiter in den Verwaltungshierarchien die Hände gebunden waren oder wie Axel das Kräftespiel beschreibt: „Zu einem Axel kann man irgendwie sagen, höre mal auf mit deinen spinnerten Ideen, also Anweisung von oben, aber die muss man anhören“ (Ax: 460-462). Aktuell setzt sich der Stadtteilarbeitskreis für eine bessere Verkehrsanbindung für Jugendliche in die Stadt ein sowie für sichere Gehwege im Stadtteil.

Der AOsta (Arbeitskreis Oststadt) beschäftigte sich wiederum längere Zeit mit der Situation jugendlichen SpätaussiedlerInnen, die sich abends und an den Wochenenden mit

⁸⁰ Vgl. Teil III / Kap. 3.3.3.

Vorliebe rund um das Übergangsheim trafen und ob der klassischen Probleme von Müll, Lärm und Alkohol ins Visier der StadtteilbewohnerInnen und der Polizei gerieten. Aus Alexanders Sicht war das Hauptproblem, „dass die nicht integriert sind, keine Räume für sich haben, manchmal kommt es mir vor, dass allein schon, dass sie sich treffen, als störend empfunden wird“ (Al: 677-679). Vor diesem Hintergrund schlossen sich die Jugendförderung, die Jugendmigrationsdienste der Arbeiterwohlfahrt und der Caritas, das Jugendamt und die Polizei zu einer Fachgruppe zusammen mit dem Ziel, die Situation dieser Jugendlichen zu erkunden und gemeinsam mit den Jugendlichen Vorschläge zu erarbeiten. Daraus entstand eine ausführliche Stellungnahme mit Empfehlungen und Maßnahmen u. a. zur Verbesserung der Integration z. B. durch Sprachförderung sowie zur Verbesserung der Freizeitsituation z. B. durch Einrichtung eines Bolz- und Basketballplatz und „überdachte Plätze im Stadtteil also nicht direkt am Übergangwohnheim, Grillmöglichkeiten oder so einfache Dinge wie Müllkörbe“ (Al: 681-683). In Folge wurden die für die Vorgeschlüsse die Zuständigkeiten geklärt, ein Zeitplan vereinbart und einzelne Maßnahmen auf den Weg gebracht.

Auf gesamtstädtischer Ebene setzt sich der bereits oben erwähnte Arbeitskreis Jugendhilfe (AKJ)⁸¹ regelmäßig mit aktuellen Problemlagen Jugendlicher und eventuellen Bedarfen auseinander. Dieser Arbeitskreis erreichte in den letzten Jahren u. a. eine Verstärkung der Mobilen Jugendarbeit vor allem für ausländische Mädchen und Jungen sowie einen niedrighschwelligem Treff für Jugendliche in der Innenstadt als eine Antwort auf die Konzentration von Drogen- und Gewaltproblemen im Kernstadt- und Bahnhofsbereich (Th²: 75-77). Aktuell diskutieren die Mitgliedsorganisationen Themen wie Übergang Schule und Beruf oder die aktuelle Praxis des Jugendstrafrechts, zu der ein gemeinsamer Fachtag organisiert wurde (Th²: 73-85).

Weitere Kooperationen gibt mit Schülermitverwaltungen und einzelnen Schulen. So begleitet Lena eine Gruppe von SMV-VertreterInnen der Innenstadtschulen bei der Realisierung ihrer Verbesserungsideen für die Schulen. Ergebnisse hiervon sind die Einrichtung der zentralen SchülerInnencaféteria „Pasta“ für die InnenstadtschülerInnen, die zukünftig von den SMVen in Selbstorganisation betrieben werden soll (Le²: 225-

⁸¹Die Mitglieder: Stadtverwaltung, Jugendförderung, Polizei, Schulsozialarbeit, Mobile Jugendarbeit, Kreisjugendpflege, DRK, Caritas, AWO, Diakonisches Werk, BBQ (Übergang Schule/Beruf) (vgl. Teil III / Kap. 3.3.3).

233)⁸² oder die Schulung der engagierten SchülerInnen in Veranstaltungstechnik und Projektmanagement für ihre selbstorganisierten Aktivitäten (Le²: 509-511).

Die Kooperationen mit den Schulen konzentrieren sich im Wesentlichen auf Projekte und Aktionen rund um die Jugendratswahl respektive die Jugendforen in den Stadtteilen, auf Präventionsprojekte sowie die ganz pragmatische gemeinsame Ressourcennutzung. So können die jungen EglosheimerInnen z. B. ihren Stadtteiljugendrat neben der direkten Stimmabgabe im Stadtteiljugendcafé respektive per Briefwahl im Rahmen von vorgezogenen Wahlen direkt an ihrer Eglosheimer Hauptschule oder an den weiterführenden Schulen in der Stadt wählen (Su²: 32-38). In Neckarweihingen wiederum fand die Themensammlung im Vorfeld eines Jugendforums in Zusammenarbeit mit der örtlichen Hauptschule statt und die Ergebnisse der in diesem Rahmen durchgeführten Stadtteilerkundung wurden öffentlich in der Schule ausgestellt (Si: 325-328).

In einigen Stadtteilen finden in Zusammenarbeit mit den örtlichen Schulen Präventionsprojekte statt, wie z. B. in der Oststadtschule das HIV-Projekt mit den SchülerInnen der siebten Klasse in Kooperation mit der Schulsozialarbeit (Al: 695-696), an der Eglosheimer Hauptschule die Suchtpräventionsprojekte in Kooperation mit der Suchtbeauftragten des Landratsamtes (Su²: 377-379) oder Gewaltpräventionsprojekte mit den Hohenecker und Grünbühler GrundschülerInnen (Le²: 485-486). Darüber hinaus nutzen die Schulen die technischen und räumlichen Ressourcen der Jugendförderung, wie z. B. die Veranstaltungstechnik für Schulfeste sowie Räume für Schulpartys oder Projekte, wie beispielsweise für ein Bewerbungstraining der Eglosheimer Hauptschule für die SchülerInnen der achten Klassen in den Räumlichkeiten des Jugendcafés (Su²: 381-385).

Zusammenfassend können die Kooperationen der Jugendförderung als im Stadtteil verankertes und gesamtstädtisches Geflecht beschrieben werden, innerhalb dessen entlang des roten Fadens der Orientierung an den Interessen der Mädchen und Jungen die Jugendfreundlichkeit in den Gemeinwesen verbessert werden kann. Auf die dennoch vorhandenen Lücken im Netzwerk soll abschließend eingegangen werden.

⁸² Vgl. Teil III / Kap. 3.2.2.2.

3.4.3 Über die „Lücken“ im Netzwerk ...

Als größte Lücke erweist sich nach Einschätzung von Thomas die fehlende kommunale Jugendhilfeplanung, also „in dieser knapper werdenden Finanzsituation [...] zu überdenken, wer ist für was zuständig, haben wir ein ausreichendes Maß an Zuständigkeit für jeden Bereich oder stimmt der angenommene Bedarf mit dem Bestand wirklich überein, also zu überprüfen, wie viel bräuchte man für Suchthilfe, wie viel bräuchte man für Mobile Arbeit, wie viel bräuchte man für Prävention und das dann eben zu steuern“ (Th²: 351-356). Damit entwickelt sich nach seiner Beobachtung eine Art „Kick and Run“ (Th²: 250) in der gesamten Jugendhilfe inklusive der Jugendarbeit, infolge dessen versucht wird, auf aktuelle Problemlagen mehr oder weniger zufällig zu reagieren „unter dieser Devise ‚wir rennen zu den Bedürftigen hin‘ und ‚rennt ihr auch zu den Bedürftigen hin‘“ (Th²: 343-344). Für die Jugendarbeit als nur vage formulierte Pflichtaufgabe bedeutet dies im Ergebnis eine ständige Rechtfertigungsposition ihres im weiten Sinne präventiven Auftrages. Der gesamtstädtische Arbeitskreis Jugendhilfe verhandelt zwar immer wieder aktuelle Problemlagen und versucht sozusagen eine Jugendhilfeplanung in kleinen Teilbereichen, er ist aber „zu klein“ (Th²: 337), um sich um die Gesamtheit zu kümmern.

Eine weitere Lücke sieht Susanne im Stadtteil Eglosheim, dem größten Ludwigsburgs⁸³, in der mangelnden Präsenz des Jugendamtes im Netzwerk der Stadtteilarbeitsgemeinschaft. Die beiden für den Stadtteil zuständigen Fachkräfte des Jugendamtes waren über Jahre aktiv in der Arbeitsgemeinschaft vertreten, was sich jedoch mit einem Personalwechsel änderte mit der Folge, dass Susanne „die beiden Damen, die seit zwei Jahren da jetzt tätig sind“ (Su²: 351-352) bisher nur einmal gesehen hat. Aus ihrer Sicht gehen damit wertvolle Austauschmöglichkeiten verloren, einerseits für das Jugendamt bezüglich aktueller Problemlagen Jugendlicher im Stadtteil respektive der Einrichtungen im Stadtteil mit einzelnen Mädchen und Jungen, andererseits für die MitarbeiterInnen der Einrichtungen im Stadtteil bezüglich der Problemlagen einzelner Jugendlicher, „was man eben in diesem Rahmen erfahren darf“ (Su²: 359). Zu Einrichtungen der Jugendhilfe hat sie aktuell nur noch Kontakt, „wenn es brennt“ (Su²: 360).

Auch die nicht vorhandene Kommunikation mit den Fachkräften der Mobilien Jugendarbeit erweist sich als Lücke im Geflecht der Kooperationen, insbesondere, weil die

⁸³ Vgl. Teil II / Kap. 2.

Schnittstellen und Schnittmengen zwischen der Jugendförderung und der Mobilien Jugendarbeit vielfältig sind. Axel beschreibt diese Schnittmengen sehr eindrücklich im Bild der „Einrichtungshopper“, also der „Mädels und Jungs, die montags und freitags zum Axel ins Jugendcafé gehen [...] und abends im Meeting Point die beiden Kollegen der Mobilien Jugendarbeit aufsuchen [...] und allen drei Sozis erzählen, dass sie mit ihren Eltern Schwierigkeiten haben, ja. Von drei Sozis drei Beratungen bekommen, drei wahrscheinlich auch noch unterschiedliche Beratungen“ (Ax: 638-645). Dies kann einerseits als gutes Recht Jugendlicher gewertet werden, sich ihre Hilfen der Lebensbewältigung selbst auszusuchen, andererseits liegt die Vermutung nahe, dass eine den Jugendlichen gegenüber respektvolle Kooperation der Arbeitsfelder gewinnbringend sein könnte. Die fehlende Kommunikation liegt nach Lenas Einschätzung in den strukturellen Voraussetzungen der Mobilien Jugendarbeit begründet, die ihren Wirkungsraum vor allem in der Innenstadt sieht, aber auch in einem mangelnden sozialräumlichen Verständnis, da die in der Innenstadt anwesenden Jugendlichen nicht per se auch dort wohnen (Le²: 477-480). Die Mobile Jugendarbeit wird dementsprechend von den Ludwigsburger Fachkräften in ihren Erzählungen kaum erwähnt.

Bleibt letztlich noch zu erwähnen das Flickwerk im Netz für jugendfreundliche Gemeinwesen, das aus dem schwierigen Verhältnis zwischen Jugendarbeit und Schule resultiert. Trotz punktueller Kooperationen der Jugendförderung mit Schülermitverwaltungen und den Schulen vor Ort gibt es keine kontinuierliche Kooperation respektive Kommunikation in den sozialräumlichen Netzwerken. Nach Lenas Einschätzung gibt es nur dann Interesse „wenn es um Ressourcen geht oder wenn es Stress an der Schule gibt und die Hoffnung besteht, dass wir da was tun könnten“ (Le²: 502-504). Sie erinnert sich eindrücklich an eine Erfahrung, die sie im Rahmen eines Kooperationsprojektes zur Gewaltprävention mit ihrem Kollegen Alexander an einer Schule machte, das anlässlich der Bedrohung einer Lehrerin durch einen Schüler mit einem Schusswaffenimitat zusammen mit der betroffenen Schule initiiert wurde: Nach drei intensiven Projekttagen mit den SchülerInnen konnte die Schule „trotz langer Gespräche mit einzelnen LehrerInnen, Fachinput und so weiter in der Lehrerkonferenz, Gesprächen mit dem Rektor“ (Le²: 508-509) nicht für eine kontinuierliche Weiterführung von Gewaltpräventionsprojekten gewonnen werden.

Zusammenfassend lässt sich vermuten, dass das Netzwerk für jugendfreundliche Gemeinwesen durch eine kommunale Jugendhilfeplanung und einen verstärkten sozialräumlichen und ganzheitlichen Blick aller beteiligten AkteurInnen zugunsten der Mädchen und Jungen an Qualität gewinnen würde.

Teil IV: Schlussbetrachtung

Die Einblicke in die Praxis der Ludwigsburger Fachkräfte haben die vielfältigen Facetten des Konzeptes einer interessenorientierten Jugendarbeit samt seinen Stolpersteinen in der Konfrontation von Anspruch und Wirklichkeit deutlich gemacht. Abschließend möchte ich im Folgenden den zusammenfassenden Bogen spannen von der Begründung einer interessenorientierten Jugendarbeit über deren zentrale Konzeptbausteine hin zu den Konkretisierungen in der Praxis und erlaube mir zwei kurze Anmerkungen zur Professionalität einer interessenorientierten Jugendarbeit.

Zusammenfassung

Das Konzept einer interessenorientierten Jugendarbeit begründet sich aus der gesellschaftlichen Situation von Jugend, aus ihren entwicklungspsychologischen Befindlichkeiten sowie aus einem lebenswelttheoretischen Blick vor dem Hintergrund der komplex gewordenen gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Lebenslage Jugend hat sich im Kontext der von Individualisierung und Pluralisierung geprägten gesellschaftlichen Verhältnisse tiefgreifend verändert: Das bisherige Moratorium Jugend als geschützter Raum des Aufwachsens hat seine zeitlichen und inhaltlichen Konturen verloren und ist zunehmend geprägt von Prozessen der Entstrukturierung, Enttraditionalisierung und Entgrenzung. Herausgelöst aus dem bisher zugestandenen Entwicklungsraum schreiben die Mädchen und Jungen ihre Biografie in der Gemengelage komplexer Lebenslagen und daraus resultierender Chancen und Risiken, ohne sich auf vertraute Traditionen oder bisherige Sicherheiten verlassen zu können. Einerseits früh mit den Pflichten des Erwachsenenalters konfrontiert, wird ihnen andererseits der tatsächliche Zugang in die Arbeitsgesellschaft respektive die gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe und Teilnahme erst spät zuerkannt. Gleichzeitig erfährt Jugend im Zeitalter des digitalen Kapitalismus eine Abwertung, da das bisher der Jugend zugeschriebene Innovationspotential heute der ökonomisch-technologischen Eigendynamik der Gesellschaft zugesprochen wird.

Neben diesen gesellschaftlich bedingten Herausforderungen steht Jugend vor der zusätzlichen Herausforderung, ihre Entwicklungsaufgaben des Frau- bzw. Mannwerdens, der Neugestaltung sozialer Beziehungen, der Entwicklung von Zukunftsperspektiven,

des Zurechtkommens mit sich und der Welt, zu meistern. Wesentliche Voraussetzung für eine gelingende Bewältigung dieser Aufgaben ist hierbei die Befriedigung der menschlichen Grundbedürfnisse nach Geborgenheit, Kreativität, Identität und Orientierung sowie im Querschnitt das Bedürfnis nach ganzheitlicher Anerkennung der Person. Die Befriedigung dieser Bedürfnisse konkretisiert sich in den Interessen, die (mangels einer sozialpädagogischen Theorie) zunächst genauer bestimmt wurden in ihrem Unterschied zu den Bedürfnissen und ihrem wesentlichen Zusammenhang mit den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen sowie den Entwicklungsaufgaben. Im Ergebnis lassen sich die zentralen Interessen der Mädchen und Jungen als die nach Gleichaltrigengeselligkeit, Räumen, jugendkultureller Inszenierung und Partizipation beschreiben, die sich wie ein roter Faden durch die Lebensphase Jugend ziehen.

Jugendarbeit als gesellschaftlich inszenierte Begleitung der jungen Generation wiederum hat Jugend zu ihrem zentralen Inhalt und damit die Orientierung an deren Interessen zum erklärten Ziel. So behauptet sie es zumindest in der Theoriediskussion seit den frühen 1960er Jahren. Bei genauer Betrachtung spielen die Interessen Jugendlicher jedoch in den frühen Theorieversuchen von Müller, Kentler, Mollenhauer und Giesecke (1964) nur eine untergeordnete Rolle respektive werden sie nur von Müller und Mollenhauer in ihren Ausführungen zur Geselligkeit als Rahmen der Jugendarbeit explizit aufgegriffen. In den folgenden emanzipatorischen, antikapitalistischen und bedürfnisorientierten Ansätzen werden sie weitgehend im Dienste politischer Ideologien instrumentalisiert und erlangen erst in den sozialräumlichen, subjektorientierten und lebensweltlichen Theorieansätzen seit den 1980er Jahren wieder eine zentrale Bedeutung respektive eine ideologiefreie Rückbesinnung. Am konkretesten finden sich die Interessen wieder im Konzept der Lebensweltorientierung, das, ausgehend von den Lebenslagen und Lebensverhältnissen der Mädchen und Jungen in den individualisierten und pluralisierten gesellschaftlichen Verhältnissen, die Interessen Jugendlicher in ihren lebensweltlichen Strukturmaximen umfassend berücksichtigt.

Vor diesem Begründungszusammenhang ergibt sich für eine interessenorientierte Jugendarbeit folgende konzeptionelle Rahmung: Sie definiert erstens die Gesamtheit der Mädchen und Jungen als ihre Zielgruppe, sie verpflichtet sich zweitens den Interessen Jugendlicher als ihrem zentralen Inhalt, sie erklärt drittens Partizipation und jugendpolitische Einmischung zu ihren wesentlichen Arbeitsprinzipien, um viertens im Netzwerk dem Ziel jugendfreundlicher Gemeinwesen näher zu kommen. Diese Konzeptbausteine konkretisieren sich in der Ludwigsburger Praxis folgendermaßen:

Der *Blick auf die Gesamtheit der Mädchen und Jungen als Zielgruppe der Jugendarbeit*, der den lebensweltlichen Strukturmaximen der Integration und Prävention entspricht, zeigt sich im Alltag der Ludwigsburger Fachkräfte zum einen in der strukturellen Vielfalt der Praxis, also den Stadtteiljugendcafés, den stadtteilorientierten oder stadtteilübergreifenden unterschiedlich konzipierten Partizipationsformen, der Vernetzungs-, Kooperations- und Lobbyarbeit und der kontinuierlichen Evaluation der Interessen der Ludwigsburger Jugendlichen. Er kommt zum anderen im Perspektivenwechsel der Fachkräfte von der Jugendarbeit zur Jugendförderung zum Ausdruck, im Zuge dessen die „Förderung“ möglichst vieler Mädchen und Jungen anstelle der „Bearbeitung“ weniger Cliquen zum Ziel erklärt wurde. Er konkretisiert sich weiterhin in den Grenzziehungen der Fachkräfte zu anderen Feldern der Jugendhilfe oder zur Schule, die notwendig sind, um die Offenheit für die Gesamtjugend nicht aus dem Blick zu verlieren.

Die *Interessen der Mädchen und Jungen als zentraler Inhalt* lässt sich fachtheoretisch in allen lebensweltlichen Strukturmaximen verorten, da die Interessen Jugendlicher nach Gleichaltrigengeselligkeit, Räumen, Jugendkultur und Partizipation vielfältig in diesen verankert sind. Im sozialpädagogischen Alltag der Fachkräfte beinhaltet dieser Konzeptbaustein zunächst die sorgsame Spurensuche nach den Interessen Jugendlicher in Form vielseitiger Projekte aktivierender Befragung und Sozialraumerkundung sowie kontinuierliche Präsenz im Stadtteil auch außerhalb der Einrichtungen der Jugendförderung. Er beinhaltet weiterhin die Begleitung der dezentralen Stadtteiljugendcafés als unverbindliche Orte jugendkultureller Gleichaltrigengeselligkeit samt der Unterstützung der Selbstorganisation von Mädchen und Jungen bei der Realisierung ihrer Ideen und Wünsche sowie jugendgemäß konzipierter Qualifizierungen und vielfältiger Serviceleistungen. Der Anspruch der Interessenorientierung erfordert in Konsequenz eine kontinuierliche Reflexion des pädagogischen Tuns und Lassens, um der „Einrichtungsfalle“ respektive der „Angebotsfalle“ zu entgehen, mit denen die Fachkräfte im dichten Alltag kontinuierlich konfrontiert sind.

Das *zentrale Arbeitsprinzip der Partizipation und der jugendpolitischen Einmischung* entspricht im Konzept der Lebensweltorientierung der explizit ausgewiesenen Strukturmaxime der Partizipation. Dieses Arbeitsprinzip verdeutlicht sich im Alltag der Ludwigsburger Fachkräfte in den Strategien, Mädchen und Jungen mittels eines vielfältigen Angebotes unterschiedlich verbindlicher Partizipationsformen und niedrighschwelliger Projekte zu sensibilisieren und zu aktivieren, um sie so für ein Engagement in „eigener Sache“ zu gewinnen. Es setzt sich fort in der sorgsamen Pflege von Gleichaltri-

gengeselligkeit als Basis jugendlicher Partizipationsprozesse, der Absicherung von Rahmenbedingungen einerseits und der Zumutung von Anstrengung andererseits mit dem Ziel, den Mädchen und Jungen Erfolge zu ermöglichen. In Konsequenz beinhaltet dieses Arbeitsprinzip die offensive jugendpolitische Einmischung für die Belange der Mädchen und Jungen sowohl in den informellen Strukturen des Gemeinwesens als auch in unterschiedlichen Gremien und Ausschüssen.

Der vierte Konzeptbaustein der *Vernetzung und Kooperation mit dem allgemeinen Ziel der Schaffung und Erhaltung jugendfreundlicher Gemeinwesen* begründet sich aus den lebensweltlichen Strukturmaximen der Dezentralisierung und der Integration. Er konkretisiert sich zunächst in der Vernetzung der Information über die Angebote unterschiedlicher AkteurInnen im Gemeinwesen sowie über aktuelle Entwicklungen und Problemlagen im Stadtteil. Er beinhaltet weiterhin die Kooperation unterschiedlicher Träger bei jugendkulturellen Projekten oder bei der Entwicklung von Lösungsstrategien für allgemeine und individuelle Problemlagen Jugendlicher respektive problematischer Entwicklungen im Gemeinwesen und trägt wesentlich zu einer Optimierung der Ressourcen bei, die den Mädchen und Jungen im Gemeinwesen zur Verfügung stehen. Am Beispiel der Ludwigsburger Jugendförderung werden jedoch auch die Lücken im Netzwerk deutlich, deren größte wohl aus der fehlenden kommunalen Jugendhilfeplanung resultiert.

Anmerkungen zur Professionalität einer interessenorientierten Jugendarbeit

In dieser Arbeit blieb aus Ressourcengründen die Frage der Professionalität respektive der aus einer interessenorientierten Jugendarbeit resultierenden Konsequenzen für das berufliche Handeln der Fachkräfte weitgehend unbeleuchtet. Wohl wissend, dass diese Thematik eine eigene wissenschaftliche Arbeit füllen würde, möchte ich abschließend dennoch zwei allgemeine Anmerkungen zu zwei wesentlichen professionellen Kompetenzen in der Jugendarbeit machen nämlich zur Reflexivität respektive Selbstreflexivität der Fachkräfte sowie zur Notwendigkeit eines Professionalitätsverständnisses als JugendforscherInnen.

Anmerkung 1: (Selbst)Reflexivität als übergeordnete Kompetenz des professionellen Tuns und Lassens einer interessenorientierten Jugendarbeit

Die Angebotsliste der Professionalitätsprofile seit den 1990er Jahren ist lang: Von VernetzerIn, InfrastrukturarbeiterIn, BeziehungsarbeiterIn, ProjektmanagerIn, Jungen- und MädchenarbeiterIn (vgl. Hafenecker 1992) reicht sie über mögliche Habitusformationen wie „MacherInnen“, „Netzwerkorientierte“, „Dienstleistende“, „pragmatische Idealisten“ und „Emigrierte“ (vgl. Thole 1996) bis hin zum Selbstverständnis als „Raumwärter“ (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1990), „kritischer Zeitgenosse“ (vgl. Münchmeier 1998) oder zur pädagogischen Figur des „Trappers“ (vgl. Müller 1998). Entsprechend umfangreich gestalten sich die Kompetenzen, über welche die Fachkräfte in der Jugendarbeit verfügen sollten von Abenteuerpädagogik über Geschlechterpädagogik, Konfliktmanagement, Moderation, Organisation, Sozialraumkompetenz bis Zeitmanagement – um nur die Spitze des Eisberges zu skizzieren. Ergänzt wird die Angebotsvielfalt durch neuere Untersuchungen zur Professionalität in der Jugendarbeit, die über ethnografische Forschungszugänge die Binnenperspektive professionellen Handelns beleuchten, in denen z.B. die „sozialpädagogische Arena“ in ihrer pädagogischen Ko-Produktion von Jugendlichen und Fachkräften samt den daraus resultierenden Arbeitsbeziehungen zu den Mädchen und Jungen in den Blick genommen wird (vgl. Cloos/Königter/Müller/Thole 2007).

Um sich in dieser vielfältigen Angebotslandschaft orientieren zu können, bedarf es zweier übergeordneten Kompetenzen, nämlich der Selbstreflexivität bezüglich der eigenen professionellen Haltungen samt ihren (berufs)biografischen Hintergründen sowie der Kompetenz der Reflexivität bezüglich der Fähigkeiten, des Wissens, des Könnens und der zur Verfügung stehenden Ressourcen. Wie neuere Forschungsarbeiten zur Professionalität deutlich machen¹ ist Reflexivität eine wesentliche Bedingung für die Entwicklung von Handlungskompetenzen, verstanden als „das Zusammenwirken von Haltungen, Wissen und Fähigkeiten (...), um typische berufliche Herausforderungen zu erkennen, zu bewältigen, sowie zukünftige Herausforderungen an fachliches Handeln einschätzen und entsprechende Vorbereitungen treffen zu können“ (Treptow 2008:18). (Selbst)Reflexivität ermöglicht gewissermaßen eine Priorisierung der Professionalitätsangebote nach ihrer Passung zu den jeweiligen zeitlichen, räumlichen und themati-

¹ Vgl. die Studie von Flad/Schneider/Treptow (2008) zur Handlungskompetenz in der Jugendhilfe.

schen Settings respektive den aktuellen Anforderungen. Für die Jugendarbeit forderte Sturzenhecker bereits 1996 Reflexivität als primäre Handlungskompetenz, um den insbesondere der Jugendarbeit immanenten Merkmalen der Komplexität und Diffusität gerecht zu werden und den roten Faden des beruflichen Tuns und Lassens nicht aus den Augen zu verlieren.²

Im Kontext einer wie hier beschriebenen interessenorientierten Jugendarbeit beinhaltet Selbstreflexivität vor allem Fragen nach der dafür unverzichtbaren partizipatorischen Grundhaltung im Sinne der kontinuierlichen Überprüfung, ob das professionelle Handeln tatsächlich im Interesse Jugendlicher ist, im Sinne der kritischen Sensibilität für Settings, in denen Interessen Jugendlicher wofür auch immer kolonialisiert werden und im Sinne der einladenden und aktivierenden Gestaltung von Bedingungen, die Mädchen und Jungen zum Engagement in eigener Sache ermutigen. Selbstreflexivität ist zudem gefordert bezüglich der professionellen Beziehungen zu den Jugendlichen, im Rahmen derer sich die Fragen nach Nähe und Distanz, nach Parteilichkeit und Gerechtigkeit, nach dem „Aushalten“ des Eigensinns von Jugendlichen und eigenen Bedürfnissen der Anerkennung stellen. Reflexivität wiederum konkretisiert sich in der kontinuierlichen Evaluation der Konzeptbausteine, also der Zielgruppen und Ziele, der Inhalte und Methoden vor dem Hintergrund der institutionellen Rahmenbedingungen, der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen und der theoretischen Wissensbestände.

Die primäre Handlungskompetenz der (Selbst)Reflexivität wäre angesichts der im zentralen Inhalt „Jugend“ begründeten Offenheit, Ausdifferenziertheit und Unübersichtlichkeit des Arbeitsfeldes von großem Nutzen, hat aber bedauerlicherweise wenig Konjunktur. Gründe hierfür können in der Marginalität des Arbeitsfeldes innerhalb der allgemeinen Jugendhilfe sowie an den Ausbildungsstätten gesucht werden oder in dem landläufigen Verständnis der Geldgeber von Jugendarbeit als freiwilliger Leistung, welches einen kontinuierlichen Legitimationsdruck zur Folge hat, unter welchem die Ressourcen für (Selbst)Reflexivität knapp bemessen sind: Zeit, Ort und Methoden für (Selbst)Reflexion in Form von Evaluation, kontinuierlicher Konzeptentwicklung, Supervision oder Fort- und Weiterbildung als Standards des professionellen Alltags sind bis heute unzureichend.

² Vgl. Sturzenhecker 1996: 165.

Anmerkung 2: JugendarbeiterInnen als JugendforscherInnen

Wenn Jugend zentraler Inhalt von Jugendarbeit im Allgemeinen und die Interessen von Mädchen und Jungen zentraler Inhalt einer interessenorientierten Jugendarbeit im Besonderen sind, ist der genaue Blick auf die vielfältig ausdifferenzierten Lebenswelten, Lebenslagen und entwicklungspsychologischen Befindlichkeiten von Mädchen und Jungen in den jeweiligen Sozialräumen die Basis für das berufliche Tun und Lassen. Es drängt sich die Frage auf, woher die Fachkräfte ihr Wissen über die Situation von Mädchen und Jungen und deren Wünsche, Bedürfnisse und Interessen beziehen.

Repräsentative Jugendstudien³ können diesbezüglich eine grobe Orientierung geben, indem sie aktuelle Trends deutlich machen, ebenso wie entwicklungspsychologische Theorien, die jugendliches Verhalten erklärbar machen. Dennoch bilden sie aber keine hinreichende Grundlage für eine lebensweltorientierte sozialräumlich ausgerichtete Jugendarbeit vor Ort. Das dafür notwendige kleinräumliche Spezialwissen können sich die Fachkräfte nur selbst aneignen. Damit wird ein heikles Thema berührt, nämlich die Kommunikation zwischen Praxis, Forschung und Theorie, die (nicht nur) in der Jugendarbeit zu wünschen übrig lässt samt der Frage der gegenseitigen Anerkennung und Wertschätzung: Theorieabstinenz und Praxisferne bilden die beiden Seiten der Medaille des Theorie- und Praxisdialogs in ihren Extremen ab. Angesichts der Notwendigkeit bietet es sich dennoch an, die Aufgabe des „Wissens über Jugend“ nicht alleinig den wissenschaftlichen ExpertInnen zu überlassen, sondern im Bereich der lokalen Jugendforschung als Professionalitätsprofil in die Praxis der JugendarbeiterInnen zu integrieren⁴ oder wie Lindner es formuliert: „Die Kinder- und Jugendarbeit wäre (...) angehalten, sich über eigene hautnahe und dichte Erkundungen die Expertise für die Lebenslagen der Kinder und Jugendlichen ihres eigenen Umfeldes (zurück)zuholen“ (2008: 14). Neuere praxisbezogene Forschungen zur Jugendarbeit⁵ nähern sich zwar dem Kapital des Praxiswissens der JugendarbeiterInnen vor Ort, dennoch bleiben es „externe“ Forschungen auf theoretischen bzw. konzeptionellen Ebenen, die vermutlich für die Forschungssubjekte nachhaltige Bedeutung haben, aber die

³ Vgl. exemplarisch Münchmeier/Fischer/Fritzsche/Fuchs-Heinritz 2000; Hurrelmann/Albert 2002; Hurrelmann/Albert 2006.

⁴ Vgl. hierzu auch die Ausführungen von Scherr (1997:170) in seinem Ansatz der subjektorientierten Jugendarbeit.

⁵ Vgl. exemplarisch Müller/Schmidt/Schulz 2005 zur informellen Bildung in der Jugendarbeit oder Lindner 2008 über Wirkungen der Kinder- und Jugendarbeit.

breite Praxislandschaft kaum erreichen bzw. die JugendarbeiterInnen vor Ort wenig inspirieren.⁶ Gründe hierfür könnten die vermuteten aber in der Regel unbekanntenen Ansprüche an Wissenschaftlichkeit von Praxisforschung sein sowie der begründet vermutete finanzielle und zeitliche Aufwand hierfür.

Dennoch ist zu beobachten, dass kleinräumliche Jugendforschung für die JugendarbeiterInnen vor Ort zunehmend an Bedeutung gewinnt. Vor allem das praxisnahe Methodenrepertoire der Lebenswelt- und Sozialraumerkundung, das in den letzten Jahren insbesondere von Deinet, Krisch und Ortman⁷ entwickelt wurde, ermöglicht den Fachkräften kreative und niedrighschwellige Zugänge zu den Lebenswelten von Mädchen und Jungen. Ungeachtet der Unterschiede der Methoden im Einzelnen kann begründet vermutet werden, dass ihre Integration in den professionellen Alltag neben dem Informationsgewinn über die Befindlichkeiten, Wünsche und Interessen Jugendlicher vielfältige Synergieeffekte zur Folge haben kann: JugendarbeiterInnen können zu gefragten ExpertInnen in Sachen Jugend im Sozialraum werden, Jugendarbeit kann durch die sozialräumliche Präsenz der Fachkräfte bei den Mädchen und Jungen, den Einrichtungen und Institutionen sowie der allgemeinen Öffentlichkeit im Gemeinwesen ein „Gesicht“ bekommen, bei Jugendlichen kann durch die erlebbare Erfahrung von Interesse und Neugier an ihren Interessen, Sichtweisen und Wünschen Aktivierungspotenzial entstehen für ein Engagement „in eigener Sache“ und nicht zuletzt kann das zusätzliche Profil von JugendarbeiterInnen als JugendforscherInnen das weite Feld der Jugendarbeit weiter qualifizieren und damit jugend- und fachpolitisch stärken.

Notwendig hierfür wäre zum einen die Verankerung dieses Professionalitätsprofils in den Ausbildungsinhalten dieses sozialpädagogischen Arbeitsfeldes sowie die enge Verzahnung von externen Forschungsprojekten mit der Jugendarbeitspraxis vor Ort im Sinne von Nachhaltigkeit respektive kontinuierlicher Qualitätsentwicklung. Sozusagen nebenbei könnte kleinräumliche Jugendforschung nicht zuletzt das kommunikative Bindeglied zwischen Jugendarbeitstheorie und Jugendarbeitsforschung bilden und damit einen produktiven Beitrag zum viel diskutierten Theorie-Praxis-Dialog leisten.

⁶ Vgl. Lindner 2008:9.

⁷ Vgl. exemplarisch Ortman 2001; Deinet/Krisch 2002; Krisch 2008.

Literatur

Abeling, Melanie/Bollweg, Petra/Flösser, Gaby/Schmidt, Mathias/Wagner, Melissa 2003: Partizipation in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Sachverständigenkommission 11. Kinder- und Jugendbericht (Hg.): Kinder- und Jugendhilfe im Reformprozess. Band 2. München, S.225-304

Auer, Margit 2005: Jugendförderung Ludwigsburg: ein tragfähiges Modell kommunaler Jugendarbeit. In: Deinet 2005, S. 315-331

Bauer, Andreas 2004: E-Demokratie – neue Bürgernähe oder virtuelle Luftblase? In: Das Parlament, Nr. 18, S. 3-6

Baumert, Jürgen (Hg.) 2001: PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Hrsggeg. vom Deutschen PISA-Konsortium. Opladen

Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration 2005: Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland. Berlin

Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.

Bertelsmann Stiftung (Hg.) 2007: Mehr Partizipation wagen. Gütersloh

Bilden, Helga 1991: Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. 4. Aufl. Weinheim/Basel, S. 279-301

Bitzan, Maria 2000: Konflikt und Eigensinn. Die Lebensweltorientierung repolitisieren. In: neue praxis, 30. Jg., H. 4, S.335-346

Bitzan, Maria/Daigler, Claudia 2001: Eigensinn und Einmischung. Weinheim/München

Böhnisch, Lothar 2005: Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. München/Weinheim

Böhnisch, Lothar 2003: Pädagogische Soziologie. Eine Einführung. 2. Aufl. München/Weinheim

Böhnisch, Lothar/Münchmeier, Richard 1990: Pädagogik des Jugendraumes. Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendarbeit. Weinheim und München.

Böhnisch, Lothar/Münchmeier, Richard 1987: Wozu Jugendarbeit? Orientierungen für Ausbildung, Fortbildung und Praxis. Weinheim und München.

Böhnisch, Lothar/Schröer, Wolfgang/Thiersch, Hans 2005: Sozialpädagogisches Denken. Wege zu einer Neubestimmung. Weinheim/München

Böhnisch, Lothar/Rudolph, Martin/Wolf, Barbara (Hg.) 1998: Jugendarbeit als Lebensort. Weinheim/München

Breinbauer, Ines/Brinek Gertrude (Hg.) 1998: Jugendtheorie und Jugendarbeit. Wien

Bundesagentur für Arbeit 2006: Der Arbeits- und Ausbildungsmarkt in Deutschland. Dezember und Jahr 2006. Monatsbericht. URL:
<http://www.pub.arbeitsamt.de/hst/services/statistik/000100/html/monat/200612.pdf>
[Stand: 12.05.2008]

Bundesjugendkuratorium (BJK) 2002: Bildung ist mehr als Schule. Leipziger Thesen zur aktuellen bildungspolitischen Debatte. Gemeinsam mit der Sachverständigenkommission für den Elften Kinder- und Jugendbericht und der Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (AGJ). URL: http://www.bundesjugendkuratorium.de/pdf/1999-2002/bjk_2002_bildung_ist_mehr_als_schule_2002.pdf [Stand: 12.05.2008]

Bundesjugendkuratorium (BJK) 2001: Streitschrift „Zukunftsfähigkeit sichern! Für ein neues Verhältnis von Bildung und Jugendhilfe. Bonn/Berlin

Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) 2007: Politik für die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft. Politik für Kinder und Jugendliche. URL: <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Politikbereiche/kinder-und-jugend,did=77050.html> [Stand: 11.04.2008]

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) 2005: Zwölfter Kinder- und Jugendbericht. Berlin

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) 2004: Bericht zur Elternzeit. Berlin

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) 2002: Elfter Kinder- und Jugendbericht. Berlin

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) 1994: Neunter Jugendbericht. Bonn

Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit (BMJFFG) (Hg.) 1990: Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Bonn.

Bundesregierung (Hg.) 2005: Lebenslagen in Deutschland. Der 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) 2006: Forum Sexualaufklärung und Familienplanung. Heft 1

Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) 2004: Schwerpunkt E-Democracy. URL: <http://www.bpb.de/themen/6N92VD,0,0,EDemocracy.html> [Stand: 22.05.2004]

Burdewick, Ingrid 2003: Jugend – Politik – Anerkennung. Eine qualitative empirische Studie zur politischen Partizipation 11-bis 18-Jähriger. Bonn

Bürgerverein Grünbühl e.V. 1986: Chronik Grünbühl. Ludwigsburg

Cloos, Peter/Königeter, Stefan/Müller, Burghard/Thole, Werner 2007: Die Pädagogik der Kinder und Jugendarbeit. Wiesbaden

Cloos, Peter/Thole Werner 2006 : Ethnografische Zugänge. Professions- und adressatenbezogene Forschung im Kontext von Pädagogik. Wiesbaden

Crnkovic, Ivan 1989 : Plädoyer zur Ehrenrettung der Jugend. Unveröffentlichtes Manuskript; im Besitz der Verfasserin

Crnkovic, Ivan/Jung, Peter/Zinser, Claudia/Kemmner, Sabine 1990: Team Jugendförderung – ein Ausbruch aus dem traditionellen Schema „Offener Jugendarbeit“. In: deutsche jugend, 38. Jg., H. 11., S. 490

Damm, Diethelm 1977: Politische Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden, Projekte. 2. Aufl. München

Deinet, Ulrich 2001: Sozialräumliche Orientierung – Mehr als Prävention! In: deutsche jugend, 49. Jg., H. 3., S. 117-124

Deinet, Ulrich 1999: Sozialräumliche Jugendarbeit. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen

Deinet, Ulrich 1998: Das sozialräumliche Muster in der Offenen Jugendarbeit. In: Deinet/Sturzenhecker 1998, S. 211-221

Deinet, Ulrich (Hg.) 2005: Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. 2. völlig überarb. Aufl. Wiesbaden

Deinet, Ulrich/Krisch, Richard 2002: Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Opladen

Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hg.) 2005: Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 2. völlig überarb. Neuaufl. Wiesbaden

Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hg.) 2001: Konzepte entwickeln. Anregungen und Arbeitshilfen zur Klärung und Legitimation. 2. Aufl. Weinheim/München.

Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hg.) 1998: Handbuch Offene Jugendarbeit. Münster.

Deutscher Bundestag 2002: Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements. Berlin

Deutscher Bundestag 1983: Jugendprotest im demokratischen Staat. Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags. Bonn

Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried/Scherr, Albert/Stüwe, Gerd 2001: Professionelles Soziales Handeln. 3. Aufl. München/Weinheim

Dimbath, Oliver 2005: Alles aus Spaß an der Freud? Ein Versuch über die Bedeutung von „Spaß“ in der Jugendarbeit. In: neue praxis, 35. Jg., H. 4, S. 389-405

Düx, Wiebken/Sass, Erich/Tully, Claus J. 2004: Informelle Lernprozesse sichtbar machen. In: Jugendpolitik, 30. Jg., H. 2, S. 23-26

Faltermeier, Martin 1983: Nachdenken über Jugendarbeit. Zwischen den fünfziger und achtziger Jahren. Weinheim/München.

Felden, Herbert 1983: Ortsbuch Hoheneck. Ludwigsburg

Fend, Helmut 2005: Entwicklungspsychologie des Jugendalters. 3. Aufl. Wiesbaden

Ferchhoff, Wilfried 1999: Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. 2. Aufl. Opladen

Flick, Uwe 2000: Design und Prozess qualitativer Forschung. In: Flick u. a. 1995, S. 252-264

Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Keupp, Heiner/Rosenstiel, Lutz von (Hg.) 1995: Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Aufl. Weinheim

Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines 2000 (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg

Frauen unterstützen Mädchenarbeit/Fachstelle Gender NRW (FUMA) 2006: Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen. URL:<http://www.gendernrw.de/wDeutsch/a4b3c2.php?navid=59> [Stand: 21.01.2006]

Fromm, Erich 1980: Gesellschaftstheorie. Bd. 4 der Gesamtausgabe. Stuttgart

Galuske, Michael 2004: Lebensweltorientierte Jugendsozialarbeit. In: Grunwald/Thiersch 2004, S. 233-247

Giesecke, Hermann 2006: Kurzer Rückblick nach 40 Jahren auf meinen „Versuch 4“. In: Lindner 2006, S. 103-109

Giesecke, Hermann 1985: Wozu noch Jugendhäuser? In: Landesjugendamt Württemberg-Hohenzollern 1985, S. 36-41

Giesecke, Hermann 1980: Die Jugendarbeit. 5. Aufl. München

Giesecke, Hermann 1971: Die Jugendarbeit. München

Giesecke, Hermann 1970: Versuch 4. In: Müller u. a. 1970, S. 119-176

Giesecke, Hermann 1969: Emanzipation – ein neues pädagogisches Schlagwort? In: deutsche Jugend, 17. Jg, H. 12, S. 539-545

Gildemeister, Regine 2001: Geschlechterforschung. In: Otto/Thiersch 2001, S. 682-690

-
- Gille, Martina/Sardei-Biermann, Sabine/Gaiser, Wolfgang/Rijke, Johann de 2006:** Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Wiesbaden
- Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans 2001:** Lebensweltorientierung. In: Otto/Thiersch 2001, S. 1136-1148
- Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (Hg.) 2004:** Praxis lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Weinheim/München.
- Hafeneger, Benno 2008:** Zur gegenwärtigen Situation der Kinder und Jugendarbeit – ein Kommentar zur aktuellen Datenlage. In: Lindner 2008, S. 21-37
- Hafeneger, Benno 2007:** Professionsbilder und –merkmale in der Jugendarbeit/Pädagogik. In: deutsche jugend, 55. Jg., H. 1, S. 13-20
- Hafeneger, Benno 2006:** Jugendarbeit zwischen Veränderungsdruck und Erosion. In deutsche jugend, 53. Jg., H. 2, S. 57-67
- Hafeneger, Benno/Schröder Achim 2001:** Jugendarbeit. In: Otto/Thiersch 2001, S. 840-850
- Hagemann-White, Carol 1984:** Sozialisation: weiblich-männlich? Opladen
- Hollstein, Walter 1988:** Nicht Herrscher, aber kräftig. Reinbek bei Hamburg
- Holtkamp, Lars 2002:** E-Democracy in deutschen Kommunen - Eine kritische Bestandsaufnahme. In: „Technikfolgenabschätzung – Theorie und Praxis“, 11. Jg., Nr. 3/4, S. 48-57
- Honneth, Axel 1994:** Kampf um Anerkennung. Frankfurt a. M.
- Hornstein, Walter 2004:** Jugendpolitik – wider ihren Ruf verteidigt. Walter Hornstein im Gespräch mit Werner Schefold und Wolfgang Schröer. In: Diskurs. Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft. 14 Jg., H. 2, S. 45-55
- Hornstein, Walter 2003:** Bildungsziele und Bildungsaufgaben der Jugendarbeit auf der Grundlage jugendlicher Entwicklungsaufgaben. In: JiN - Jugendhilfe in Niedersachsen, Nr. 27, S. 4-12
- Hornstein, Walter 2001:** Was soll Jugendarbeit? Zwischen Prävention und Emanzipation. In: Freund, Thomas/Lindner, Werner (Hg.): Prävention. Zur kritischen Bewertung von Präventionsansätzen. Opladen, S. 15-51
- Hurrelmann, Klaus/Albert, Mathias 2006:** Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. Hrsg. von Deutsche Shell. Frankfurt a. M.
- Hurrelmann, Klaus/Albert, Mathias 2002:** Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. Hrsg. von Deutsche Shell. Frankfurt a. M.
- Institut für praxisorientierte Sozialforschung (ipos) 2000:** Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Mannheim

Jerusalem, Matthias/Schwarzer, Ralf 2002: Das Konzept der Selbstwirksamkeit. In: Zeitschrift für Pädagogik, 44. Beiheft, S. 28-53

Kentler, Helmut 1970: Versuch 2. In: Müller u. a. 1970, S. 37-88

Keupp, Heiner 2001: Identität. In: Otto/Thiersch 2001, S. 804-810

Keupp, Heiner 2000: Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement von Heranwachsenden. München

Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang 2002: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Hamburg

Kiesel, Doron/Scherr, Albert/Thole, Werner (Hg.) 1998: Standortbestimmung Jugendarbeit. Schwalbach/Ts.

Kinder- und Jugendförderung Ludwigsburg 2007: Konzeption. Ludwigsburg

Kinder- und Jugendförderung Ludwigsburg 2006: Jugendliche Interessen in Ludwigsburg unterstützen. Startseite. URL: www.jugendfoerderung.de/index.php?option=com_frontpage&Itemid=1 [Stand: 12.05.2008]

Kluge, Friedrich 1989: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 22. Aufl. Berlin/New York

Knauer, Raingard/Sturzenhecker, Benedikt 2005 (Hg.): Partizipation im Jugendalter. In: Hafener, Benno/Jansen, Mechthild M./Niebling, Torsten (Hg.): Kinder- und Jugendpartizipation. Im Spannungsfeld von Interessen und Akteuren. Opladen, S. 63-95

Knoll, Joachim H./Monssen-Engberding, Elke (Hg.) 2000: BRAVO, Sex und Zärtlichkeit. Mönchengladbach

Krafeld, Franz Josef 1998: Cliquenorientiertes/akzeptierendes Muster. In: Deinet/Sturzenhecker 1998, S. 180-188

Krafeld, Franz Josef 1984: Geschichte der Jugendarbeit. Weinheim/Basel

Krapp, Andreas 2006: Interesse. In: Rost, Detlef H. (Hg.): Handwörterbuch pädagogische Psychologie. 3. überarb. und erweit. Auflage. Weinheim/Basel, S. 280-290

Kreft, Dieter/Mielenz, Ingrid (Hg.) 1996: Wörterbuch Soziale Arbeit. 4. Aufl. Weinheim/Basel

Krisch, Richard 2008: Sozialräumliche Methodik der Jugendarbeit. Aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren. Weinheim/München

Küster, Ernst-Uwe 2003: Fremdheit und Anerkennung. Ethnographie eines Jugendhauses. Weinheim/Berlin/Basel

Küster, Ernst-Uwe/Thole, Werner 2004: Kinder- und Jugendarbeit im „Dickicht der Lebenswelt“. Karriere, Missverständnisse und Chancen einer Metapher. In: Grunwald/Thiersch 2004, S. 213-233

Landesjugendamt Württemberg-Hohenzollern (Hg.) 1985: Wohin entwickelt sich die offene Jugendarbeit? Stuttgart

Langhanky, Michael/Frieß, Cornelia/Hußmann, Marcus/Kunstreich, Timm 2004: Erfolgreich sozialräumlich handeln. Bielefeld

Lessing, Helmut/Liebel Manfred 1974: Jugend in der Klassengesellschaft. Marxistische Jugendforschung und antikapitalistische Jugendarbeit. München

Liebel, Manfred 1971: Überlegungen zum Praxisverständnis antikapitalistischer Jugendarbeit. In: deutsche Jugend, 19. Jg., H. 1, S. 13-27

Lindner, Werner 2008: „Heute schon geforscht?“ Strategische Perspektiven für ein Ende der Bescheidenheit. In: deutsche jugend, 56. Jg., H. 1., S. 9-17

Lindner, Werner 2000: „Ich sehe was, was du nicht siehst“ – Ethnographische Kompetenz in der Jugendarbeit. In: Lindner, Werner 2000: Ethnografische Methoden in der Jugendarbeit. Opladen, S. 67-91

Lindner, Werner (Hg.) 2008: Kinder- und Jugendarbeit wirkt. Wiesbaden

Lindner, Werner (Hg.) 2006: 1964-2004: Vierzig Jahre Kinder- und Jugendarbeit in Deutschland. Wiesbaden

Lindner, Werner/Freund, Thomas 2001: Der Prävention vorbeugen? In: deutsche jugend, 49. Jg., H. 5., S. 212-220

Lindner, Werner/Thole, Werner/Weber, Jochen (Hg.) 2003: Kinder- und Jugendarbeit als Bildungsprojekt. Opladen

Lukas, Helmut 2001: Prävention als Leitbild? Zum Stand der fachlichen Diskussion um präventive Konzepte in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Jugendhilfe, 39.Jg. 2001, H. 1. S. 5-13

Massing, Peter 1977: Anthropologische Überlegungen zur Struktur des Interesses. In: Massing, Peter/Reichel, Peter (Hg.): Interesse und Gesellschaft. Definitionen – Kontroversen – Perspektiven. München, S. 211-223

Mayring, Philipp 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim/Basel

Mayring, Philipp 2000: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 7. Aufl. Weinheim

Meuser, Michael/Nagel, Ulrike 1997: Das ExpertInneninterview - Wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung. In: Friebertshäuser/Prenzel (Hg.) 1997: Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München, S. 481-492

Mielenz, Ingrid 1992: Jugendhilfe als Querschnittspolitik. Jugendhilfe im Widerstreit von Abgrenzung und Einmischung. In: AGJ (Hg.): Lebenswelten gestalten: Beiträge zum 9. Deutschen Jugendhilfetag 1992 in Hamburg. Hamburg

Mollenhauer, Klaus 1970: Versuch 3. In: Müller u. a. 1970, S. 89-118

Mollenhauer, Klaus 1968: Erziehung und Emanzipation. Polemische Skizzen. München

Möller, Kurt (Hg.) 1997: Nur Macher und Macho? Geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit. Weinheim/München

Montada, Leo/Oerter, Rolf (Hg.) 1998: Entwicklungspsychologie. 4. Aufl. Weinheim

Müller, Burkhard 2008: Ethnografie und Jugendarbeit. Zum Verhältnis von Forschen als Teilhabe an pädagogischer Praxis und pädagogische Praxis mit forschendem Habitus. In: Hünersdorf, Bettina/Maeder, Christoph/Müller, Burkhard (Hg.): Ethnographie und Erziehungswissenschaft. Weinheim/ München, S. 79-95

Müller, Burkhard 2006: Der Bildungsauftrag der Jugendarbeit. In: deutsche jugend, 54. Jg., H. 7/8, S. 295-303

Müller, Burkhard 2003: Bildungsbegriffe in der Jugendarbeit. In: Bezirksregierung Hannover: Tagungsdokumentation „12. Forum Jugendarbeit“. Hannover, S.17-23

Müller, Burkhard 1998: Siedler oder Trapper? Professionelles Handeln im pädagogischen Alltag der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet/Sturzenhecker 1998, S. 73-85

Müller, Burkhard 1993: Außerschulische Jugendbildung oder: Warum versteckt Jugendarbeit ihren Bildungsanspruch. In: deutsche jugend, 41. Jg., H. 7/8, S. 310-320

Müller, Burkhard/Schmidt, Susanne/Schulz, Marc 2005: Wahrnehmen können. Jugendarbeit und informelle Bildung. Freiburg i. Br.

Müller, C. Wolfgang 2006: „Was ist Jugendarbeit?“ Bemerkungen zu meinem „Versuch 1“. In: Lindner 2006, S. 65-69

Müller, C. Wolfgang 2003: Menschenbildung als Lebensgestaltung. Assoziationen zum Motto des 12. Deutschen Jugendhilfetages. In: Forum Jugendhilfe, H. 2, S. 57-59

Müller, C. Wolfgang 1970: Versuch 1. In: Müller u. a. 1970, S. 11-36

Müller, C. Wolfgang/Giesecke, Herrmann/Kentler, Helmut/Mollenhauer, Klaus 1970: Was ist Jugendarbeit? Vier Versuche einer Theorie. 5. Aufl. München

Münchmeier, Richard 2003: Jugendarbeitsforschung: Inspiration – Irritation - Legitimation? In: Rauschenbach/Düx/Sass 2003, S. 181-195

Münchmeier, Richard 2001: Jugend. In: Otto/Thiersch 2001, S. 816-830

Münchmeier, Richard 1998: „Entstrukturierung“ der Jugendphase. Zum Strukturwandel des Aufwachsens und zu den Konsequenzen für Jugendforschung und Jugendtheorie. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. H. 31, S. 3-13

Münchmeier, Richard 1997: Lebensphase Jugend. In: Hafenecker, Benno (Hg.) 1997: Handbuch politische Jugendbildung. Schwalbach/Ts., S. 7-21

Münchmeier, Richard (Hg.) 2002: Bildung und Lebenskompetenz. Bildung und Jugendhilfe vor neuen Aufgaben. Opladen.

Münchmeier, Richard/Fischer, Arthur 1997: Jugend `97. Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement, Politische Orientierung. Hrsggeg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell. Opladen

Münchmeier, Richard/Fischer, Arthur/Fritzsche, Yvonne/Fuchs-Heinritz, Werner 2000: Jugend 2000. Hrsggeg. von Deutsche Shell. 2 Bände. Opladen

Münder, Johannes/Greese, Dieter/Jordan, Erwin/Kreft, Dieter/Lakies, Thomas/Lauer, Hubertus/Proksch, Roland/Schäfer, Klaus 1991: Frankfurter Lehr- und Praxiskommentar zum KJHG/SGB VIII. Münster

Nissen, Ursula 1998: Kindheit, Geschlecht und Raum: Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumeignung. Weinheim/München

Oerter, Rolf 1982: Zur Entwicklung der Motivation und Handlungssteuerung. In: Oerter, Rolf/Montada, Leo 1982: Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. München, S. 567-633

Oerter, Rolf/Dreher, Eva 1998: Jugendalter. In: Montada/Oerter 1998, S. 310-395

Olk, Thomas 1985: Jugend und gesellschaftliche Differenzierung – zur Entstrukturierung der Jugendphase. In: Zeitschrift für Pädagogik. 19. Beiheft, S. 290-301

Ortmann, Norbert 2001: Methoden zur Erkundung von Lebenswelten. In: Deinet/Sturzenhecker 2001, S. 26-35

Otto, Hans-Uwe/Rauschenbach, Thomas (Hg.) 2004: Die andere Seite der Bildung. Wiesbaden

Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hg.) 2001: Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. 2. völlig überarb. Aufl. Neuwied

pol-di.net e. V. 2004: Information, Kommunikation, Partizipation. URL: <http://www.politik-digital.de> [Stand: 22.05.2004]

Prenzel, Manfred/Krapp, Andreas/Schiefele, Hans 1986: Grundzüge einer pädagogischen Interessentheorie. In: Zeitschrift für Pädagogik, 32. Jg., H. 2, S. 163-173

Projektgruppe WANJA 2000: Handbuch zum Wirksamkeitsdialog in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Münster.

Rauschenbach, Thomas/Düx, Wiebken/Sass, Erich (Hg.) 2007: Informelles Lernen im Jugendalter. Vernachlässigte Dimensionen der Bildungsdebatte. 2. Aufl. München

Rauschenbach, Thomas/Düx, Wiebken/Sass, Erich (Hg.) 2003: Kinder - und Jugendarbeit. Wege in die Zukunft. Gesellschaftliche Entwicklungen und fachliche Herausforderungen. Weinheim/München

Rauschenbach, Thomas/Düx, Wiebken/Zürchner, Ivo (Hg.) 2002: Jugendarbeit im Aufbruch. Selbstvergewisserungen, Impulse, Perspektiven. Münster

Rauschenbach, Thomas/Thole, Werner (Hg.) 1998: Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktionen, Bereiche und Methoden. Weinheim/München

Rink, Dieter 2002: Beunruhigende Normalisierung. Zum Wandel von Jugendkulturen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. B5, S. 3-6.

Sachße, Christoph 1996: Recht auf Erziehung – Erziehung durch Recht. In: Edelstein, Wolfgang/ Sturzbecher, Dietmar (Hg.) 1996: Jugend in der Krise. Potsdam

Santen, Eric van/Seckinger, Mike 2003: Kooperation: Mythos und Realität einer Praxis. Eine empirische Studie zur interinstitutionellen Zusammenarbeit am Beispiel der Kinder- und Jugendhilfe. München

Schelsky, Helmut 1957: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. München

Scherr, Albert 2003: Bildungsauftrag und Kompetenzprofil der Kinder- und Jugendarbeit. In: Bezirksregierung Hannover: Tagungsdokumentation „12. Forum Jugendarbeit“. Hannover. S. 37-40

Scherr, Albert 2000: Emanzipatorische Bildung des Subjekt. In: deutsche jugend, 48. Jg., H. 5, S. 203-209

Scherr, Albert 1997: Subjektorientierte Jugendarbeit. Weinheim/München

Scherr, Albert/Thole, Werner 1998: Jugendarbeit im Umbruch. Stand, Problemstellungen und zukünftige Aufgaben. In: Kiesel/Scherr/Thole 1998, S. 9-37

Scheuch, Erwin K. 1975: Die Jugend gibt es nicht. Zur Differenziertheit der Jugend in heutigen Industriegesellschaften. In: Carl Friedrich von Siemens Stiftung (Hg.) 1975: Jugend in der Gesellschaft. München. S. 54-79

Schröer, Wolfgang 2004: Befreiung aus dem Moratorium? In: Lenz, Karl/Schefold, Werner/Schröer, Wolfgang (Hg.): Entgrenzte Lebensbewältigung. Jugend, Geschlecht und Jugendhilfe. Weinheim/München, S. 19-74

Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hg.) 2002: Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim/München

Specht, Walter 1996: Alltag und Mobile Jugendarbeit. In: Grunwald, Klaus/Ortmann, Friedrich/Rauschenbach, Thomas (Hg.): Alltag, Nicht-Alltägliches, und die Lebenswelt. Weinheim/München. S. 251-259

Specht, Walter 1985: „Randgruppen“ als Herausforderung für die offene Jugendarbeit. Fragen an die Jugendhausarbeit aus der Sicht der Mobilen Jugendarbeit. In: Landesjugendamt Württemberg-Hohenzollern 1985, S. 31-35

Spiegel, Hiltrud von 2000: Jugendarbeit mit Erfolg. Arbeitshilfen und Erfahrungsberichte zur Qualitätsentwicklung und Selbstevaluation. Münster.

Stadt Ludwigsburg 2007: Statistischer Jahresbericht 2006. Ludwigsburg

Stadt Ludwigsburg 2006: Haushaltssatzung und Haushaltsplan für das Haushaltsjahr 2007. Ludwigsburg

Stadt Ludwigsburg 1990: Beschlussvorlage an den Schul- und Kulturausschuss der Stadt Ludwigsburg bezüglich der dauerhaften Einrichtung des „Team Jugendförderung“. Ludwigsburg

Stadt Ludwigsburg 1987: Beschlussvorlage an den Schul- und Kulturausschuss der Stadt Ludwigsburg bezüglich der Einrichtung des zweijährigen Projektes „Team Jugendförderung“. Ludwigsburg

Statistisches Bundesamt 2006: Leben in Deutschland – Ergebnisse des Mikrozensus 2005. Wiesbaden

Statistisches Bundesamt 2000: Bevölkerungsentwicklung Deutschlands bis 2050. Ergebnisse der 9. koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung. Wiesbaden

Statistisches Landesamt Baden-Württemberg (StaLa) 2006a: Bundesländervergleich zum Thema „Fläche, Bevölkerung“. URL: http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de/Indikatoren/01_002.asp?BevoelkGebiet [Stand: 12.05.2008]

Statistisches Landesamt Baden-Württemberg (StaLa) 2006b: Arbeitsmarkt in Baden-Württemberg. URL: http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de/ArbeitsmErwerb/arbeitsmarktBW/Arbml_04.asp [Stand: 12.05.2008]

Stimmer, Franz (Hg.) 1998: Lexikon der Sozialpädagogik und Sozialarbeit. 3. Auflage. München/Wien

Sturzenhecker, Benedikt 2004: Strukturbedingungen von Jugendarbeit und ihre Funktionalität für Bildung. In: neue praxis, 34. Jg., H. 5, S. 444-454

Sturzenhecker, Benedikt 2003: Bildungsorientierung in der Offenen Jugendarbeit. In: Corax, H. 9, S. 7-15

Sturzenhecker, Benedikt 2002: Bildung. Wiederentdeckung einer Grundkategorie der Kinder- und Jugendarbeit. In: Rauschenbach/Düx/Zürchner 2002, S. 19-61

Sturzenhecker, Benedikt 1998: Institutionelle Bedingungen der Offenen Jugendarbeit. In: Deinet/Sturzenhecker 1998, S. 303-309

Sturzenhecker, Benedikt 1996: Reflexivität ist gefordert. Zur professionellen Kompetenz in der Jugendarbeit. In: Päd. Blick, 4. Jg., H. 3, S. 159-170

Sturzenhecker, Benedikt/Sting, Stefan 2005: Bildung und Offene Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet/Sturzenhecker 2005, S. 230-247

Sturzenhecker, Benedikt/Lindner, Werner (Hg.) 2004: Bildung in der Kinder- und Jugendarbeit. Weinheim/München

Team Jugendförderung (TJF) 1990: Projektendbericht. Ludwigsburg

Team Jugendförderung (TJF) 1989: Projektzwischenbericht. Ludwigsburg

Team Jugendförderung (TJF) 1988: Das Team Jugendförderung der Stadt Ludwigsburg. Ludwigsburg

Thiersch, Hans 2005: Begriffspolitik in der Krise der Sozialen Arbeit. In: neue praxis, 35. Jg., H. 3, S. 246-251

Thiersch, Hans 2004: Jugendarbeit und Alltag. In: Bezirksregierung Hannover: 13. Forum Jugendarbeit in Braunlage / Hohegeiß 05.01.-07.01.2004. Hannover. S. 87-97

Thiersch, Hans 2000: Das Konzept Lebensweltorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Forum Jugendhilfe, H. 2, S. 39-45

Thiersch, Hans 1998: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit und Forschung. In: Rauschenbach/Thole 1998, S. 81-97

Thiersch, Hans 1992: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Weinheim/München

Thiersch, Hans 1985: Zur Situation der Jugendarbeit. Lebensraum, kulturelle Aneignung, besondere Hilfen. In: Landesjugendamt Württemberg-Hohenzollern 1985, S. 5-18

Thiersch, Hans 1964: Zur Jugendbewegung. In: Neue Sammlung. Göttinger Blätter für Kultur und Erziehung. 4. Jg. September/Okttober 1964. S. 429-437

Thiersch, Hans/Füssenhäuser, Cornelia 2001: Theorien Sozialer Arbeit. In: Otto/Thiersch 2001, S. 1876-1900

Thiersch, Hans/Grunwald Klaus/Köngeter, Stefan 2002: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In: Thole, Werner (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Unter Mitarbeit von Karin Bock und Ernst-Uwe Küster. Opladen, S. 161-179.

Thole, Werner 2000: Kinder- und Jugendarbeit. Eine Einführung. Weinheim/München

Thole, Werner/Küster-Schapfl, Ernst-Uwe 1997: Sozialpädagogische Profis. Beruflicher Habitus, Wissen und Können von PädagogInnen in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen

Thole, Werner/Pothmann, Jens 2006: Realität des Mythos von der Krise der Kinder- und Jugendarbeit. In: Lindner 2006, S. 123-145

Thole, Werner/Pothmann, Jens 2001: Der Krisenmythos und seine empirische Wirklichkeit. Stand der Kinder- und Jugendarbeit zu Beginn ihres zweiten Jahrhunderts. In: deutsche jugend, 49. Jg., H. 4, S. 153-164

Treptow, Rainer 1985: Stärkung der Kulturarbeit. Thesen zur aktuellen Suchbewegung in der Jugendarbeit. In: Landesjugendamt Württemberg-Hohenzollern 1985, S. 19-30

Treptow, Rainer 2007: Einleitung: Forschungsauftrag und Grundannahmen. In: Treptow/Flad/Schneider 2007, S. 15-26

Treptow, Rainer/Flad, Carola/Schneider, Sabine 2007: Handlungskompetenz in der Jugendhilfe. Eine qualitative Studie zum Erfahrungswissen von Fachkräften. Wiesbaden

Verlage Ehapa Egmont/ Axel Springer/ Bauer 2003: Kids-Verbraucheranalyse. Hamburg

Zinnecker, Jürgen/Behnken, /Maschke 2002: null zoff und voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrtausends. Wiesbaden

Zinser, Claudia 2005: Partizipation erproben und Lebenswelten gestalten. In: Deinet/Sturzenhecker 2005, S. 157-167

Hiermit erkläre ich durch meine Unterschrift, dass ich die Dissertation selbstständig verfasst, nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und wörtlich oder inhaltlich übernommene Stellen als solche gekennzeichnet habe.

Tübingen, 07.03.2010

Margit Auer

Hiermit erkläre ich durch meine Unterschrift, dass ich diese Dissertation weder anderweitig publiziert habe, noch sie für eine akademische oder staatliche Prüfung verwendet habe oder mit dieser oder einer anderen Dissertation bereits einen Promotionsversuch unternommen habe.

Tübingen, 07.03.2010

Margit Auer